

Friedrich Wessely

LEBEN AUS GOTT UND FÜR GOTT

Ein Weg zum
vollkommenen Christsein

Mit Druckerlaubnis des erzbischöflichen Ordinariates Wien
vom 2. Dezember 1940 Z. 4276/4.

Inhalt

<i>Biographie</i>	<i>1</i>
<i>Einleitung Im Dienste des dreieinigen Gottes.....</i>	<i>2</i>
<i>Der Mensch ist geschaffen</i>	<i>3</i>
<i>Gott ist das Leben</i>	<i>5</i>
<i>Gott ist die Einfachheit</i>	<i>8</i>
<i>Gott ist die Allwissenheit.....</i>	<i>11</i>
<i>Gott ist die Güte</i>	<i>13</i>
<i>Gott ist ein gegenwärtiger Gott</i>	<i>16</i>
<i>Der Dienst Gottes in der Welt.....</i>	<i>19</i>
<i>Dienst Gottes und Kindschaftsgnade</i>	<i>22</i>
<i>Die heiligste Dreifaltigkeit</i>	<i>25</i>
<i>Die Menschwerdung Gottes.....</i>	<i>28</i>
<i>Die Gemeinschaft mit Jesus Christus und ihre Bedingungen</i>	<i>30</i>
<i>Selig die Armen im Geiste; denn ihrer ist das Himmelreich (Mt. 5, 3).....</i>	<i>30</i>
<i>Selig sind die Trauernden, sie werden getröstet werden.....</i>	<i>38</i>
<i>Selig sind die Sanftmütigen, denn sie werden das Land besitzen</i>	<i>41</i>
<i>Selig sind, die Hunger und Durst haben nach der Gerechtigkeit, sie werden gesättigt werden</i>	<i>46</i>
<i>Die Grundhaltung der Empfänglichkeit für das Wirken Gottes in Gleichnissen</i>	<i>55</i>
<i>Das große Gastmahl</i>	<i>55</i>
<i>Die fünf Talente.....</i>	<i>56</i>
<i>Der ungerechte Verwalter</i>	<i>57</i>
<i>Die Arbeiter im Weinberg.....</i>	<i>58</i>
<i>Das Wesen der Gemeinschaft mit Jesus Christus</i>	<i>59</i>
<i>Die Geburt Gottes im Herzen des Menschen.....</i>	<i>59</i>
<i>Das Wachstum der göttlichen Tugenden.....</i>	<i>67</i>

Der Glaube.....	67
Die Hoffnung.....	73
Die Liebe.....	75
<i>Die Auswirkung der Gemeinschaft mit Jesus Christus (Die Tugendfülle).....</i>	<i>81</i>
Selig sind die Barmherzigen, sie werden Barmherzigkeit erlangen!.....	81
Selig die ein reines Herz haben, sie werden Gott schauen	86
Selig, die den Frieden bringen, sie werden Kinder Gottes genannt werden.....	90
Selig sind, die Verfolgung leiden um der Gerechtigkeit willen, denn ihrer ist das Himmelreich .	104

Biographie

DDr. Friedrich Wessely

Geboren 12. Mai 1909 als drittes und letztes Kind einer Beamtenfamilie in Wien-Dornbach. Gymnasium, Reifeprüfung 1920. Ein Semester Medizin, dann Studium der Geschichte und Kunstgeschichte (1926 Doktorat) 1920-1923 engerer Kontakt mit dem damals in Wien wirkenden P. Friedrich Kronseder SJ, der ihn mit der Geisteswelt des hl. Johannes vom Kreuz bekannt macht und ihm die 30tägigen Ignatianischen Exerzitien gibt. Am Schluss dieser Geistlichen Übungen private Gelübde, die der Form der SJ nachgebildet sind.

Eintritt in's Wiener Priesterseminar, 1930 Priesterweihe. Kaplan in Mödling bei Wien. 1933 Studienpräfekt im Wiener Priesterseminar, 1936 - 1945 Spiritual. 1936 Doktor der Theologie; 1939 Habilitation. 1940 Lehrverbot durch das NS Regime ohne Angabe von Gründen.

Sein Plan für die Reform des Wiener Priesterseminars (starke Betonung der Selbsttätigkeit der Studenten auf Grund einer von ihm erarbeiteten Geistlichen Grundlage; die Vorstehung sollte ein Oratorium auf gleicher Grundlage bilden) wurde von der kirchlichen Obrigkeit nicht akzeptiert. Wessely war seiner Zeit weit voraus; seine Vorstellungen decken sich weitgehend mit dem Vaticanum II.

Wessely geht an die Universität und liest dort Christliche Philosophie und sein „eigentliches Fach“ die „Askese-Mystik“. Intensive weitere Beschäftigung mit Johannes vom Kreuz und der „französischen Schule“ des Kardinals Berulle.

Intensive Exerzientätigkeit, besonders für Priester; Schwesternseelsorge (Karmel und Heimsuchung) 1948 Predigtreihe über das „Geheimnis Mariens“ zur Verdeutlichung der Weltweihe an das Unbefleckte Herz durch Pius XII. Einführung der Legion Mariens in Österreich, der er fortan bis zu seinem Tod am 6. Dezember 1970 hingebungsvoll dient.

Literarische Tätigkeit: Erklärungen der Lehre des hl. Johannes vom Kreuz, Jahrbuch für Mystische Theologie; Aufsätze über die Legion Mariens, „Eins mit Gott durch Maria“ etc.

Die für das Priesterseminar erarbeiteten „Geistlichen Grundlagen“ sind wesentlich für die geistliche Ausrichtung des 1978 in Österreich eingeführten Oratoriums des hl. Philipp Neri geworden. Vgl. Adelheid Liechtenstein OCist „Friedrich Wessely“ Salterrae Verlag Maria Roggendorf, Österreich.

Einleitung

Im Dienste des dreieinigen Gottes

Jeder Mensch sucht sein Leben so angenehm und schön als möglich zu leben. Er will aus seinem Leben etwas machen und in seiner Jugend prüft er seine Anlagen und je nach den Möglichkeiten, die ihm gegeben sind, sucht er sich die Lebensform, den Beruf aus, der ihm am ehesten ein glückliches Leben bieten kann. Er irrt sich oft bei seiner Rechnung, die er aufgestellt hat und denkt sich dann, ein anderer Beruf wäre für ihn besser und aussichtsreicher gewesen. Er bereut es häufig, sein Leben an das eines bestimmten andern Menschen gebunden zu haben und ist unglücklich über seine schlechte Wahl. Selten sind die Menschen, die ohne Einschränkung sagen können, wenn ich mein Leben noch vor mir hätte, ich hätte es nicht anders gelebt.

Aber auch abgesehen von der eigenen Irrtumsfähigkeit, die uns leicht einen Weg beschreiten lässt, der für uns nicht der beste ist, ist unser irdisches Glück von vielen Umständen abhängig, über die wir gar keine Gewalt haben; und sehr oft wandelt sich ein glückliches Los in ein hartes um.

Es ist klar, dass man danach streben wird, sein Leben so schön als möglich zu gestalten. Aber die Erfahrung zeigt uns, dass die „Annehmlichkeiten“ des Daseins gar nicht die Bedeutung für ein glückliches Leben haben, wie man gerne voraussetzt. Es ist doch eine Tatsache, dass die reichsten und gesündesten Menschen durchaus nicht immer die glücklichsten sind; und es gibt Menschen, denen das Leben, wie man sagt, fast nichts zu bieten hat, die aber dennoch vollkommen zufrieden sind und mit ihrem Los sich ganz abgefunden haben.

Es darf nicht unsere alleinige Sorge, ja nicht einmal unsere erste Sorge sein, in jene Lebensumstände zu gelangen, die ein angenehmes Leben ermöglichen. Dieses Glück ist doch so wandelbar und geht so rasch vorüber, dass man, um ruhig leben zu können, seinen Blick vor der Zukunft immer verschließen und so tun muss, als ob ein gegenwärtiger glücklicher Augenblick gar nicht vergehen könnte. Es wäre jedenfalls bedeutend klüger, sich hier auf Erden ein unvergängliches Glück zu sichern, ein Glück, eine innere Zufriedenheit, die auch dann noch bestehen kann, wenn ein Leid über uns kommt, wenn Sorgen aller Art unser Herz erfüllen.

Die Seele des Menschen ist viel weiter und geräumiger, als es zunächst den Anschein haben mag. Es sind zwar Tag für Tag die gleichen Nichtigkeiten, die sie ausfüllen, die sie erfreuen und ärgern; aber sie leidet auch unter dem Zwang der täglichen Notwendigkeiten und zeigt damit schon, dass sie hinausragt über die alltäglichen Ereignisse. Ja, die Seele des Menschen ist so weit, dass sie das Universum in sich aufnehmen könnte, ohne deshalb gesättigt zu sein. Zur Ruhe und zum Frieden kommt sie erst dann, wenn sie hingelangt bis zur Quelle des Glücks, bis sie diese Quelle in sich selbst gefunden hat. Solange ein Mensch Gott, die Quelle des Friedens, nicht in sich gefunden hat, solange ist er nicht wahrhaft glücklich, wie günstig auch immer sein Los ist. Und wenn er Gott gefunden hat, dann ist sein Frieden auch durch das bitterste Leid nicht gestört. Könnten wir doch den verborgenen Schatz, von dem der Herr gesprochen hat,

finden. Der Herr hat uns versprochen, dass wir zum wahren Reichtum gelangen werden, wenn wir nur wollen und uns bemühen. „Suchet, und ihr werdet finden.“ (Mt. 7, 7.)

Dieses Buch will ein Wegweiser sein zum geistigen Reichtum, es will helfen, den verborgenen Schatz in der eigenen Seele zu finden. Die Gedanken, die hier vorgelegt werden, sind sehr einfach und sehr alt, so alt wie das Christentum. Es ist eigentlich nur von einer einzigen Sache die Rede, vom Dienst an Gott. Zuerst wird der Satz: der Mensch ist geschaffen, um Gott zu dienen, erklärt und zu zeigen versucht, welchen Reichtum das Wort „Dienst“ in sich schließt und welches Glück, wenn man nur einmal bedacht hat, wer derjenige ist, dem gedient wird, und wenn man sich verdeutlicht hat, worin im einzelnen der Dienst bestehen muss. Es wird dann zweitens gezeigt, dass das Wort „Dienst an Gott“ einen ganz besonderen Inhalt erhält durch die Tatsache, dass Gott ein dreieiniger Gott ist und wir dazu berufen sind, nicht nur als Knechte, sondern als Kinder seinen Willen zu erfüllen.

Der Dienst am dreieinigen Gott, d. h. die Erfüllung seines Willens, besteht nämlich im wesentlichen darin, dass wir uns in sein Reich hinein versetzen lassen, in Gemeinschaft treten mit Jesus Christus und, von seinem Geiste bewegt, Abba, Vater, rufen lernen, um so zu seinen „verborgenen Söhnen“ gezeugt zu werden. Darin besteht unser edelster Dienst, dass wir uns dem Sohne Gottes so gleichgestalten lassen, dass jenes Wort, das der Vater zu seinem Eingeborenen spricht: tu es filius meus dilectus, in te complacui mihi, du bist mein vielgeliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe, auch für uns Geltung besitzt. Der zweite, der Hauptteil beschäftigt sich mit diesem edelsten „Dienst“. Er handelt von den Bedingungen, die unsererseits erfüllt sein müssen, damit wir „Sohn“ Gottes im vollen Sinne werden können; er zeigt, worin das Wesen der Sohnschaft oder der Geburt Gottes im Herzen des Menschen besteht und welches die Auswirkungen dieser Einigung mit Gott durch Jesus Christus sind.

Der Mensch ist geschaffen

Der Mensch ist geschaffen, um Gott zu loben, ihm Ehrfurcht zu erweisen und ihm zu dienen und dadurch sein Heil zu wirken.“ Dieser Satz leitet das Exerzitienbuch des hl. Ignatius ein. Er enthält eine Wahrheit, die erkannt, anerkannt und verkostet sein will in ihrer ganzen Tiefe, wenn das religiöse Leben auf einer Grundlage ruhen soll, die allen Anfechtungen standhält, und wenn es einen Ausgangspunkt haben soll, von dem es sich bis zur letzten Höhe mystischer Gottverbundenheit aufschwingen kann.

Der Satz ist und klingt so einfach, ist vielleicht auch schon so oft gehört worden, dass man wohl kaum vermuten kann, dass er uns eine neue Schau unseres religiösen Lebens vermitteln wird. Schon das Wort „Dienst“ hat einen so düsteren Klang, auch dann, wenn es der Dienst Gott gegenüber ist, dass man nur schwer glauben kann, dass die ausgesprochene Wahrheit unser Herz und Gemüt in Schwingungen bringen wird, wie sehr man auch versuchen mag, ihre Bedeutung klarzulegen.

Lassen wir unsere Vorurteile beiseite! Vielleicht berührt Gott unser Herz, wenn er unsern guten Willen sieht, und benützt gerade diese einfachen Worte, um uns etwas von seinem Geheimnis und von dem Geheimnis unseres Lebens zu enthüllen.

Der Mensch ist geschaffen! Die Durchdringung dieses Wortes könnte genügen, um dem Leben eine neue Wendung zu geben, das Leben eines Heiligen zu leben. Diese Wahrheit besagt nämlich eine vollkommene Abhängigkeit des Geschöpfes von seinem Schöpfer, eine Abhängigkeit, die nach dem ruhigen Urteil der Vernunft so weit reicht, dass auch die geringste Lebensäußerung nicht ohne Gott möglich ist, sondern nur mit ihm. Jeder Herzschlag, jeder Atemzug, jede Bewegung des Körpers ist nur dank der Mithilfe Gottes möglich; jeder Gedanke, jedes Wort, jede gute Regung stammt zuletzt von Gott.

Freilich empfinde ich diese Abhängigkeit nicht, ich empfinde nur mehr oder weniger schmerzlich die Abhängigkeit von der Umwelt. Vom Anbeginn meines Lebens stand ich unter ihrem bestimmenden Einfluss. Unsere körperlichen und geistigen Anlagen, die Art ihrer Entwicklung ist zum großen Teil bedingt durch den Einfluss, den Eltern, Lehrer und Kameraden auf uns genommen haben; täglich sehen wir uns in unserm geistigen und leiblichen Wohlbehagen in Abhängigkeit von der Gunst oder Missgunst der Mitmenschen, der Vorgesetzten und Untergebenen; stets sind wir in unserer Stimmung beeinflusst von Nahrung, Kleidung und Witterung.

Diese Abhängigkeit, die wir zwar nicht immer empfinden, die wir aber, wenn wir wollen, doch leicht wahrnehmen können, ist nur ein Schatten jener Abhängigkeit, in der wir uns von Gott befinden. Um ein Gefühl dieser restlosen Abhängigkeit zu verspüren, müssten wir ein Erlebnis haben, ähnlich jenem, das einst St. Franziskus im Traume hatte. Er sah seine Vaterstadt mit allen ihren Gassen und Häusern und Türmen, aber er sah sie alle in verkehrter Weise von oben herabhängend. Würde man alle Dinge so sehen, sie machten auf uns den Eindruck absoluter Hilflosigkeit, und dieser Eindruck wäre umso stärker, je größer und massiver die Dinge wären. In diesem Zustand der Hilflosigkeit befinden sich alle Dinge, befindet sich auch mein eigenes Leben. Stets schwebt es über dem Abgrund des Nichts, und Gott hält es und trägt es allein.

Unsere allumfassende Abhängigkeit von Gott hat nur solange etwas Bedrückendes, solange man nicht erkennt, wer Gott ist, solange man vergisst, dass der unumschränkte Herr des eigenen Lebens die unendliche Liebe ist. Man muss nur an Stelle des Wortes „Gott“ unendliche Liebe setzen, um in der Abhängigkeit von Gott den großen Trost des Lebens zu erkennen.

Die Abhängigkeit, in der alle Dinge zu Gott stehen, befreit den Menschen auch von jeder Menschenfurcht. Sind doch alle Menschen in all ihrem Tun an die Zulassung Gottes gebunden, sind sie doch alle, wie boshaft sie auch sein mögen, ganz in ihrem Wirken von Gott abhängig. Sie können nur soweit Schaden stiften, als Gott ihnen dazu die Macht verleiht – nicht mehr – und Gott wird sie nicht stärker auf mich in einer schädigenden Weise einwirken lassen, als es für mich selbst von Vorteil ist, als es notwendig ist für die Reinigung und Läuterung meiner Seele und die Sühne meiner Schwachheiten.

Die Geschöpflichkeit hat nichts Bedrückendes, sondern etwas Befreiendes an sich. Sagt sie uns doch, dass wir nicht nur von Gott geschaffen sind, sondern dass wir auch für Gott geschaffen sind, dass wir also nicht für ein endliches, sondern ein unendliches Gut da sind. Für Gott geschaffen sein, heißt aber, dass das gesamte Tun und Lassen, das Leben in seinem ganzen Umfang für Gott da ist, ihm dienen muss.

Gott ist das Leben

Die Tatsache, dass wir von Gott geschaffen sind, hat zur notwendigen Folge, dass wir das Eigentum unseres Schöpfers sind, dass wir für ihn geschaffen und zu seinem Dienste verpflichtet sind. – Das Wort Dienst hat einen sehr verschiedenen Klang. Von der Art des Dienstes, die wieder von der Person des Dienstgebers bedingt ist, hängt es ab, ob dieses Wort einen schönen oder abstoßenden Klang hat. Dienst am Kranken, Dienst am Kinde, Dienst am Volke, das klingt wie ein Lobspruch; aber man spricht auch von einem Frondienst, einem erzwungenen Dienst, und dann hat dieses Wort etwas Verächtliches an sich, etwas Menschenunwürdiges. Die Art des Dienstes ist abhängig vom Dienstgeber. Wenn man vom Dienst am Mitmenschen spricht, kann dieses Wort sehr viel bedeuten, weil eben dem Mitmenschen in sehr verschiedener Weise gedient werden kann. Wenn man nun erst vom Dienst Gottes spricht, so kann man sich denken, dass damit eine unendliche Fülle von Möglichkeiten angedeutet ist, und es wird von der Tiefe und Weite des Gottesbildes eines Menschen abhängen, wie tief und wie weit er den Dienst Gottes aufzufassen vermag. Um zu begreifen, in welcher Weise Gott am besten gedient werden kann, muss also zuerst die Frage gestellt werden: Wer ist Gott?

Gott ist die unendliche Fülle und vereinigt alle Vollkommenheiten in sich, und zahllos sind die Namen, mit denen wir sein Wesen auszudrücken suchen. Es sind Namen, mit denen wir die Einzigartigkeit Gottes bezeichnen wollen. Wir sprechen daher stets von Gott in höchsten Ausdrücken. Mächtigster, Gewaltigster, Barmherzigster, Gerechtester, einziger Trost, einzige Freude. Mit diesen und vielen andern Namen benennen wir Gott, und alle diese Namen entspringen unserer Seele je nach der Verfassung, in der sie sich gerade befindet. Ein kummervolles Herz spricht von Gott anders als ein von Freude erfülltes, ein ängstliches anders als ein zuversichtliches, ein schuldbeladenes anders als ein von Schuld gereinigtes. Daraus ersehen wir, dass die verschiedenartigen seelischen Stimmungen Gnaden sind, die Gott uns gibt, damit wir immer neue Seiten an seinem Wesen erkennen und in unserer Gotteserkenntnis wachsen.

Aber all diese Namen sind zu gering, um das Wesen Gottes wirklich auszudrücken, sie sind alle mehr oder weniger der geschöpflichen Welt entnommen, die ja doch nur ein Schatten der Herrlichkeit Gottes ist. Weil man dies so sehr empfunden hat, hat man Gott als denjenigen bezeichnet, der ganz anders ist als alles andere, der mit endlichen Maßstäben nicht zu messen ist. Man hat ihn mit Namen genannt, die alles Endliche von ihm abstreifen. Das vierte Lateran-Konzil nennt ihn daher den Zeitlosen, den Unermeßlichen, den Unveränderlichen, den Unbegreiflichen, den Unaussprechlichen. Es ist, wie wenn man Einhalt gebieten wollte, Gott mit Namen zu nennen, wie wenn man Schweigen gebieten wollte vor dem Unnennbaren und ganz Anderen. „In dir ruht das All und schwingt sich zugleich dir entgegen, denn es mündet in dir, der du Einer bist und Alles und doch wieder keines von Allen, weder eins noch alles; wie soll ich dich also nennen, du allein Namenloser, den doch alle Namen bekennen“ (Gregor v. Nazianz).

Trotz unseres Unvermögens, das Wesen Gottes durch unsere Begriffe auszudrücken, suchen wir doch nach Namen, die am ehesten das ausdrücken, was Gottes Wesen ist. Es handelt sich dabei natürlich nicht darum, irgendein Eigenschaftswort herauszugreifen und zu behaupten,

dieses entspreche Gott am besten, sondern wir müssen zur Erkenntnis des Letzten gelangen, was Gott ist; wir müssen dasjenige erfassen, aus dem sich die ganze Fülle Gottes herleitet, dann wird sich von selbst der Name finden, der das Wesen Gottes am tiefsten zum Ausdruck bringen kann.

Die Richtung, in der die Lösung zu finden ist, gibt uns die Geschichte des alten Bundes, die das allmähliche Heranreifen des Gottesbegriffes zeigt. Abraham, Jakob, Josef, Moses deuten verschiedene Stufen in der Entfaltung des Gottesbegriffes an. Dem frommen Abraham war die Einzigkeit und die Treue Gottes das Fundament seines Glaubens. Seinem Enkel Jakob erschien Gott als der erschreckend nahe Gott und zugleich als der helfende Gott, der trotz aller menschlichen Untreue seine segnende Hand nicht zurückzieht. Für den ägyptischen Josef war Gott der Gott der Vorsehung und der unwandelbar gerechte Gott, der noch aus Bösem Gutes hervorgehen lassen kann. In dem Maß, als diese Männer, von Gott getrieben, bestimmte Tugenden übten, erkannten sie diese nur in unendlicher Steigerung auch in Gott. Den ersten ihrer Vorzüge und damit auch den „besten“ Namen Gottes fanden sie aber erst, als sie in höchster Gefahr sich befanden, dieses ersten Vorzuges verlustig zu gehen. In den Tagen der äußersten Sorge und Angst um die eigene Existenz, in den Tagen, da die männliche Nachkommenschaft vernichtet werden musste und das Volk sich dem Sterben preisgegeben sah, da offenbarte sich Gott dem Moses als der Gott des Lebens, als der Gott, dessen Name lautet „Ich bin“, als der Gott, der das absolute Sein ist.

Gott ist so sehr das Sein, dass man ihn gar nicht nichtseiend denken kann. Er ist das reine Sein. Das kann für mich bloß ein Wort sein, es kann aber auch diese Erkenntnis für mich der Anlass und der Beginn eines neuen Lebens bedeuten. Damit diese Wahrheit in mir Leben gewinnt, wird es notwendig sein, in irgendeiner Weise den gleichen Weg zu gehen, den das alttestamentliche Volk gegangen ist, d. h. nur auf dem Weg über die Erkenntnis des eigenen Nichts, des eigenen hingefälligen Daseins kommt man zu einer Erfahrung oder Ahnung, was es heißt, dass Gott das Sein selbst, das Leben ist. Den Weg zu dieser erfahrungsmäßigen Erkenntnis kann man sich dadurch bahnen, dass man immer wieder der Zufälligkeit unseres Daseins eingedenk bleibt.

Niemand hat nach uns gefragt, bevor wir das Licht der Welt erblickten, niemandem wären wir abgegangen. Plötzlich sind wir aus dem Nichts aufgetaucht. Man hat für uns gesorgt, bevor wir noch selbst um unser Dasein wussten. Unfehlbar kommt eine Stunde, da wir uns in diesem unserem Leben, das wir mit so großer Selbstverständlichkeit leben, bedroht sehen werden. Vielleicht wird die Tätigkeit der Sinne gelähmt sein und wir werden in eine dunkle Nacht hineinstarren, wir werden lauschen, etwas zu hören, aber keine menschliche Stimme wird an unser Ohr dringen. Wir werden mit aller Anstrengung suchen, uns an etwas zu erinnern, und es wird uns nicht gelingen. Wir werden versuchen zu bereuen und werden es vielleicht nicht vermögen. Wir werden in der furchtbaren Angst sein, vernichtet, ausgelöscht zu werden. Wenn wir daran denken, dann wird in uns die Gewissheit lebendig, dass wir in Wahrheit nichts sind, dass unser zufälliges Dasein gar nicht verdient, Sein genannt zu werden; dann erfassen wir auch, was es heißt, Gott ist das Sein, der Ursachlose, Unabhängige. Gott selbst führt uns hin zu dieser Erkenntnis, wenn er uns krank werden lässt, wenn er uns von unsern Mitmenschen bedrängt sein lässt, wenn er diesen gestattet, dass sie uns beiseite schieben. Diese Erlebnisse sollen mich nicht niederdrücken. Gott ließ diese an sich bitteren Erfahrungen nur zu, dass sie mich erken-

nen lassen, dass Gott das alleinige wahre Sein ist. Damit beginnt für den Menschen erst das Leben, zu dem er geschaffen ist, denn „das ist das ewige Leben, Dich erkennen, den allein wahren Gott“ (Joh. 17, 3).

Manche Menschen werden von Gott auf einem andern Weg zur richtigen Selbsterkenntnis geführt. Nicht äußere Misserfolge und Schwierigkeiten lassen sie ihr Nichts erkennen, im Gegenteil, ihr äußeres Leben ist von Glück begünstigt, und überall verstehen sie es, ihren Willen durchzusetzen. Aber solche Menschen empfinden es oft überaus schmerzlich, wie gering trotz äußerer Erfolge ihre Fähigkeiten sind. Deutlich sehen sie, wie sie ihre Erfolge mit der Hilfe anderer errungen haben, sie erfassen ihre eigene Unzulänglichkeit und wissen, dass sie sich selbst nichts zuschreiben können. Und gerade dann, wenn sie sich einmal selbstzufrieden auf ihren eigenen Leistungen ausruhen wollen, fallen sie auch schon wieder zurück in ihre alten Schwächen. Diese schmerzliche Erfahrung soll wieder nicht niederdrücken, sondern soll uns Gott als den begreifen lassen, der ganz anders ist, der weder durch äußere Umstände noch auch in sich selbst begrenzt ist. Die Theologen sagen, Gott ist das ens plenissimum, die Fülle des Seins, indem er allen nicht nur das Sein schenkt, sondern in sich selbst keine Grenzen hat.

Noch auf einem dritten Weg führt uns Gott zur Erkenntnis unserer Unzulänglichkeit und zur Erkenntnis seines reichen Lebens. Die meisten Menschen von heute leiden unter der Tatsache, dass sie nicht das zu leisten vermögen, was sie leisten wollten. In ihrer Phantasie stellen sie sich die großen Werke vor, die sie vollbringen wollen, durch die sie ihre Umwelt überragen wollen, und in Wirklichkeit vermögen sie mit den Leistungen der Mitmenschen nicht einmal Schritt zu halten. Aber auch jene Menschen, die seelisch gesünder sind und nicht unter allen Umständen den andern überlegen sein wollen, leiden unter der Tatsache, dass die Wirklichkeit immer hinter der Möglichkeit zurückbleibt; die Ausführung der Tat sieht immer anders, unvollkommener aus als der Vorsatz. So haben auch die Gesunden Angst vor der Zukunft, weil sie wissen, dass es auf ihre Leistungen ankommen wird und weil sie aus Erfahrung wissen, dass sie soundsoviele Möglichkeiten zur Tat ungenutzt verstreichen ließen. Indem wir unsere Unzulänglichkeit empfinden, in der Erkenntnis des Unterschiedes zwischen Möglichkeit und Wirklichkeit, sollen wir unsern Blick zu Gott erheben, um hier zu sehen, dass es in Gott diesen Unterschied nicht gibt. In Gott gibt es keine Möglichkeit, keine Entwicklung. Gott ist die reine Tätigkeit, das ens actualissimum, wie die Theologen sagen.

Indem wir bis zum Abgrund unseres Nichts hinabsteigen, finden wir den weisesten der Gottesnamen: Gott ist das reine Sein, die lauterste Wirklichkeit. Diese Erkenntnis muss ihren Einfluss im Alltagsleben geltend machen. Wenn ich nämlich zur erfahrbaren Erkenntnis meines Nichts gelangt bin, nicht nur durch die Betrachtung meines eigenen Versagens, sondern noch vielmehr durch die Betrachtung der unendlichen Größe Gottes, dann muss ich jede ängstliche Sorge um dieses „Nichts“ ablegen, einmal, weil es diese übertriebene Sorge, die der Mensch gewöhnlich für sich aufbringt, nicht verdient. Sodann aber, weil man erkennt, dass man aus sich, unabhängig vom göttlichen Willen, gar nicht für sich sorgen kann. Die Ablegung jeder unvernünftigen Sorge und Furcht soll die erste Folge der Erkenntnis sein, dass ich geschaffen bin, und zwar von dem geschaffen bin, der selbst das Leben, die Wirklichkeit ist.

Eine weitere Folge dieser Erkenntnis des „weisesten Gottesnamens“ ist die, dass in mir eine gewisse Leidenschaft aufwachen muss für alles wahre und wirkliche Sein, ein steigendes Inter-

esse für die Quelle, aus der mein Leben fließt. Eine Bereitschaft und ein Drang, innerlich sich nicht an Dinge zu binden, die uns nicht an sich binden wollen, sondern über sich hinaus weisen, auf denjenigen, der sie geschaffen hat. Jeder Mensch hat ein unstillbares Verlangen nach einem reichen, schönen, guten, erfüllten Leben. Die Erkenntnis, dass Gott selbst die Wirklichkeit und das Urleben ist, zeigt an, wo diese Sehnsucht allein ihre ganze Erfüllung finden kann. So müssen wir sprechen können:

Keine Schönheit dieser Welt soll und wird mein Herz je fesseln, sondern nur - ich weiß nicht was - das sich wohl noch einmal findet. (Joh. v. Kreuz.)

Wir sind geschaffen, Gott zu dienen, d. h. dem Sein, dem Leben zu dienen. Wie könnte das Leben etwas anderes von uns verlangen als wieder Leben? So muss man wissen, dass all das, was man Gebot Gottes nennt, zugleich dasjenige ist, was uns vor dem Sterben oder der Beeinträchtigung des Lebens zurückhalten will, was unserm eigenen Leben dient. Wie oft hat der naive Mensch den Eindruck, wie wenn er in seinem Lebensdrang durch die Gebote gehindert wäre, aber dies ist nur ein Eindruck der halb erblindeten Natur; in Wirklichkeit sind alle Gebote nichts anderes, als eine weitere Fortführung des ersten Gebotes, das die Menschheit von Gott empfangen hat: „Wachset und mehret euch und macht euch die Erde untertan.“ Diese Tatsache weiß jeder, der die Gebote nicht nur hört, sondern hält; er weiß aus Erfahrung, dass sich in ihrer Erfüllung sein Leben gefestigt und gesteigert hat, dass die Gebote Gottes in Wahrheit Gebote des Lebens sind

Gott ist die Einfachheit

Der Gott unseres Glaubens ist ein einfacher Gott. Wenn wir dieses Wort aussprechen, so empfinden wir zuerst überhaupt nichts. Wir sehen nicht einmal ein, dass damit von Gott etwas Großes und Vollkommenes ausgesagt wurde, etwas, was von uns nachgeahmt werden muss, wenn wir Gott dienen wollen. Die Tatsache, dass wir bei dieser Vollkommenheit Gottes nichts empfinden, kommt daher, weil es auch eine Einfachheit gibt, die keine Vollkommenheit, keine Fülle, sondern einen Mangel ausdrückt. Auch eine Linie oder ein Punkt ist etwas Einfaches, aber man vermag darin nichts Vollkommenes zu sehen. Ein Haus, das nur mit einer Farbe angestrichen ist, macht einen einfacheren Eindruck als eines, das bunt bemalt ist. Kann ich nun sagen, dass das erste „besser“, vollkommener sei als das andere? Dann wäre eine weiß getünchte Wand kostbarer als eine Wand, auf die ein Künstler ein Gemälde gemalt hat. Wenn wir von einem Menschen sagen: dies ist ein einfacher Mensch, dann verstehen wir darunter auch nicht immer einen solchen, den wir ob seiner Vollkommenheit nachahmenswert finden, sondern meist einen Menschen von gutem Willen, aber nur geringen geistigen Interessen; einen Menschen, der keine Probleme hat, aber nicht deshalb, weil er sie gelöst, sondern weil er sie sich nie gestellt hat. Es ist also nicht jede Einfachheit vollkommener als eine Zusammengesetztheit, sonst wäre schließlich ein vernunftloses Tier vollkommener als ein Mensch, weil dieser aus einem Leib und einer geistigen Seele zusammengesetzt ist.

Wir sehen indes sofort ein, inwiefern die Einfachheit eine besondere Vollkommenheit ist, wenn wir uns z. B. die Frage vorlegen, welches Sein vollkommener ist, jenes, das sein Ziel nur

erreichen kann durch Aufwendung verschiedener Kräfte, oder jenes, das einer Vielfalt von Kräften zur Erreichung seines Zieles nicht bedarf. Was ist vollkommener, das Denken eines Menschen, der, um zur Erkenntnis der Wahrheit zu gelangen, einer langen Reihe von Vorstellungen und geistiger Bilder bedarf, oder die Erkenntnis eines Engels, der zum gleichen oder besseren Resultat gelangt durch ein einfaches Schauen. Es ist ja auch der Sinn aller Erfindungen, dass auf stets einfachere Weise eine gleiche oder bessere Wirkung erzielt werde. Wenn wir dies bedenken, dann bekommen wir ein Gefühl dafür, dass Einfachheit ein Zeichen besonderer Vollkommenheit ist. Bei Gott aber bewundern wir diese Einfachheit, weil hier überhaupt keine Spur einer Zusammensetzung sein kann, obwohl in ihm die unendliche Fülle wohnt. Freilich wenn wir bloß philosophisch die Sache betrachten, dann sehen wir ein, dass Unendlichkeit notwendig nach der Einfachheit verlangt, aber für unser Erleben ist es vielleicht angebracht, zunächst die Einfachheit in der Unendlichkeit zu bewundern.

Diese Einfachheit Gottes ist für uns nicht nur bewunderswert, ist nicht nur ein Geheimnis, sondern sie muss uns im Grunde der Seele bewegen.

Wir sollen doch alle einmal vor das unverhüllte Antlitz Gottes treten, mit ihm ein Leben leben, mit ihm, der uns gerade in seiner Einfachheit so unzugänglich erscheint. In ihm ist ja nicht einmal jene Zusammensetzung zu finden, die in den höchsten Cherubim und Seraphim anzutreffen ist, und die uns unterscheiden lässt zwischen dem Engel und den Tugenden, die er besitzt. Am höchsten Engel kann ich immer noch seine Heiligkeit bewundern, seine Güte und Weisheit, aber es ist mir nicht möglich, „an“ Gott dies oder jenes zu bestaunen, denn bei ihm gibt es kein dies und das; alles, was an ihm ist, das ist er selbst, alles, was er hat, das ist er. Ich kann seine Weisheit nicht bewundern, ohne seine göttliche Substanz damit anzustaunen, denn er ist nicht nur weise, sondern die Weisheit, und diese Weisheit ist wieder vollkommen eins mit seiner Liebe und Gerechtigkeit. Liebe, Weisheit und Gerechtigkeit ist also dasselbe, was die Substanz ist, und ist selbst untereinander und miteinander identisch; denn in Gott sind keine Grenzen und Teile, sondern er ist eine unangreifbare Maßlosigkeit für unsern Verstand, eine dunkle Nacht, eine in sich schwebende Finsternis und dennoch ist er für uns, den vergötlichten Menschen, das Maß und das Ziel auch in seiner unbegreiflichen Einfachheit.

„Gott ist ein einig Ein, wer seiner will genießen, muss sich nicht weniger als er in ihn einschließen.“ (Angelus Silesius.)

Er muss sich also in die unergründliche Einfachheit Gottes einschließen und einfach werden mit dem Einfachen. Gott selbst gibt uns die Erkenntnis seiner Einfachheit nicht deshalb, damit wir um eine Erkenntnis reicher seien, sondern um uns aufzufordern, nach der Weise dieses Erkennens nun auch zu wirken. Wir sind gerufen, Gott zu dienen, und wie könnte man dem unendlich einfachen Gott besser dienen, als wenn man sich bestrebt, einfach zu werden mit dem Einfachen. Wir können natürlich niemals einfach werden in dem Sinne, wie Gott einfach ist. Wir werden immer aus Leib und Seele bestehen, und niemals werden unsere Tugenden mit der Substanz unseres Wesens zusammenfallen. Aber dennoch können wir zu einem Abbild der göttlichen Einfachheit werden.

Um den einfachen Gott nachzuahmen, muss man zuerst erwägen, dass Gott so einfach ist, dass es in ihm kein Nacheinander, kein Nebeneinander gibt, und dass die Dreiheit der Personen die Einfachheit nicht stört, sondern begründet.

In Gott gibt es kein Nacheinander. Gott ist immer derselbe im Ruhen und im Wirken. Er ist „die große Stille, der Unveränderliche“. Wir müssen teilhaben an Gottes Unveränderlichkeit. So lange ein Mensch nicht einfach ist, hat er eine Fülle von Gedanken und Plänen, die meist sehr rasch wechseln. Er erstrebt stets das, was ihm als persönlicher Vorteil erscheint. Der Grund seines Wirkens ist sein eigenes zersplittertes, vielfältiges Wesen. Er gehorcht seinen Launen und dem Ruf seiner Begierden. Sein Leben hat keine Linie, und alle seine Werke folgen aufeinander, ohne eine innere Beziehung zueinander zu haben, außer der einen, dass es Werke sind, die den augenblicklichen, stets wechselnden Bedürfnissen seiner Person entgegenkommen. Dies gilt auch von den Werken religiöser Menschen, die sich die Einfachheit noch nicht errungen haben. Heute dienen sie Gott und beten viel, weil es ihnen heute so gut erscheint, sie üben Werke der Nächstenliebe und üben bestimmte Tugenden, weil es ihnen gerade so in den Sinn gekommen ist. Sie wechseln stets in den guten Vorsätzen, ohne je einen auch ganz ausgeführt zu haben.

Der einfache Mensch dagegen strebt stets einem einzigen Ziel zu und ordnet alles diesem einen Ziel unter. Freilich, wenn dieses Ziel nicht das höchste ist, so können nicht alle Kräfte der Seele ihm dienstbar gemacht werden. Wird nicht Gott zum einzigen Ziel gemacht, so kommt in den Menschen doch eine Zerrissenheit hinein, weil das Verlangen des Edelsten im Menschen, das in Wirklichkeit Gott zustrebt, unterdrückt wird.

Der wahrhaft einfache und relativ unveränderliche Mensch ist daher jener, der Gott zur Richtschnur seines Handelns gemacht hat. Stets fragt er nach seinem Willen. Er gehorcht seinen Vorgesetzten, weil er Gott gehorchen will, er liebt seinen Nächsten, weil er ein Abbild Gottes ist, er betet, weil dies eine Verherrlichung Gottes bedeutet. Er freut sich all der Schönheiten des Lebens, weil er in ihnen Gaben Gottes sieht, er weicht dem Kreuz nicht aus, weil Gott es ist, der es auferlegt.

Der Mensch, der nicht einfach ist, hat den Blick seiner Seele stets auf sich gerichtet. Bei allen Ereignissen stellt er die Frage: Was bedeutet dies für mich, wie kann ich mir einen Vorteil verschaffen, ein Übel abwenden?

Der einfache Mensch stellt stets die Frage: Was verlangt jetzt Gott von mir? Seine einzige Sorge ist die Ehre Gottes. Eine Folge dieser seelischen Haltung ist eine relative Wunschlosigkeit in allen indifferenten Dingen und eine gewisse „Rücksichtslosigkeit“. Er ist nicht um sich besorgt, er will in keiner Weise vor den andern auffallen. Er will seine Weisheit nicht vor andern leuchten lassen und hat kein Interesse daran, seine Unterlegenheit ängstlich zu verbergen. Der einfache Mensch ist der unbedingt verlässliche Mensch, er ist heute nicht anders als morgen, er ist immer derselbe.

In Gott gibt es kein Nebeneinander von Vollkommenheiten, sondern alles ist eins. Er ist die Einfachheit der Fülle, die „tönende Einsamkeit“. Auch in uns soll es kein „Nebeneinander“ geben. Zu Beginn des geistlichen Lebens ist es noch so, dass man sich die einzelnen Tugenden gesondert erwerben will. Zum Teil ist dies anfänglich auch notwendig, weil man nicht alle Fehler auf einmal ablegen kann. Aber nach und nach kommt es dazu, dass man alle Tugenden gleichzeitig übt. Oder klarer ausgedrückt, die Liebe ist so sehr das vorherrschende und sie tritt als die Form aller Tugenden so sehr in den Vordergrund, dass alle Tugenden nichts anderes zu sein scheinen als verschiedene Erscheinungsweisen ein und derselben Grundtugend.

Deshalb sah sich auch Paulus genötigt, da er von der Liebe sprach, alle andern Tugenden mit anzuführen. Der einfache Mensch ist also derjenige, der die verschiedenen Tugenden nicht gesondert übt, sondern weil er eine große Liebe hat, alle zu gleicher Zeit. Ein solcher Mensch lebt ein wunderbares Leben, es scheint mit der Liebe zusammenzufallen. Sein Leben besteht nur in der Liebe und ist doch fern von aller Einseitigkeit.

Der unendlich einfache Gott ist der Gott der drei Personen, der Drei-Einigkeit. Die Dreiheit der Personen stört in keiner Weise die Einfachheit. Der einfache Mensch, der nur Gott erstrebt, und daher heute und morgen derselbe ist, in dem sich alles zur Einheit zusammenschließt, weil alles von der Liebe bestimmt ist, dieser Mensch ist zugleich jener, der mit Gott zu jener Vertraulichkeit und Liebe gelangt, in der er sagen kann, dass er mit Gott zu einem Geist wird, insofern, als in ihm keine anderen Interessen mehr leben als die göttlichen, kein anderer Wille mehr sich regt, als der Wille Christi. Die Einfachheit unseres Lebens führt zu jener Einheit mit Gott, die es bewirkt, dass unser Leben in allen seinen Äußerungen nichts anderes wird als ein Widerschein der göttlichen Wesenheit, ein Echo des ewigen Wortes. So wie alles, was in Gott ist und was Gott hat, Gott ist, so soll und wird alles, was wir sind und haben, zu Gott hinführen, ein Abbild seiner Schönheit sein. Dann ist auch in uns alles ein und dasselbe.

Gott ist die Allwissenheit

Wir sind geschaffen, um dem allwissenden Gott zu dienen. Wenn wir von der Allwissenheit Gottes hören, dann erinnern wir uns zuerst immer der ersten kindlichen Vorstellungen, die wir mit diesem Wort verknüpften. Wir erinnern uns der Tatsache, dass dem Blick Gottes nichts verborgen ist, dass alle Dinge, die großen und die unscheinbarsten, die gegenwärtigen und die kommenden wie auch die vergangenen, in alle Ewigkeit vor seinem Auge stehen; wir erinnern uns der Tatsache, dass auch unsere geheimsten Gedanken und feinsten Absichten vor ihm wie im klarsten Licht ausgebreitet liegen.

Es ist ein Zeichen einer engen Auffassung, wenn man dieses Wissen Gottes einschränken möchte, wenn man meint, dass es zu „groß“ ist, um allen Dingen und Ereignissen seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Hinter dieser „großzügigen“ Auffassung vom göttlichen Wissen verbirgt sich zuletzt nur eine eigene Ehrfurchtslosigkeit vor den Geschöpfen Gottes und überhaupt vor dem Sein. Es bleibt unumstößliche Wahrheit, dass kein Sperling vom Dach fällt, dass kein Haar vom Haupte fällt, ohne Gottes allwissende Mitwirkung.

Mein Leben ist bis in die kleinsten Einzelheiten Gott bekannt. Die Tatsache, dass es neben mir eine unzählbare Menge anderer Wesen gibt, denen Gott ebenfalls seine Aufmerksamkeit zuwendet, verringert durchaus nicht die unendliche Aufmerksamkeit, die Gott meinem Leben schenkt.

Der Blick Gottes ruht so auf mir, wie wenn ich das einzige Geschöpf Gottes wäre, wie wenn sich in meiner Erhaltung, in der Sorge um mein Leben das Wirken Gottes erschöpfte. Der Blick Gottes ist ein schöpferischer Blick. Gott sieht mich ganz anders an, als irgendein Mensch mich ansehen kann. Ein Mensch kann immer nur sehen, was schon da ist, oder wenn er etwas

sieht, was nicht da ist, dann gewinnt dies deshalb kein Leben. Man sagt dann, der Mensch ist ein Phantast, er bildet sich etwas ein. Nicht die Dinge bilden sich in ihm ab, sondern er selbst bildet sich etwas ein. Mit dem Schauen Gottes ist es aber anders bestellt, denn hier erstehen erst die Dinge unter seinem Blick; weil er die Dinge sieht, deshalb sind sie da. Dies geht freilich über unsere Vorstellungskraft unendlich hinaus, aber vielleicht kommt uns diese Wahrheit gefühlsmäßig näher, wenn wir an den „schöpferischen“ Blick mancher Menschen denken, die durch ihr bloßes Sehen etwas hervorrufen, was vorher nicht da war. Ein Blick kann genügen, um einem mutlosen Menschen wieder Kraft zu geben, er kann in einem Menschen die Reue erstehen lassen, er kann in einer Seele Liebe, Furcht oder Scham aufstehen lassen. So müssen wir uns den Blick Gottes denken, der auf uns hinblickt und uns durch seinen Blick Sein und Leben, Gnade und Tugenden, das Verlangen nach ihm gibt. Alles Edle und Gute stammt von diesem schöpferischen Blick Gottes, auch unser Entschluss, ihm zu dienen.

Dieser Blick Gottes trifft mich nicht nur irgendwie zufällig, sondern es ist jener Blick, der die ganze Unendlichkeit Gottes durchdringt. Indem Gott sich selbst sieht und damit die Unendlichkeit mit einem einfachen Blick durchdringt, schaut er damit auch alle wirklichen und möglichen Nachahmungsweisen seines unendlichen Seins. Es ist so, wie wenn jemand seinen Namen laut ruft und seine eigene Stimme hört, aber auch das Echo seiner Stimme und so seinen Namen rufen hört; es ist so, wie wenn jemand in einen bewegten Wasserspiegel blickt und sich selbst auf hundertfältige Weise darin findet, so blickt Gott, indem er sich selbst schaut, auch auf sein Bild, so hört Gott, indem er seinen Namen ausspricht, auch auf das Echo seines Namens. So ist also der einfache unveränderliche, die ganze Unendlichkeit durchdringende Blick Gottes auf mich gerichtet. So schaut Gott also nie „aus sich heraus“, sondern immer nur in sich hinein, und in diesem „nach innen“ gerichteten Blick bin ich miteingeschlossen.

Wir bewundern die Allwissenheit Gottes, noch mehr die Art seines schöpferischen Wissens und die Einfachheit dieses Wissens, das er gewinnt aus der Schau seiner eigenen Wesenheit. Da sehen wir aber sofort, dass es also noch etwas Größeres gibt als das Wissen um die vielen Dinge, und dass man unter „Allwissenheit“ verstehen darf das „All“ Gottes. Indem er sich selbst schaut, schaut er alles, denn Gott ist Alles in Allem. Wenn er aber sich selbst schaut, dann weiß er auch, wer er ist, dann weiß er auch um sich selbst. Wenn ein Mensch nicht nur bedeutend ist, sondern auch um seine Bedeutung weiß, dann verleiht dies seinem ganzen Auftreten etwas majestätisches. Wir können daher an die „Allwissenheit“ Gottes nicht denken, ohne uns dabei zugleich seiner unendlichen Majestät bewusst zu werden.

Gott kennt mich und er kennt mich nur als ein Abbild seiner selbst. Dieses Bild Gottes muss immer mehr Gestalt gewinnen, muss im gesamten Sein und Wirken seinen Ausdruck finden. Auch – und vielleicht zuerst – muss das Wissen des Menschen ein Gleichnis der göttlichen Allwissenheit sein. Der Drang nach Wissen muss daher gepflegt werden, und die Schwierigkeiten, die mit der Aneignung des Wissens gegeben sind, müssen überwunden werden. Das Studium, die Aneignung des Wissens, die schöpferische Gestaltung des erworbenen Wissensstoffes ist also eine durchaus ethische Aufgabe, und ein Verzicht auf die Wissenschaft, ein resigniertes ignoramus et ignorabimus, wie auch ein verächtliches Ablehnen der Wissenschaft, ist jedenfalls nicht echter Gottesdienst.

Wenn der Mensch ein Bild Gottes ist, dann soll er es wohl auch in der Art seines Wissens sein. Gott aber erkennt sich selbst und alle Dinge als Nachahmungen seines Wesens. So soll auch der Mensch die Gotteserkenntnis an die erste Stelle setzen und nicht an die letzte und soll in allen Dingen nichts anderes sehen als das Bild Gottes. In allen Dingen und Ereignissen wird man Gott zu suchen und zu finden haben. Man wird, wenn man die Welt nicht anders, denn als ein Gleichnis Gottes ansieht, wohl oft vor Schwierigkeiten stehen, aber das hindert nicht, dennoch zu glauben, dass sich überall die Weisheit Gottes verbirgt. Dann erinnert uns eben die alltägliche Erfahrung, dass Gott uns in seiner Weisheit unendlich überlegen ist.

Gott weiß, wer er ist, und auch der Mensch soll wissen, wer er ist. Es gibt so viele gute Menschen, die nicht zu wissen scheinen, wer sie sind. Wüssten sie es, dann könnten sie nicht so sehr geplagt sein von dem Gefühl ihrer Minderwertigkeit. Wenn man wüsste, was es bedeutet, ein Kind Gottes zu sein, welche Ehre und welches Glück darin liegt, von Gott angesehen zu sein, Gott sich in uns finden zu lassen, man trüge nicht so schwer daran, in dieser oder jener Beziehung weniger leisten zu können als manche andere. Man wäre nicht so ängstlich bestrebt, seine Fehler zu verdecken, oder die Anerkennung bei andern zu erzwingen oder ein Herabsinken der hohen Meinung, die man von uns hat, zu vermeiden. Deshalb, weil wir immer anders sein wollen, als Gott uns haben will, weil wir nicht zufrieden sind mit der Rolle, die wir spielen, sondern ohne Unterlass eine Bestätigung unseres Wertes von andern Menschen verlangen, deshalb ist unser Auftreten so unsicher und furchtsam oder auch so auffallend und unangenehm laut. Gewöhnt man sich immer mehr daran, die Dinge von oben aus anzusehen, dann wird man nie erdrückt sein von der Last der Aufgaben, die gestellt werden, weil man keine anderen Aufgaben kennt als die, die Gott uns stellt, und weil man weiß, dass Gott uns nicht über unsere Kraft belastet. Dann wird man auch in seiner Selbstsicherheit nicht wankend werden durch das ungünstige Urteil der Umwelt.

Wir sind geschaffen, um dem allwissenden Gott zu dienen. Wir dienen ihm und ehren ihn, wenn wir in seinem Blick ausruhen, wenn wir froh darüber sind, dass unser Herz mit allen Gedanken und Absichten, mit allen Versuchungen und Kämpfen von Gott gekannt ist. Wir sollten uns oft bewusst dem Blick des Allwissenden aussetzen und mit Petrus sprechen: „Herr du weißt alles“ (Joh. 21, 17).

Wir dienen dem allwissenden Gott, wenn wir uns nie von ihm vergessen glauben, wenn wir uns sagen, dass Gott uns mit demselben Blick ansieht, mit dem er sich selbst schaut. Wir ehren ihn, wenn wir uns vor der Majestät des selbstbewussten Gottes beugen. Wir ehren ihn und dienen ihm, wenn wir uns wissen als Nachahmungen seines Wesens und wenn wir unser Wissen zu bereichern suchen, unser Wissen über Gott an den ersten Platz stellen, in allen Dingen immer nur Gleichnisse Gottes finden und vor allem in der richtigen Erkenntnis unseres eigensten Wesens, in unserer gesamten Haltung etwas von der Majestät Gottes zum Ausdruck bringen.

Gott ist die Güte

Was ist tröstlicher als die Tatsache, dass Gott die lauterste Güte ist. Selbst wenn wir nur eine verschwommene dunkle Ahnung haben von dem, was Güte ist, so genügt doch dies Wenige,

was wir davon erfassen, um uns Trost und Erleichterung zu bieten. Je genauer wir jedoch erkennen, was Güte ist, umso mehr wächst unsere Freude darüber, dass unser Gott nicht nur ein guter oder gütiger Gott, sondern dass er die Güte selbst ist.

Was bezeichnen wir eigentlich als gut? – Fragen wir ein Kind, was gut ist, so nennt es uns verschiedene Dinge, meist solche, die seine Gaumenlust befriedigt haben, auf jeden Fall Dinge, die es gerne haben möchte und die es deshalb erstrebt. Aus dieser Erfahrung gewinnen wir also die Erkenntnis, dass dasjenige gut heißt, was erstrebt wird.

Das Strebevermögen ist in uns sehr stark, es kann nie zur Ruhe kommen. Es wendet sich oft mit großer Gewalt bestimmten Dingen zu, wie wenn vom Besitz dieser Dinge alles Glück abhängen würde. Und doch, sobald die erstrebte Sache sich in unserm Besitz befindet, haben wir schon wieder ein Verlangen nach andern Freuden. Unser Strebevermögen kommt erst dann zur Ruhe, wenn das Glück, das es in Besitz nimmt, ein grenzenloses ist. Wir streben also, ohne selbst daran zu denken, ja ohne es selbst zu wissen, nach dem uns ganz sättigenden Gut: wir streben, ohne es selbst zu gewahren, nach Gott; denn Gott ist das grenzenlose Gut.

Bei Gott ist die Güte nicht eine zu seinem Wesen hinzukommende Eigenschaft, wie es bei den Geschöpfen der Fall ist, die gut oder weniger gut oder schlecht sein können, sondern Gott ist das gute Gut, die Quelle alles Guten. Wenn immer also etwas erstrebt wird vom Menschen, er kann nur Gutes oder gut Scheinendes erstreben, etwas, was ein Abglanz der göttlichen Güte ist. Auch der Sünder kann den Trieb zum Guten nicht verleugnen, nur erstrebt er das Gute auf eine verkehrte Weise.

Wenn es sich so verhält, dann ist es also möglich, ein genießendes Leben zu leben und dabei und dadurch auch Gott zu gefallen. Wenn ich in allen erstrebenswerten Dingen nur einen Abglanz der göttlichen Schönheit gewahre, dann ist wohl eine Weltentsagung, ein Vorübergehen an der von Gott geschaffenen Welt nicht die christliche Lebensform. Man kann diese Frage sehr verschieden verstehen und sie daher sowohl bejahen wie verneinen. Zuerst muss man wissen, dass Entsagung und Verneinung der Welt nicht dasselbe ist. Ich kann einer Sache entsagen, ohne sie zu verneinen. Ich kann auf ein geringeres Gut verzichten, um ein höheres zu gewinnen, kann auf mein Leben verzichten, um das Leben der Familie zu erhalten; deshalb verneine oder verachte ich nicht mein Leben. Man kann gewiss an allen schönen Dingen, die die Welt bietet, vorübergehen, und der Alltagschrist stellt sich unter einem Asketen einen solchen Menschen vor, der seine höchste Lust darin sieht, keine Lust zu empfinden. Aber eine solche Lebenshaltung, eine Entsagung um der Entsagung willen oder eine Entsagung an irdischen Gütern nur deshalb, weil sie nicht ewig währen, steht in Widerspruch mit einer echten christlichen Lebensauffassung.

Freilich, im Genuss dieser Welt hat auch nie das christliche Lebensideal bestanden, und es ist ein ganz schwerer Irrtum, in einem genussreichen Leben, in einem Aufgehen des Menschen im Diesseits, das Zeichen der Weltbejahung zu sehen. Wie Entsagung nicht das Zeichen der Weltverneinung ist, so ist das Genießen dieser Welt nicht das Zeichen der Bejahung der Welt. Diese klägliche Lebensauffassung des Epikuräers hat nur darin seinen Grund, dass nicht die Welt, wie sie aus der Hand Gottes hervorgegangen ist, wie sie nach dem Plane des Schöpfers besteht, bejaht wird, sondern so wie sie den Sinnen erscheint oder wie man sie gerne haben wollte.

Gewiss, die Welt ist schön und sie zieht deshalb den Menschen an mit allen ihren Möglichkeiten, Glück und Freude zu bereiten, aber ebenso weist sie auch den vernünftigen Geist über sich hinaus. Sie lässt uns erkennen, dass sie ihre Schönheit nicht von sich hat, sondern von Gott. Sie ist nur ein Schatten der Herrlichkeit Gottes, nur ein Gleichnis seiner Schönheit und sie will den Menschen nur anlocken, um ihn über sich hinaus zu führen. Der Anblick der geschaffenen Schönheit soll den Menschen zur Sehnsucht nach der unerschaffenen Schönheit, zum Verlangen nach Gott führen.

Wem wird es einfallen, das Bild eines sehr lieben Menschen zu verachten, und doch wird es nicht um seinetwillen, sondern um des Geliebten willen verehrt. So kann der Christ die Freuden der Welt nicht gering achten, aber sie sind nur etwas Vorläufiges, in ihnen will er einen Vorgeschmack der ewigen Freuden finden. Deshalb ist er auch nicht auf sie versessen und kann sie entbehren. Deshalb erstrebt er sie nie so, wie wenn er meinte, sie könnten seine Seele wirklich sättigen; sie nehmen nie seine ganze Seele in Besitz, oder mit anderen Worten: Er genießt die Freuden der Welt, die nun einmal endlich und vorübergehend sind, nicht maßlos, sondern mit Maß.

Vom hl. Franziskus wird erzählt, dass er einst in der Nacht, da er von tiefem Leid gequält nicht schlafen konnte, von einem Engel heimgesucht wurde, der ihm auf einer Viola vorspielte. Nur einmal strich dieser über sein Instrument, und die Seele des Heiligen war so von Süßigkeit erfüllt, dass er hätte sterben müssen, wenn der Engel sein Spiel fortgesetzt hätte. – Für den echten Christen ist die Welt mit allem Erstrebenswerten, das sie bietet, nichts als ein himmlischer Bote, der durch sein Spiel eine unbeschreibliche Freude und Sehnsucht nach der unerschaffenen Schönheit hervorruft.

Wenn wir sagen, Gott ist die Güte, meinen wir aber nicht nur, dass er seines unendlichen Wertes wegen von uns erstrebt werden muss, sondern wir verstehen darunter auch – und vielleicht sogar zuerst –, dass er ein freigebiger und schenkender Gott ist. Wenn wir nur etwas verstehen von dem Geheimnis unseres gegenwärtigen Zustandes, dann wüssten wir, dass alles, was wir unser eigen nennen, uns geschenkt wurde. Wir sind reicher, als wir meinen, wir kommen aber immer erst zur Erkenntnis unseres Reichtums, wenn er uns hier und dort geschmälert wird. Aber nicht der Reichtum macht uns glücklich, sondern die Tatsache, dass wir mit ihm von einem liebenden Gott beschenkt wurden. Es ist also die Tatsache, dass wir von Gott geliebt werden, der Grund des menschlichen Glückes. In dem Maß, als ein Mensch dies versteht, in dem gleichen Maß ist er auch selig. Nicht der Wert des Geschenkes, sondern die Liebe, aus der heraus es gegeben ist, macht das Glück aus.

Alle schönen Stunden unseres Lebens – es gibt mehr, als wir beachten – sollen wir mit dankerfülltem Herzen annehmen; sie sollen uns sofort dazu anregen, die empfangene Liebe wieder zurückzugeben in den verschiedenen Opfern, die das Leben von uns verlangt. Diese Bereitschaft zur Preisgabe muss aber nicht nur die Antwort sein auf den Liebeserweis des schenkenden Gottes, das tatsächlich von uns gebrachte Opfer des Verzichtes soll uns frei machen, um Größeres in Empfang nehmen zu können.

Der unbeschreiblich gütige Gott hat uns gerufen, ihn selbst, das gute Gut in Besitz zu nehmen und uns daher von den Bildern und Gleichnissen seines Wesens, von den geschaffenen Gütern innerlich frei zu machen. Gott will uns das erlangen lassen, was er von Ewigkeit besitzt. Er will

sich uns zu eigen geben, wie er in sich selbst ist, ohne Vermittlung seiner Geschöpfe. Er will sich uns geben als die Quelle alles wirklichen und denkbaren Guten, auf dass wir gesättigt werden von dem Anblick seiner Herrlichkeit, dass wir trunken werden von der Fülle des Hauses Gottes, dass wir zu leuchten beginnen wie die Sonne der Gerechtigkeit und getränkt werden von den Sturzbächen der Lust Gottes.

Es mag sein, dass wir das Verlangen nach dem Gut der Güter in uns nicht verspüren, dass wir uns mit geringeren Gütern begnügen wollten, wenn diese nur ewig währten. Wir kommen uns dabei noch sehr wirklichkeitsnahe vor, wenn wir die Augen vor der Wirklichkeit verschließen, wenn wir so tun, als könnte ein gütiges Geschick das Glück auf dieser Welt verewigen. In guten Stunden der Selbstbesinnung sehen wir aber doch ein, wie die Zeit und mit ihr auch alles Glück und jede Freude dieser Zeit verrinnen muss; wir begreifen dann leichter, dass wir für höhere Freuden geschaffen sind.

Wir sind geschaffen, Gott zu dienen, Gott, der als das höchste Gut über alles erstrebt werden muss, Gott, der als die unendliche Güte den Menschen in steigender Weise teilnehmen lassen will an seiner eigenen Herrlichkeit. Es ist eine Pflicht, die erfüllt werden muss, weil die Nichterfüllung mit Naturgewalt sich rächt. Wie kann ich aber diesem Gott besser dienen als dadurch, dass ich mich nie ganz fesseln lasse von den Gütern, die er geschaffen hat, sondern sie betrachte als ein vorläufiges Gut, über das ich hinausstreben soll! Wie kann ich ihm besser dienen als dadurch, dass ich gerade in den Stunden, wo mir ein Leid geschieht, wo mir etwas geraubt wird, im Glauben mich befestige an den Gott, der niemals nimmt, um zu berauben, sondern um zu schenken, um die Seele weit zu machen, so weit, dass sie schließlich das Gute selbst in sich aufzunehmen und zu genießen vermag.

Da der Mensch ferner nichts anderes als ein Bild Gottes ist, so muss er auch ein Bild des gütigen Gottes sein und darin seine Bestimmung sehen, andere Menschen zu beschenken, ihnen das Leben zu erleichtern. Wie schön und licht würde das eigene Leben werden, wenn man sich dieser Aufgabe, dieser Art des Gottesdienstes bewusst wäre. Wie lässt man oft gerade den besten Freunden, den Mitgliedern der eigenen Familie es fühlen, was man im Grund der Seele ist, ein unverbesserlicher Egoist. Wenn man den nächsten Angehörigen, den Menschen, mit denen man täglich zusammenkommt, nicht eine Hilfe im schweren Lebenskampf sein will, Tag für Tag, soll man dann die Hilfsbereitschaft, die man Fremden gegenüber an den Tag legt, für etwas anderes halten als eine Maske, die man sich umgehängt hat, und die nur die eigentliche selbstsüchtige Einstellung verbirgt? Wir wollen oft eine Aufgabe in der Welt erfüllen, eine Rolle spielen. Es gibt keine bessere und wichtigere und schönere als jene, die Gott uns stellt Tag für Tag, der gütige Gott, der ohne Unterlass Gutes wirkt und von uns ein Gleiches erwartet.

Gott ist ein gegenwärtiger Gott

Wie furchtbar ist dieser Ort! Hier ist die Pforte des Himmels, und ich wusste es nicht! Als Jakob auf seiner Flucht vor seinem Bruder im Freien übernachten musste und dabei den Traum von der Himmelsleiter hatte, kam ihm die Nähe Gottes zum Bewusstsein, und Furcht erfüllte ihn. Dieses Wort des Jakob „wie furchtbar“ wird von der Kirche wiederholt, wenn sie

das Fest der Kirchweih begeht. Quam terribilis! Sie bringt damit ihren Gläubigen eine Tatsache in Erinnerung, die man nicht vergessen kann, ohne in seinem religiösen Leben schweren Schaden zu nehmen. Gott ist hier! Gibt es einen wahrhaft gläubigen Menschen, dem diese Tatsache noch nie aufgegangen ist, der davon noch nicht erschüttert wurde? Gibt es einen frommen Beter, der in der Stille einer menschenleeren Kirche noch nicht überwältigt worden wäre von der Gewissheit: Es ist noch jemand da, und der dabei gefühlt hätte, man kann diese Kirche nicht so ohne weiters wieder verlassen, ohne von jenem Gegenwärtigen entlassen zu sein, von dem Herrn dieses Hauses?

Das Erschütternde an diesem Erlebnis aber liegt nun gerade darin, dass man nicht nur an der heiligen Stätte festgebannt ist, sondern dass man weiß, es besteht überhaupt keine Möglichkeit, je einmal aus dem Angesicht dieses gegenwärtigen Gottes zu verschwinden. Das Erlebnis des Psalmensängers: Wohin soll ich gehen vor deinem Geist, wohin fliehen vor deinem Antlitz? Stieg' ich zum Himmel bist du da, führ ich zur Hölle, bist du hier. Wählt ich des Morgens Säume, begab ich mich ans fernste Meer, auch dort ergriff mich deine Hand und deine Rechte fasste mich“; dieses Erlebnis wird immer wieder vor der Seele jedes Beters lebendig.

Gott ist immer da, und es besteht keine Möglichkeit, ihm zu entrinnen. Er trägt in seiner Faust alle Weltmeere, und mit der Spanne seiner Hand misst er alle Himmel, er wägt die Berge mit seiner Waage und fasst den Staub der Erde in ein Drittelmaß. Alle Dinge kommen und gehen wieder an mir vorüber, allen Dingen kann ich entfliehen, aber Gott bleibt immer gegenwärtig, er ist immer der Zeuge all meines Tuns. Ich bin geschaffen, ihm zu dienen. Muss ich da nicht all mein Tun bewusst unter seinem Blick verrichten? Muss ich dann nicht immer wieder auf ihn schauen und fragen: Bist du mit mir zufrieden oder was willst du, dass ich tun soll?

Gott ist gegenwärtig sagt mir aber nicht nur, dass er „da“ ist. Er ist mir nicht nur äußerlich nahe wie eine andere menschliche Person, sondern er ist mir nahe, weil ich aus seiner Hand hervorgegangen bin, und weil er mich stets im Dasein hält. Er muss mir daher innerlichst gegenwärtig sein. Er ist ja der Grund dafür, dass ich da bin; das tragende und mich erhaltende Prinzip meines Lebens ist er. Er ist mir daher näher, als ein guter oder böser Engel mir sein kann. Denn wie stark auch ein geschaffener Geist auf mich einzuwirken vermag, nie hat er Zutritt in das Heiligtum meiner Seele. Der innerste Kern meines Herzens bleibt jedem geschaffenen Geist verschlossen. Gott aber ist derjenige, der den Schlüssel hat zu allen Dingen, und er hat Zutritt in den Seelengrund und wohnt hier und wirkt hier und erhält von hier aus mein Leben. Er wohnt in mir so ähnlich, wie meine Seele im Leibe wohnt. Der Leib kann aus sich nichts tun; überall wo er tätig ist, ist es die Seele, die ihre Wirksamkeit ausübt. Wie eng sind sie miteinander verbunden, so eng, dass die Trennung von Leib und Seele das furchtbarste Ereignis im Leben des Menschen bedeutet.

Gott ist nun mit der Seele in gewisser Weise noch enger verbunden als die Seele mit dem Leib. Natürlich bildet Gott mit dem Menschen, in dem er wohnt – und er wohnt in jedem Menschen – nicht eine Wesenseinheit, so wie Leib und Seele eine Einheit bilden, aber nach einer Hinsicht ist die Verbindung noch enger. Der Leib ist nämlich nicht vollkommen von der Seele abhängig. Er war schon in irgendeiner Form da, bevor die Seele ihn belebt hat, und er wird noch sein, wenn die Seele ihn auch schon lange verlassen hat. Der Mensch aber ist in keiner Weise unabhängig von dem in ihm wohnenden Gott.

Gott wohnt also in mir, und von innen her ist nun sein Blick auf mich gerichtet. Sein schöpferischer Blick, der mich im Dasein hält, überblickt von innen her mein ganzes Tun, durchschaut mich und beherrscht mich und durchherrscht mich. Was ist die nächste Folge dieser Tatsache? Das Leben, das meine Seele ganz eng mit Gott vereinen soll, das religiöse Leben, muss ein durchaus innerliches Leben sein. O Herr, ich finde dich nicht außer mir, denn irriger Weise suchte ich dich draußen, während du doch in meinem Innern warst (Augustin, Soliloquien). Ist dies nicht ein großer Trost zu wissen, dass der Gott, der die Güte selbst ist, in meinem Innersten wohnt, dass er also vom Grunde meiner Seele aus mir Gnade um Gnade zuströmen lässt, um sich mir schließlich damit selbst zu schenken? Dadurch gewinnen wir auch die höchste Sicherheit, dass nichts in der Welt ein Hindernis aufrichten kann, um zu Gott und damit zu unserem Glück zu gelangen. Niemals ist es ein äußeres Werk, das mich als solches zu Gott führen kann. Niemals kann daher die Behinderung im Wirken ein wirkliches Hindernis sein, um Gott zu finden.

Aber geben wir damit nicht jenen Menschen recht, die da sagen, ich muss nicht zur Kirche gehen, ich empfangen keine Sakramente, ich kann meinen Gott auch in der Natur oder von mir aus in meiner Seele finden? Wozu brauche ich noch Priester, wenn Gott in meinem Innersten wohnt? Dies ist eine überaus törichte Redeweise, und man kann diesen Menschen nur empfehlen, einen in ihren Augen sicher unverdächtigen Vertreter des innerlichen Christentums wie Meister Eckhart anzuhören, wie er, der immer wieder lehrt, dass man Gott in allen Dingen finden können muss, dennoch auch hervorhebt: Unsere Meinung ist doch nicht die, dass alle Beschäftigungen gleich seien und alle Stätten – das wäre ganz verkehrt; denn freilich ist beten ein besseres Werk als spinnen, und eine geeigneter Stätte die Kirche als die Straße (Reden der Unterscheidung).

Aber wir benötigen gar nicht die Autorität eines großen innerlichen Menschen, unser eigener Verstand sagt es uns, dass es wohl nicht auf das Werk, sondern auf die Gesinnung ankommt, dass aber gerade das bewusste Unterlassen eines Werkes das Fehlen einer bestimmten notwendigen Gesinnung verrät. Jedes Kind kann es einsehen, dass – um nur ein Beispiel zu geben – die Ablehnung der Beichte zugleich die Ablehnung ist, sich vor einem Menschen und öffentlich vor der ganzen Gemeinde als Sünder zu bekennen, sich vor einem Menschen zu erniedrigen. Die Unterlassung deutet zugleich eine Gesinnung an, die zugleich das Tor zu dem ganz nahen Gott zuschlägt und den Menschen in einer grauenvollen Einsamkeit zurücklässt. Was nützt es mir, wenn mir Gott ganz nahe ist, wenn mich eine ganz dünne unsichtbare Scheidewand von ihm trennt, wenn diese Wand aber ein unübersteigliches Hindernis für mich bedeutet!

Vergessen wir nicht, dass Gott auch den Verworfenen in der Weise nahe ist, dass er im innersten ihrer Seele wohnt, obwohl ihnen das Wort von Christus zugerufen wurde: Weicht von mir ihr Verfluchten! (Mt. 25, 41).

Gott ist mir nahe, er wohnt in meinem Innersten; dies soll mir sagen, dass ich mit meinem Inneren, mit meiner Seele, der Spitze meines Geistes Gott finden kann und muss, dass es auf die letzte Gesinnung ankommt, die mich bewegt. Ich kann aus der Tatsache, dass Gott in mir wohnt, nicht den Schluss ziehen, dass ich mich also von äußeren Werken der Religionsübung für befreit halten kann. Ich kann dies ebensowenig, wie ich mich von anderen äußeren

Diensten an der Gemeinschaft für dispensiert erachten darf. Diese Wahrheit sagt mir nur, dass ich die mir als Pflicht auferlegten Werke in einer bestimmten reinen Absicht zu verrichten habe. Nur dann, wenn ich dies zu tun versuche, wenn ich alles mit der gleichen Treue ausübe ohne Hintergedanken, nur dann wird nämlich der in meinem Innersten wohnende Gott mir auch „nahe“ sein. Ich muss, mit anderen Worten, jenes Maß an Tugend aufbringen, für das mich Gott befähigt und berufen hat, nur dann wird mich Gott näher hinführen zur absoluten Wahrheit, Schönheit und Güte.

Das Wort: Gott ist mir nahe, hat also den Sinn: Gott will mir nahe sein. Er will mir sein eigenes göttliches Leben schenken, er will mich zum Mitbesitzer seines eigenen Lebens machen. Wenn nun aber ein Mensch die Gnade, d. i. das Talent, das ihn befähigt, gut zu sein und immer besser zu werden, das in ihm eine ewige Unruhe erzeugt und ihn antreibt, nach einem „je immer größeren Gut“ sich auszustrecken – wenn ein Mensch dieses Talent vergräbt, auf die Gnadenstimme nicht hört, wie sie ihn mahnt durch die Stimme des Gewissens sowohl wie durch Menschen, die Gott gesetzt hat, um den Weg zum Leben zu zeigen, dann darf ein solcher Mensch nicht erwarten, dass der gegenwärtige Gott ihm auch nahe sein wird, dass er ihm sich auch selbst geben wird, da er nicht einmal ein geringeres Gut in Besitz zu nehmen vermag.

Ich habe Gott zu dienen, der ein gegenwärtiger Gott ist; daraus folgt, dass ich mir bewusst sein muss, dass ich stets unter dem Blick Gottes stehe und einen Zeugen habe jeder Tat und auch jeder Unterlassung einer Tat. Es ergibt sich daraus, dass ich nicht nur zu fragen habe, was willst du, dass ich tun soll, sondern auch, dass ich immer wieder frage: wie soll ich mein Werk wirken, in welcher Absicht? Es ergibt sich weiter daraus, dass ich den Weg in das unendliche Reich Gottes nicht nach eigenem Gutdünken beschreiten kann, sondern mich nur hineinführen lassen kann und daher auf jenen Wegen wandeln muss, die Gott mir zu sich hin bereitet hat.

Der Dienst Gottes in der Welt

Wenn man einmal ganz klar erfasst hat, dass der Mensch durch seine Erschaffung bis in das Letzte von Gott abhängig ist, dann begreift man auch, dass er ganz für Gott geschaffen ist, dass er immer und überall zum Lob Gottes und zum Dienst Gottes bestimmt ist. Wenn man weiter zu ahnen beginnt, wer Gott ist, dann gewinnt man auch immer mehr die Überzeugung, dass die Erfüllung dieser Bestimmung zugleich die Seligkeit des Menschen ausmacht. Man muss sich nur erinnern, dass Gott das Leben ist und die Weisheit, die Güte und Allmacht, der Friede und die Freude, um zu wissen, dass sein Dienst die höchste Seligkeit bewirken muss.

Der Mensch lebt in der Welt, weil Gott ihn in sie hineingestellt hat. Die Welt erscheint ihm bald schön, bald hässlich, begehrenswert und verachtungswürdig, als ein Tal der Lust und ein Tal der Tränen. Die Welt erscheint dem Menschen als der Ort, auf dem er nun einmal zu leben hat, und da sein Leben nichts anderes sein darf als ein Dienst Gottes, deshalb muss sein Leben in der Welt, sein ganzes Leben, seine Arbeit und sein Ausruhen, sein Zusammenleben mit den Menschen und mit allen Geschöpfen, sein Genießen und Entbehren, sein Streben, Hoffen und Bangen so aussehen, dass der allwissende und gütige und gerechte Gott daran sein Wohlgefall-

en hat; d. h. das gesamte Leben in der Welt muss ein Gottesdienst sein. Gott hat alle Dinge nur geschaffen, dass sie dem Menschen helfen, seine Bestimmung zu erfüllen. Sie sollen ihn also durchaus nicht von Gott abziehen, sondern zu Gott hinführen, sie sollen vielmehr die Seligkeit des Menschen vermitteln helfen.

Es war eine für die Geschichte der christlichen Frömmigkeit entscheidende Tat, dass Ignatius von Loyola in das Fundament seines Exerzitienbuches den Satz aufgenommen hat: Die übrigen Dinge sind des Menschen wegen geschaffen, damit sie ihm helfen, das Ziel zu erreichen, für das er geschaffen ist. Dieser Satz enthält zwar durchaus keine Wahrheit, die neu wäre oder die man nicht auch früher gewusst und gelehrt hätte, aber es gibt Wahrheiten, die von den frommen Menschen, die ein geistliches Leben leben wollen, gerne vergessen werden. Dazu gehört auch die Wahrheit, dass der Dienst Gottes nicht in der Weltflucht bestehen kann, und dass man seine Seele nicht dadurch rettet, dass man sich von der Welt zurückzieht. Ja nichts von den geschaffenen Dingen ist an und für sich ein Hindernis für den echten Gottesdienst. Durch den erwähnten Satz wird jedem Frommen klar, dass die Welt, in die er gestellt ist, für ihn eine Aufgabe bedeutet, die man nicht lösen kann, wenn man sich ihr entzieht. Die kleine und die große Welt, das alltägliche Leben ist eine solche Aufgabe, die bewältigt sein will.

Niemand ist so groß und so kühn in seiner Weltauffassung wie der Christ. Die Welt stellt sich ihm nicht selbst gegenüber als eine unlösbare Aufgabe, sondern es ist Gott, der ihm die Welt gegenüberstellt und ihm den Auftrag gibt, aus ihr, aus seiner Welt, etwas zu schaffen. Da nun alles auf Gott zurückgeht, so gibt es nichts auf der Welt, nichts in meinem Leben, das sinnlos wäre, d. h. es gibt nichts, das nicht für mich zu einer Aufgabe werden könnte. Der Christ sieht daher noch Wirkmöglichkeiten, wo ein anderer keine Aufgabe und keine Daseinsberechtigung mehr anerkennen will. Für den Christen sind selbst Krankheit, Leid und Sterben „Dinge“, die „benützt“ werden müssen, die ihm helfen können, sein Ziel zu erreichen. Aus dem „Nichts“ weiß er also noch etwas zu machen, er kann aus dem Unglück noch einen Gottesdienst gestalten und kann so aus seinem Leid seine Freude und Seligkeit wirken.

So sehr also die Güter der Natur und Kultur in ihrem ganzen Umfang zu schätzen sind, und wie aus diesen zeitlichen Gütern durch ihre richtige Benützung überzeitliche Werte gewonnen werden, so wenig wird auch das Kreuz und das Leid, die Armut und der Tod gemieden, weil selbst aus diesem Mangel an zeitlichem Glück ein überzeitlicher Überfluss zu gewinnen ist.

Der Christ bejaht also das geschaffene Sein in seinem ganzen Umfang, und man kann sich keine Weltanschauung denken, in der mit der gleichen Begeisterung und Nachdrücklichkeit die Welt nicht nur bejaht, sondern geliebt wird. Wenn dies so ist, dann erhebt sich die Frage, wieso es kommen mag, dass der Christ dennoch sich meist im Gegensatz sieht zu der Weltauffassung der andern Menschen. Wieso erscheint er den andern Menschen dennoch als der finstere Asket, als der große Entsager und Freudenverderber? Der Unterschied zwischen der christlichen und nichtchristlichen Weltauffassung ergibt sich aus dem Unterschied der ungetrübten und getrübten Erkenntnis der Welt. Der Mensch, dessen Vernunft noch jene Wunde trägt, die die erste Sünde mit sich gebracht hat, der durch seine eigene Sündhaftigkeit den Spiegel der Seele trübt, kann die Wahrheit nicht so erfassen wie jener, der, durch die Gnade rein geworden, das klare Licht der Wahrheit in sich abzuspiegeln vermag.

Der Mensch, der nicht mit überlegender Vernunft an die Dinge der Welt herangeht, sondern sie so nimmt, wie sie seinen Sinnen erscheinen, der sieht die Welt gar nicht in ihrer Abhängigkeit von Gott. Sie erscheint ihm allein als Wirklichkeit, der er sich eben hingibt. Nun ist aber die Welt von Gott abhängig wie der Schatten von dem Körper, der den Schatten wirft, wie das Spiegelbild von dem Gegenstand, der sich abspiegelt. Ja es gehört zum Wesen der Dinge, dass sie bloß ein Gleichnis Gottes sind. Man kann sagen, dass sie nur insoweit am Sein Gottes Anteil haben, als sie eine Spur seines Wesens tragen. Wer dies übersieht, lebt in einem gefährlichen Irrtum. Es ist ungefähr so, wie wenn ein Mensch sich in das Wasser stürzen wollte, um die Sterne, die sich dort abspiegeln, mit seinen Händen zu fassen. Der naive Mensch, der nur dem Eindruck der Sinne folgt, und der es verlernt hat, seinen Blick zum Himmel zu wenden, der krasse Materialist, für den nur das, was er sehen, fühlen und greifen kann, Wirklichkeit ist, muss sich daher in der Welt ganz anders benehmen als jener, der in allen Dingen einen Führer hin zu Gott sieht.

So werden beide Menschen die Welt bejahen, aber in verschiedener Weise: der eine ohne Rücksicht auf Gott, der andere mit Rücksicht auf das höchste Gut; der eine, um die Welt als das einzige Gut zu genießen, der andere, um die Welt zu benutzen; der eine für sich selbst, der andere für Gott. So liegt also der wesentliche Unterschied der Art, wie man zur Welt steht, darin, dass die Welt in einer verschiedenen Rücksicht gesehen wird. Unter der Rücksicht des eigenen oder eines geschöpflichen zeitlichen Vorteils oder unter der Rücksicht des göttlichen Willens und des eigenen oder geschöpflichen ewigen Vorteils.

Betrachtet man alles unter der Rücksicht des eigenen zeitlichen Vorteiles, dann ist es klar, dass man vor soundsovielen Dingen fliehen muss, dass sie uns sinnlos scheinen müssen, und dass einmal, wenn sich das Leben dem Ende zuneigt und die Beschwerden des Alters uns überfallen, dass man dann sein Leben überhaupt sinnlos finden muss. Es ist aber auch klar, dass man im andern Fall alles, was man erlebt, aus der Hand Gottes weiß, dass man sein ganzes Leben vom ersten bis zum letzten Atemzug bejahen kann und mit Ehrfurcht aus seiner Hand anzunehmen vermag.

Der Christ erscheint dem Nichtchristen als ein Mensch, der in manchen Dingen stark gehemmt ist. Und es ist auch wahr, dass er sich von manchen Freuden zurückzieht und stets auch mitten im genießenden Sichfreuen eine Bereitschaft zur Entsagung besitzt. Jeder Mensch, auch der durch die Gnade geheilte Mensch, leidet noch unter den Folgen der ersten Sünde und unter der Folge seiner persönlichen Verletzungen des Sittengesetzes. Auch wenn er klar erkennt, dass alle Dinge zur Ehre Gottes benützt werden müssen, weiß er, dass er schwach werden und entgegen seiner Einsicht handeln, dass er sündigen kann. Der Mensch der Gnade weiß es, wie schwach er ist, und er erkennt, dass es manche Geschöpfe gibt, die ihm zum Ärgernis, zur Sünde werden können. Es gibt Menschen und Beschäftigungen, die ihn von seiner Pflicht abziehen, die ihn dahinbringen, der Stimme seiner klaren Vernunft nicht zu gehorchen, sondern so sinnlos zu handeln, wie wenn er der Gotteserkenntnis beraubt wäre.

Es ist daher für jeden Menschen notwendig, in der demütigen Erkenntnis seiner Schwäche bezüglich seiner freien Betätigung sich zu prüfen, ob sie für ihn eine Gefahr bedeutet oder nicht, ob er dabei die Rücksicht auf Gott aus dem Auge verliert oder nicht. So darf also die Erkenntnis, dass alle Dinge aus der Hand Gottes hervorgegangen sind, dennoch nicht dazu

verleiten, sich wahllos den Geschöpfen auszuliefern, ohne Hinblick darauf, dass alles nur soweit genützt werden darf, als es mir hilft, Gott zu dienen.

Dienst Gottes und Kindschaftsgnade

Der Mensch ist geschaffen, um Gott zu dienen. Die Pflicht zum Dienst folgt aus der mit der Erschaffung gegebenen absoluten Abhängigkeit. Aber dem Worte „Dienst“ ist jeder unangenehme Beigeschmack genommen, wenn man den Dienstherrn in seinem Wesen betrachtet. Da wird es einleuchtend, dass der Dienst Gottes nicht nur harte Pflicht, sondern Seligkeit ist. Denn Gott dienen heißt der unendlichen Liebe dienen, heißt der Weisheit und Allmacht, Schönheit und Freude dienstbar sein. Und wie sollte dies nicht ein Glück und das höchste Glück für den Menschen bedeuten?

Diener Gottes sein bedeutet ja nichts anderes als von der ewigen Liebe, der absoluten Wahrheit und der erhabensten Schönheit beherrscht sein. Dieses Unterworfenheit unter die Gewalt der Liebe und Wahrheit und Schönheit oder, was das gleiche ist, der Drang nach der Liebe, Wahrheit und Schönheit ist so sehr mit der menschlichen Natur gegeben, dass es ausgeschlossen ist, den Dienst Gottes zu verweigern, ohne zugleich unnatürlich zu handeln, seiner eigenen Natur zu widersprechen. Diese Tatsache wird uns noch klarer durch die Betrachtung einer allgemeinen Gesetzlichkeit in der Natur.

Es gilt der Grundsatz: Alles, was eine Regel und Norm hat, ist gut und schön, wenn es mit dieser Norm in Einklang steht. Wir sagen von einem Arzt, er sei gut, wenn er zu heilen versteht; denn die Heilung ist das Ziel, dem seine Tätigkeit dient. – Die Güte alles Seins besteht in der Harmonie mit seinem Ziel, mit seiner Regel. Da nun die höchste Regel und das letzte Ziel aller Dinge die göttliche Weisheit ist, so besteht die Güte und Schönheit alles Geschaffenen darin, dass es im Einklang steht mit der ihm von der göttlichen Weisheit gegebenen Regel. Gott gibt jedem Geschöpf nicht nur sein Ziel und seine Regel, sondern auch die Naturanlage, der Regel gemäß zu sein und zu handeln.

Bei den verschiedenen Geschöpfen wird nun die Anlage zum richtigen Handeln d. h. zum Handeln im Sinne des Schöpfers in verschiedener Weise gegeben. Die leblosen Körper nehmen die Hinordnung auf ihr Ziel in ihre Wesensform auf und sind selbst in keiner Weise Mitursache ihrer Hinordnung auf ihr Ziel. Anders ist es bei den Tieren. Diese besitzen nicht nur ihre bestimmte Wesensform, sondern nehmen durch die Tätigkeit ihrer Sinne verschiedene Bilder in sich auf und betragen sich jetzt diesen verschiedenen Bildern entsprechend. Jeder Form, die sie in sich aufnehmen, folgt ein bestimmtes Streben. Mit diesem Streben verbinden sie ein gewisses Urteil. Sie handeln zwar nicht auf Grund einer bestimmten Überlegung, aber kraft einer „natürlichen Schätzung“. Sie erkennen den Grund ihres Urteils nicht, sie urteilen instinktiv. Wie die leblosen Körper sich nicht von sich aus bewegen, so urteilen die Tiere auch nicht von sich aus, sondern folgen dem ihnen von Gott eingegebenen Urteil. Durch die blinde Gewalt des Instinktes werden die Tiere zu ihrem Ziel hingetrieben. Bei den Tieren senkt also die göttliche Weisheit ihre Norm und Regel in die Erkenntnisfähigkeit und in das Strebevermögen hinein.

Es ist nun klar, dass auch der Mensch Anteil haben muss an der höchsten Regel. Seiner Geistigkeit wegen aber ist der Mensch frei. Es hängt von ihm ab, welche Formen er in sich aufnehmen will, und er muss den in ihm aufsteigenden Wünschen nicht Folge leisten. Der menschliche Intellekt ist also seiner Natur nach nicht auf ein bestimmtes Handeln hingeeordnet, wie dies beim Tier der Fall ist; die Norm, die ihm sein Handeln vorschreibt, muss daher zu seiner Natur hinzutreten, so dass diese frei bleibt. Sie trägt die Norm, nach der sie handeln soll, als eine bleibende Qualität in ihrer Seele. Durch diese in die Seele hineingelegte Anlage vermag sie mit Leichtigkeit auszuführen, was recht, gut und schön ist, was also der göttlichen Weisheit entspricht.

Die menschliche Seele also hat in sich einen „Habitus“, eine Anlage, die eine Teilnahme ist an der höchsten Norm, an der höchsten Idee des Wahren, Schönen und Guten. Es ist die höchste Anlage, die der Mensch besitzt. Von Gott geschaffen und mit der göttlichen Natur verwandt, führt sie allerweg Krieg wider alles, was nicht göttlich ist und hat ein zweifaches Werk: „einmal ist es ein Widerbiss wider alles, was nicht lauter ist, zum andern betätigt es sich mehr als Lockung zum Guten“ (Eckehart). Diese Anlage ist es, die von den Mystikern als der Seelengrund oder als das Fünklein der Seele bezeichnet wird.

Worin dieser Funke, diese Anteilnahme an der göttlichen Norm besteht, wird uns noch klarer, wenn wir einen Vergleich ziehen zwischen der menschlichen Erkenntnisweise und jener der Engel. Was kann der Mensch erkennen? Der ganze Bereich des Seins gehört zu seinem Erkenntnisgegenstand. Immer ist der menschliche Geist bereit, Neues in sich aufzunehmen. Damit er etwas erkennen kann, muss ihm der Gegenstand der Erkenntnis vor die Seele gestellt werden unter der Vermittlung seiner Sinne. Der Mensch ist angewiesen auf seine Sinneserkenntnis, denn wenn er zur Welt geboren ist, gleicht seine Seele einer leeren Tafel, auf die noch nichts geschrieben ist. Erst allmählich nimmt er durch die Tätigkeit seiner Sinne verschiedene Erkenntnisbilder in sich auf. Anders ist es beim Engel. Ihm ist mit seiner Erschaffung auch schon eine bestimmte Erkenntnis mitgegeben, so dass er stets in Tätigkeit ist. Er wartet nicht erst darauf, dass ihm sein Erkenntnisgegenstand vorgestellt wird, er ist immer in Tätigkeit.

Aber nun sehen wir, dass der Mensch, obwohl er so ganz anders und viel unvollkommener erkennt als der Engel, dennoch Anteil hat an der Engelerkenntnis. Gott hat nämlich die Geschöpfe in einer solchen Ordnung geschaffen, dass sie sich verhalten wie übereinanderliegende Körper, bei welchen der eine mit seiner Oberfläche stets die untere Fläche des über ihn gelagerten Körpers berührt. Wie nämlich das Tier in seiner Tätigkeit, die es durch sein Schätzungsvermögen vollbringt, ähnlich handelt wie der Mensch mit seinem vernünftigen Tun, so besitzt der Mensch eine Erkenntnis, die der Engel gleicht, insofern er gewisse Wahrheiten sofort und ohne Ableitung erfasst, und insofern gewisse Wahrheiten in ihm stets lebendig sind.

Diese Erkenntnis ist der Keim aller anderen Erkenntnisse und der Angelpunkt des praktischen Handelns. Immer weiß der Mensch, das Gute ist zu tun. Er kann sich irren in der Erkenntnis, was im einzelnen Fall gut ist, aber er kann nicht den inneren Drang zum Schweigen bringen, das Gute zu tun. So wenig er seine eigene Seele vernichten kann, so wenig kann er dieses Streben seines Geistes, das sich aus einem Erkennen ergibt, vernichten. Er kann gegen seine

Natur handeln, weil er frei ist, aber er kann seine Natur nicht vernichten. Der Mensch trägt also in sich unverlierbar eine Einprägung und Besiegelung durch das göttliche Licht. So wie der Stein nach abwärts fällt und stets die Tendenz hat, nach dem Mittelpunkt der Erde zu stürzen, so und noch mit viel größerer Wucht verlangt die menschliche Seele nach dem Wahren, Guten und Schönen, d. i. nach dem Dienst Gottes.

Je mehr wir unsere Abhängigkeit von Gott erfassen, je tiefer wir das Wesen Gottes erkennen, je besser wir das Wesen unserer eigenen Seele begreifen, umso inhaltsreicher wird das Wort Dienst Gottes und umso schöner und anziehender. Und doch, unsere bisherigen Ausführungen reichen nicht hin, um die Beziehung, in der wir zu Gott stehen, zum Ausdruck zu bringen. Dem Menschen obliegt noch eine andere Aufgabe, noch ein edlerer „Dienst“.

Gott hat den Menschen nach seinem Ebenbild geschaffen, und gerade der Funke seines Geistes ist es, was ihn besonders zum Ebenbild Gottes macht. Wie Thomas sagt: Das Licht der Vernunft, durch welches uns die ersten Prinzipien des Denkens und Handelns leuchten und das uns von Gott geschenkt ist, ist ein Abglanz der in uns sich widerspiegelnden, unerschaffenen Wahrheit, das Siegelbild des göttlichen Antlitzes. Von diesem Wesentlichsten in unserer Seele, von diesem Fünklein ist nun noch etwas zu sagen. Es wurde von Gott durch die Gnade veredelt und gewinnt dadurch ein neues Sein, das man als ein übernatürliches bezeichnen muss.

Durch die bloße Erschaffung haben wir in Gott unserm Schöpfer das natürliche Ziel, zu dem wir unablässig hindrängen. Durch die Gnade aber erhielten wir eine neue erhöhte Natur und dieser Natur entsprechend ein neues Streben und Drängen hin zu Gott. Kraft unserer Natur haben wir das Streben zu Gott, dem unendlich guten und weisen und mächtigen Schöpfer; nie aber kann in uns das Verlangen aufsteigen nach Gott, wie er unabhängig von seiner Schöpfertätigkeit ist. Durch die Gnade aber wacht ein neues Streben auf zu Gott hin, zu Gott, wie er in sich ist, unabhängig von aller Schöpfung, wie er war vor jeder Schöpfung.

Der Mensch kann ohne Gnade, ohne heilig-machende Gnade ein sehr edles Streben haben, gut und edel zu sein; aber er kann nicht nach den Gezelten Gottes hinstreben, so wenig ein Blinder sehen kann. Jetzt aber, durch die Gnade ist ein neuer Trieb im Menschen lebendig geworden, und es ist wie ein neues Schwergewicht, das den Menschen mit sicherem Instinkt hinverlangen lässt nach Gott als seinem Vater, nach Gott als seinem Bruder und dem Bräutigam seiner Seele, nach Gott, dem Vater, dem Sohn und dem Hl. Geist. So wie jeder Mensch die ersten Gesetze des Denkens und praktischen Handelns in sich trägt, so erhält der Getaufte jenes neue Erkenntnislicht, das ihn befähigt, mit Sicherheit den dargelegten Wahrheiten des Glaubens anzuhängen und die Selbstoffenbarung Gottes in sich aufzunehmen.

Dies ist also die eigentliche und wesentliche Aufgabe, die der Getaufte erhalten hat, und zu der jeder Mensch gerufen ist, Kind Gottes zu sein und immer mehr zu werden; dies ist das Christsein: die Fülle der Offenbarung Gottes in sich aufzunehmen und dadurch auf ganz neue Weise zu erkennen und zu lieben, dem Sohne Gottes so innig vermählt zu werden, dass die Worte, die der Vater zu Jesus sprach: Tu es filius meus dilectus, in quo mihi bene complacui, auch für ihn Geltung besitzen. Der edelste Dienst an Gott wird darin bestehen, dem Heilswillen der heiligsten Dreifaltigkeit sich zu beugen, sich erlösen zu lassen durch die Aufnahme in die Gemeinschaft Jesu Christi, sich heiligen und beseligen zu lassen durch das

Wirken des Hl. Geistes, der die Söhne Gottes „weiht“ und sie hineinversenkt in den Schoß des Vaters.

Die heiligste Dreifaltigkeit

Der Mensch ist von Gott geschaffen, um ihn zu verherrlichen. Diese Verherrlichung Gottes aber, d. i. das Offenbarmachen seiner Herrlichkeit, geschieht dadurch, dass der Mensch zum Kind Gottes geboren wird und die Gnade der Kindschaft in vollkommener Weise annimmt.

Die Berufung zum Kind bedeutet die Berufung zum vertrauten Umgang mit Gott, die Einführung in die Geheimnisse Gottes, die von Grundlegung der Welt an verborgen waren. Es ist klar, dass der ganze Inhalt des Wortes Kind Gottes erst zugänglich werden kann, wenn man Gott in seiner Vaterschaft erkennt, wenn man den Sohn Gottes, das Urbild jedes Gotteskindes, erkannt hat.

Wir haben einige Namen, mit denen wir Gott zu benennen pflegen, erwähnt und haben versucht, die Wesensbezeichnungen Gottes zu betrachten. Aber wir wissen, dass es keinen Namen gibt, der sein Wesen voll und ganz auszudrücken vermöchte. Die Namen, die wir genannt haben, sind solche, die die Wirksamkeit Gottes, seine Herrschaft über die Welt und über die Menschen ausdrücken oder die seine unendliche Überlegenheit über alles Geschaffene andeuten wollen. Wenn wir uns aber bewusst sind, Kinder Gottes zu sein und damit den Ruf erhalten zu haben, Einblick zu gewinnen in das Leben, das Gott in sich selbst unabhängig von aller Schöpfung lebt, dann müssen wir jene Namen betrachten, die von jenem verborgenen Leben Gottes etwas verraten.

Es sind Namen, die sich auf das Trinitätsgeheimnis beziehen. Wir nennen Gott Vater; sicher deshalb, weil er seinen Geschöpfen ein Vater ist, aber nicht zuerst deshalb, sondern wir nennen ihn zuerst seines einzigen Sohnes wegen so. Die Vaterschaft in Gott ist das Urbild aller irdischen Vaterschaft, und die irdischen Dinge können uns daher helfen, die Bedeutung, die das Wort Vater und Sohn in Gott hat, zu begreifen. In welchem Sinn spricht man von Vaterschaft? Mit Vaterschaft bezeichnen wir oft nichts anderes als die Urheberschaft. Man sagt z. B. dieser oder jener sei der Vater eines Gedankens und meint damit, der Gedanke habe seinen Ursprung im Geiste dieses Menschen. Aber es ist nicht nur die Urheberschaft, die uns den Namen Vater ersinnen ließ, sondern die Tatsache, dass der Mensch seine Gedanken in seinem Innern geborgen hält und sie behütet, sie nicht jedem preisgibt, sie liebt, ähnlich, wie ein Vater sein Kind liebt. Und es ist ja auch eine tiefe Verwandtschaft da zwischen dem Menschen und seinen Gedanken, so sehr, dass wir bestimmte Gedanken ohne weiteres bestimmten Menschen zuschreiben, weil wir uns sagen, diese Gedanken besitzen Ähnlichkeit mit dem Geist eines bestimmten Menschen. Ja diese Ähnlichkeit ist so groß, dass man, um einen Menschen wirklich zu kennen, nur seine Gedankenwelt erfassen müsste. Die Gedanken, die ein Mensch im Laufe seines Lebens denkt, sind wie ein Bild, das in unvergleichlicher Weise das Wesen des Menschen darstellt.

Wenn wir von der Vaterschaft Gottes sprechen, dann müssen wir zuerst an die unendliche Fülle seiner Gedanken denken, oder besser – wegen der Einfachheit seines Wesens – an den un-

endlichen Reichtum seines einzigen Gedankens, der das innerste Wesen Gottes ausdrückt, der tatsächlich ein vollkommenes Bild seines Wesens ist. Man spricht von einem Urbild in Gott und meint damit die Fülle des göttlichen Gedankens, der sein Wesen vollkommen wiedergibt. Aber dieses Bild ist mehr als ein „Bild“ in unserm gewöhnlichen Sinn. Wir sprechen zwar oft von „sprechenden“ Bildern, aber diese sind in Wirklichkeit doch etwas Totes, sie lassen in uns nur die Erinnerung an einen Menschen besonders lebendig werden. Und wenn wir selbst unsere Gedanken als ein Abbild unseres Wesens bezeichnen, so sind diese etwas anderes, als wir selbst und weichen ab von der Kraft und Lebendigkeit unserer Person. Das Urbild aber, dessen Urheber (Vater) Gott ist, und der das Wesen Gottes zum Ausdruck bringt, ist von der gleichen Lebendigkeit und Kraft wie Gott selbst, ist die zweite der göttlichen Personen.

Wenn man von der irdischen Vaterschaft spricht, meint man die Urheberschaft von Dingen, die man nicht nur in sich an seinem Herzen verborgen hält, sondern die man ins Dasein setzt. Man kann auch von einer Vaterschaft der Gedanken sprechen, insofern man diese Gedanken in die Welt setzt, insofern man seine Gedanken in einem Wort ausspricht. Der Mensch hat das Verlangen, nicht nur zu denken, sondern auch zu sagen, das Gedachte auszusprechen. Erst wenn er seinen Gedanken ausspricht, ist dieser ganz geboren. Der Ausdruck der eigenen Gedanken muss nicht durch das gesprochene Wort geschehen, es kann ein Mensch das innerste seines Herzens auch niederschreiben oder in ein Kunstwerk hineingießen. Jedenfalls kann man wieder sagen, dass das Wort, das ein Mensch spricht, sein Wesen enthüllt.

Wir nennen Gott Vater, weil er die unendliche Fülle seines Gedankens nicht nur in sich erwogen, sondern sie auch zum Ausdruck gebracht hat, weil er sich selbst in vollkommenster und lebendigster Weise in seinem Worte ausgesprochen hat. Wir sprechen vom ewigen Worte Gottes und meinen damit Gott selbst, die zweite der göttlichen Personen.

Im irdischen Bereich sprechen wir von Vaterschaft im engeren Sinne nur dort, wo selbstmächtiges Leben weiter geschenkt wird, wo das Kind wieder dem Vater gegenübertritt, wo der Vater sich wieder im Kind finden kann, und wo das Kind sich von sich aus zum Vater hinwenden kann. So nennt man Gott auch vor allem deshalb Vater, weil der Reichtum seines Gedankens, den er in seinem Herzen verborgen hat und der sein Wesen vollkommen wiedergibt, weil der Gedanke, den er in seinem Wort ausgesprochen hat, sich ihm gegenüberstellt als das Licht vom Licht, als der wahre Gott vom wahren Gott; weil er in diesem Worte nicht nur sich selbst wiederfindet, sondern auch wiedergefunden wird, weil hier nicht nur das Wort gesprochen wird: *Filius meus es tu, ego hodie genui te*, mein Sohn bist du, heute habe ich dich gezeugt, sondern auch geantwortet wird: *Abba! quae placita sunt tibi faciam semper*, Vater, was dir gefällt, tue ich allezeit.

Der Vater zeugt seinen Sohn ohne Unterlass, der Sohn wird in einem ewigen Jetzt geboren. Gott wird genannt das strömende Leben, das fließende Licht, denn Gott sein heißt eben, die Unendlichkeit der Macht und Weisheit in einem ewigen Nun weiter schenken, heißt die schrankenlose Fülle des Seins in Besitz nehmen, heißt Vater und Sohn sein.

Wir haben noch andere Namen, die das innergöttliche Leben offenbaren. Man spricht in Gott von einem *osculum suavissimum et secretissimum*, von einem süßen und geheimen Kuss. Damit ist gemeint, dass die Liebe des Vaters und des Sohnes ein Symbol gefunden hat, in einem Pfand niedergelegt worden ist. Dieses *osculum* ist von ewiger Dauer. Um die Ewigkeit

auszudrücken, deshalb wird dieses Symbol der Liebe auch als vinculum, als Umarmung bezeichnet. Es ist eine Umarmung, die nicht geschieht, um etwas an sich zu ziehen und es zu besitzen, sondern eine solche, die sich dem andern zum Besitz überlassen will; deshalb wird dieses osculum, dieses vinculum auch als das donum, als das Geschenk bezeichnet.

In der menschlichen Liebe sind der Kuss und die Umarmung und das Geschenk nur Zeichen, die etwas, die Liebe, zum Ausdruck bringen wollen. Bei Gott aber sind es nicht unzureichende schwache Symbole. Bei Gott ist der Ausdruck der Liebe so gewaltig und kraftvoll, von so unendlicher Tiefe, von solch genießender Seligkeit, von solcher Zartheit und Lebendigkeit wie Gott selbst. Der süße und geheime Kuss, die Umarmung in Gott, das Geschenk in ihm, ist Gott selbst, die dritte der göttlichen Personen, der Heilige Geist.

Die Liebe in Gott hat daher nichts Unvollkommenes, nichts Suchendes und Leidenschaftliches an sich wie die Liebe, auch die reine Liebe des Menschen zu Gott, die immer noch nach Vollendung und Sättigung verlangt, sondern es ist eine ruhevollere, genießende Liebe, die sich ihres unverlierbaren Besitzes erfreut und zugleich unzerstörbaren Frieden bedeutet. Gott sein heißt also Vater, Sohn und Heiliger Geist sein. Der Vater lebt ganz im Sohne, in dem er sich findet und für den Sohn, dem er alles ohne Unterlass schenkt; der Sohn lebt ganz im Vater, in dem er ruht und ganz für den Vater, dessen Bild und Wort er sein will.

Ein Bild ist nie um seinetwillen da, sondern um dessentwillen, den es darstellt. So zeigt schon der Name des Sohnes, dass er vom Vater und für den Vater lebt. Die Namen aber des Heiligen Geistes deuten wieder darauf hin, dass er nicht für sich und nicht in sich, sondern für den Vater und Sohn und im Vater und Sohn lebt, denn niemand küsst oder umarmt oder beschenkt sich selbst.

Die Namen des Heiligen Geistes deuten also schon an, dass er alles im Vater und Sohn besitzt. So kann man also sagen, dass Vater, Sohn und Geist jeweils ihr Selbst überschreiten, um im andern zu leben. Das Aus-sich-heraustreten aber ist das, was man als Ekstase bezeichnet. So kann man also in Gott von einer dreipersönlichen Liebesekstase sprechen und darin das Wesen des innergöttlichen Lebens erblicken.

Unser Leben ist ein Gehen zu Gott. Als Kinder Gottes dürfen wir uns dem innergöttlichen Leben stets nähern und Anteil daran haben. Wir werden – das sagt uns unser Name Kind Gottes – in einer besonderen Nähe stehen zum Sohne Gottes. Noch verstehen wir nicht voll und ganz, wie dies geschehen mag, aber eines muss uns doch schon immer mehr aufgehen: Wenn wir überlegen, dass das Leben in Gott eine dreipersönliche Liebesekstase ist, und dass wir uns diesem Gott von Tag zu Tag nähern, dann wird uns auch klar, dass nichts uns so sehr reif machen kann für dieses göttliche Leben als das immer erneute Heraustreten aus uns selbst, das Vergessen unseres Selbst, die Selbstlosigkeit und das eifrige Jasagen zum Willen Gottes, zu seiner Ehre und Verherrlichung.

Die Menschwerdung Gottes

Gott wohnt in einem unzugänglichen Licht. Auch wenn er sich uns als Vater, Sohn und Heiliger Geist zu erkennen gibt und uns so das innerste seines Wesens aufschließen will, ist er für uns das große Geheimnis; auch dann, wenn wir uns durch Gnade berufen wissen, Anteil an seinem Leben zu gewinnen, und wenn wir mit unserm ganzen Sein hineinstürzen sollen in den dreimal heiligen Gott, so sind wir noch immer gedrängt zu fragen: Wie soll dies möglich sein? Es soll dies nicht eine Frage sein, hinter der ein Zweifel steckt, sondern das Fragen eines nach mehr Licht und Klarheit verlangenden Menschen. Die Antwort wird uns zuteil durch das Licht Gottes, das in diese Welt hereinscheint und jeden Menschen erleuchtet: durch Christus.

Wir leben von frühen Kindertagen an von Überraschungen. Als wir Kinder waren, hat uns die heute alltägliche Welt soviel Neues geboten, dass wir aus dem Staunen nie ganz herauskamen. Jetzt ist uns die Welt schon vertraut, und deshalb fragen wir stets, was es Neues gibt, und wir erwarten, dass stets etwas geschieht. Wir wollen selbst tätig sein und wollen auch Ereignisse und Taten sehen. Achten wir einmal darauf, dass alles, was auf Erden geschieht, ein leiser Nachklang eines gewaltigen Geschehens ist, einer urgewaltigen Tat! Achten wir darauf, dass Gott selbst diese Tat ist, dass die Theologen von ihm sagen, er ist reine Tätigkeit, *actus purus*! Man kann die Tätigkeit Gottes bezeichnen als ein liebendes Erkennen und ein erkennendes Lieben von unvorstellbaren Dimensionen. Dies ist eigentlich ein falscher Ausdruck, denn in Gott gibt es keine Dimensionen und kein Maß; es ist ein abgründiges, grundloses in seiner Weite und Intensität uferloses, in einem Augenblick die ganze Unendlichkeit umfassendes Erkennen. Es ist vollkommenes Ausdrücken dieser Erkenntnis in einem Bild, ein Aussprechen dieser Erkenntnis in einem ewigen Wort, es ist das Zeugen, die Geburt des eingeborenen Sohnes, es ist das gleichzeitige Innewohnen des hervorgegangenen Sohnes im Schoße des Vaters, es ist das gleichzeitige einander Umarmen und Durchdringen, das aneinander sich Verschenken, so gewaltig, so ohne alles Maß und so restlos, dass man mit besonderer Vorliebe sagt: Gott ist die Liebe; dass man sagt: Dieses Lieben sei der Atem Gottes, hier sei das beseligende Geheimnis seines Lebens verborgen. Wie groß muss dieses Lieben sein, wenn der Ausdruck dieser Liebe, das Symbol, das *osculum* selbst Gott ist! Es ist die wunderbarste Entdeckung, die wir machen können, „dass die Substanz aller Wirklichkeit die wechselseitige Liebe in der Gleichheit derselben Wesenheit ist“. Man kann an Gott nicht denken, ohne zugleich an ein unendliches Geschehen zu denken.

Dieses Geschehen, dieses Leben des dreifaltigen Gottes wird nun nicht irgendwo gelebt, erfreut und tröstet uns nicht nur durch sein Dasein, sondern gleich einem gewaltigen Sturzbach, einer alles überflutenden Woge dringt dieses Leben an uns heran in äußerster Nähe. Man kann an der Tatsache nicht vorübergehen, dass dieses göttliche Leben in unsere Welt eingetreten ist und sich hineinversenkt hat in den Schoß des Menschengeschlechtes. Wenn wir im Introitus der dritten Weihnachtsmesse lesen: *puer natus est nobis, filius datus est nobis*, ein Kind ist uns geboren, ein Sohn ist uns geschenkt, so erinnern wir uns an die Tatsache, dass Gott seinen Vielgeliebten nicht nur im Innern seines Schoßes gezeugt hat, sondern ihn auch nach außen in eine Menschennatur hineingebeiert, so dass er in einem Menschen, in einem unserer Brüder, sein natürliches Ebenbild, sich selbst schauen kann.

Seit der Menschwerdung Gottes flutet der Strom der göttlichen Liebe zwischen Himmel und Erde, und in der dunklen sündhaften Welt schlägt ein Herz, das zugleich das Herz eines Menschen und das Herz Gottes ist, das gemeinsame Herz des Vaters und des Sohnes, aus dem die unerschaffene Liebe hervorströmt. Vor dem Wunder der Menschwerdung stehen wir ratlos da. Noch ratloser als Kinder, die am Weihnachtstag vor dem leuchtenden Christbaum und den Geschenken dastehen und nicht wissen, was sie nun beginnen sollen. Wie immer man das göttliche Kind betrachten mag, es geht eine solche Lichtflut von ihm aus, die trotz ihrer Übergewalt so sanft und geräuschlos und still ist, dass man nichts Besseres zu tun weiß als „niederzufallen und zu weinen vor dem großen Gott“.

Wir sehen nämlich in dem Kind, das uns in die Hände gegeben ist, ein Wesen, das trotz seiner Unscheinbarkeit und Armut sich an Liebe von dem allmächtigen Gott nicht überbieten lässt; wir sehen, daß die Liebe des Kindes zum Vater nicht erst die Antwort ist auf empfangene Wohltaten, sondern dass sie schon da war, ehedem Abraham ward, und wir werden noch erschütterter sein, wenn einmal das gebrochene Herz und das vergossene Blut und der ausgemergelte Leib uns erzählen werden, worin restlose Liebe besteht.

Noch mehr muss man betroffen sein, dass dieses Kind mit dem gleichen Liebesakt, mit dem es den Vater liebt, auch uns gefallene Sünder umschließt, dass die Hingabe an den Vater und an uns ein einziger Akt ist, so dass wir fast versucht sind zu fragen, ob dadurch dem Vater im Himmel an seiner Ehre nicht Eintrag geschieht. Aber dies ist nicht so. Der Sohn drückt ja vollkommen das Wesen des Vaters aus, will nichts, als was der Vater will, so dass wir aus der Hingabe des Kindes an uns die Gesinnung des Vaters erraten. „Wer mich sieht, sieht auch den Vater“ (Joh. 14, 9).

Wenn wir also das göttliche Kind auf unsere Arme nehmen und in seine Augen sehen, so können wir aus ihnen den Willen des Vaters ablesen. Und wenn wir aus dem Herzen des Kindes nur ein Liebesfeuer hervorbrechen sehen, das in gleicher Weise den Vater und die Welt umgreift, so sehen wir darin die Wirklichkeit, dass Gott die ganze Schöpfung in sein Liebesmeer eintaucht.

Aber noch mehr enthüllt sich unserm staunenden Auge. Wir sehen, dass Gott in dem Kind von Bethlehem der ganzen Menschheit, die ja nicht bloß eine Summe von Einzelwesen darstellt, sondern eine einzige große Einheit bildet, sein osculum aufgedrückt hat. Damit hat er das ganze Menschengeschlecht zum Erwachen gebracht, zu dem Leben geweckt, das Gott selbst lebt, so dass also der unaussprechliche Jubel Gottes nicht nur von Ferne an unser Ohr dringt, nicht nur durch seine Nähe uns verwirrt, sondern aus unsern Herzen hervorklingt wie unser eigener Freudenruf.

Gott wollte nämlich nicht, dass unsere Welt bloß von seinem Glanz erleuchtet werde, so wie die Erde erleuchtet wird vom Licht der Sonne, sondern aus dem Innern der Erde sollte das gleiche Liebesfeuer zurückstrahlen, wie es in Gott flutet. Dies ist dadurch möglich geworden, dass Gott, der mächtig war, uns aus dem Nichts hervorzuholen, nun selbst Mensch wurde und damit eingetreten ist in die große Einheit, die das Menschengeschlecht bildet, innerhalb dieser Einheit nun die erste Stelle einnimmt und so das ganze Menschengeschlecht mit sich vereinigte, mit allen seinen Gliedern mit sich als dem Haupte einte und sich zu eigen machte und sich selbst eingliederte als dem Haupte des ganzen Menschengeschlechtes.

Ohne die Selbständigkeit der Personen anzutasten, hat Christus der Herr grundsätzlich alle Menschen so mit sich geeint, dass nun alle von seiner Person, von seinem Leben so beherrscht, so durchherrscht werden können, wenn sie nur wollen, dass ihre Einheit mit ihm so eng wird, dass sie ihr Gleichnis nirgends besser finden kann als in der Einheit der Gottheit und Menschheit in Jesus selbst.

Es mag einem Menschen schwer ankommen, sich vorzustellen, wie er sich mit dem unendlichen Gott vereinen könne; es kann ihm aber nicht schwer fallen, an eine innige Bindung an einen Menschen zu glauben. Ist dieser Mensch nun zugleich der Gottmensch, so wird durch diesen eben zugleich die Vereinigung mit Gott, mit seinem göttlichen Leben vollzogen.

Noch viele Fragen gibt es zu beantworten, auf welchem Weg die Vereinigung mit Christus sich vollzieht. Aber dies kann keine Frage mehr sein, dass es keinen andern Weg geben kann, hinaufzusteigen in die Gezelte des Dreipersönlichen Gottes als Christus den Herrn. Und es ist ein Zeichen einer Torheit sondergleichen, ohne Rücksicht auf Christus den Weg in die Unendlichkeit gehen zu wollen, über einen unendlichen Abgrund hinüberzugelangen, ohne die einzige Brücke, die da von drüben in Christus herübergeschlagen wurde, benutzen zu wollen.

Die Gemeinschaft mit Jesus Christus und ihre Bedingungen

Es gibt nur einen Weg zum Vater, Jesus Christus. Nur durch die wirkliche, reale Verbindung mit ihm können wir das jenseitige Ufer erreichen und der Verzweiflung entgehen. Das Wort „reale Verbindung“ mit Christus lässt aber wieder so vielerlei Deutungen zu, dass ohne nähere Erklärung, was darunter zu verstehen sei, so gut wie nichts gesagt ist. Man kann nur dann zum Vater gelangen, wenn man mit Jesus in jene enge Verbindung tritt, die er selbst mit uns eingehen will; wir können nur dann das jenseitige Ufer erreichen, wenn wir in jene Gemeinschaft mit dem Herrn eintreten, die er für uns gewollt und bestimmt hat.

Um uns klar zu machen, welcher Art die Gemeinschaft mit dem Herrn ist, müssen wir daher die Frage nach den Bedingungen, nach dem Wesen und nach den Auswirkungen der Gemeinschaft mit Jesus Christus stellen. Wir gehen dabei von den Seligpreisungen Jesu aus. Wir nehmen die ersten vier Seligpreisungen zum Anlass, um über die Bedingungen zu handeln, und verdeutlichen das hier Gesagte durch die Heranziehung der Gleichnisse Jesu. Die letzten vier Seligpreisungen sollen uns die Folgen einer engen Vereinigung mit Jesus klar machen. Zwischen die Behandlung dieser Seligpreisungen schieben wir ein Kapitel über das Wesen der Vereinigung mit Jesus Christus ein.

Selig die Armen im Geiste; denn ihrer ist das Himmelreich (Mt. 5, 3)

So lautet der erste Satz der Bergpredigt. Was geht in unserer Seele vor, wenn wir diese erste Seligpreisung hören? Haben wir nicht wenigstens damals, als wir diese Worte das erstemal hörten und schon etwas zu eigener Überlegung befähigt waren, ein beklemmendes Gefühl gehabt? Hatten wir nicht die geheime Furcht, es könnten hier die geistig Minderbegabten selig gepriesen werden? Freilich, wir sind dann getröstet worden, als man uns erklärte, dass die Ar-

men im Geiste bloß Menschen seien, die geistigerweise arm seien, d. h. dass darunter Menschen gemeint seien, die an ihren Reichtümern nicht hängen oder die, wenn sie wirklich arm sind, mit ihrer Armut sich abgefunden haben. Aber ganz befriedigt hat uns diese Erklärung doch nicht, und es blieb ein kleiner Verdacht übrig, dass mit den Armen im Geiste vielleicht doch auch noch andere Menschen gemeint sein könnten, und wir konnten uns des Eindruckes nicht ganz erwehren, dass die Erklärung, die wir hörten, zugleich auch so wie eine Entschuldigung klang, das Wort Jesu abschwächte, um es uns noch annehmbar zu machen. Und dieser Verdacht ist eigentlich nicht ganz unbegründet gewesen.

Wenn wir wissen wollen, wen wir uns heute unter einem Armen im Geiste vorzustellen haben, dann müssen wir uns wohl zuerst die Mühe nehmen und uns klar werden, wen man zur Zeit Jesu als einen solchen Armen bezeichnet hat; und indem wir das Wesentliche des geistig Armen herausheben, werden wir uns einen klaren Begriff machen können, wer auch heute noch zu diesen Seliggepriesenen gehört.

Als Jesus seine Lehrtätigkeit begann, ließ er sich in der Synagoge von Nazareth die Buchrolle reichen und aus der hl. Schrift die Stelle verlesen :

Der Geist des Herrn ruht auf mir, denn er hat mich gesalbt den Armen die frohe Botschaft zu bringen. (Is. 61, 1.)

An diese Armen dachte er wohl, wenn er die Bergpredigt mit der Seligpreisung begann. Wir können annehmen, dass Jesus mit den geistig Armen jene breite Volksschicht meinte, die wegen ihrer Unkenntnis der Schriftauslegung von den Schriftgelehrten verachtet und geringgeschätzt wurde. „Glaubt denn einer von den Ratsherrn oder den Pharisäern an ihn? Nein, nur dieses verfluchte Volk, das vom Gesetz nichts versteht.“ (Joh. 7,48f.) Wie groß die Verachtung war, die man dem unwissenden Volk entgegenbrachte, kann man aus verschiedenen Aussprüchen ermessen, die sich jüdische Lehrer geleistet haben: Es ist verboten, sich eines Menschen zu erbarmen, der kein Wissen hat. – Wer sein Brot dem gibt, der kein Wissen hat, über den kommen Leiden. – Einen Amme-ha-arec = Armer im Geiste darf man zerreißen wie einen Fisch, man darf ihn selbst am Versöhnungstag, der auf einen Sabbat fällt, durchbohren. – Nur wegen dieser im Gesetz nicht Erfahrenen kommt die Strafe in die Welt (Strack I, 190). Diese Menschen also, die von der führenden Schicht von oben herunter behandelt, ja gemieden wurden und sich schließlich auch selbst schlecht vorkamen, diese waren die Armen im Geiste. An sie wendet sich Jesus zuerst, und man kann sich wohl kaum vorstellen, welch ungeheures Aufsehen diese Worte gemacht haben müssen.

Um die innere Gesinnung eines Armen im Geiste zu erkennen, muss man sich nur an das Gleichnis vom Pharisäer und Zöllner erinnern. Der eine stellt sich vor Gott hin – der andere wagt nicht einmal aufzuschauen im Bewusstsein seiner Unwürdigkeit, seiner geistigen Armut. Er hat nichts Gott anzubieten, er kann in seiner Armut nur das göttliche Erbarmen in Empfang nehmen. Mit dieser Feststellung ist aber keineswegs, wie es zunächst scheinen möchte, jene andere Auffassung hinfällig geworden, die unter einem Armen im Geiste einen Menschen versteht, der nicht an irdischen Gütern hängt. Es ist kein Zweifel, dass Jesus nicht die Menschen der Verachtung wegen, die sie ertragen mussten, selig gepriesen hat, sondern wegen der dadurch vorbereiteten und bedingten Freiheit und Aufgeschlossenheit für das göttliche Leben. Um der seelischen Bereitung willen also hat Jesus die Armen im Geiste selig gepriesen, und es

ist klar, dass die tatsächliche oder geistige Freiheit von materiellen Gütern dieselbe Folge für das religiöse Leben haben muss, wie ja auch umgekehrt der gesuchte Reichtum an irdischen Gütern jene Haltung erzeugt, die Jesus an den Pharisäern getadelt hat, und die diese für das Reich Gottes unempfänglich machte.

Die tatsächliche Armut an irdischen Gütern kann in einem Menschen entweder eine proletarische Gesinnung erzeugen, eine Abneigung und Verachtung gegen die Besitzenden einflößen und ihn dahinführen, dort Rechtsansprüche zu stellen, wo kein Recht vorhanden ist. Sie kann aber auch hinwider in ihm eine bescheidene Haltung erzeugen, ein Bewusstsein der Hilfsbedürftigkeit und Abhängigkeit von andern und daher auch eine gewisse Hochachtung vor den Menschen auslösen, auf deren Hilfe er angewiesen ist.

Umgekehrt hat der Reiche meist das Gefühl, sich etwas leisten zu können; er fühlt sich in seiner Macht, er lässt seine Macht den andern fühlen, und so erzeugt Reichtum wie von selbst oft eine hochmütige Gesinnung, Armut eine demütige; so macht Reichtum oft wie von selbst unempfänglich für das Gottesreich, Armut dagegen aufgeschlossen. Freilich gibt es auch Reiche, die arm im Geiste sind, die der Reichtum in keiner Weise hinwegtäuscht über ihre wahre Stellung in der Welt und zu ihren Mitmenschen, die auch als Besitzende wissen, dass sie den Nichtbesitzenden deshalb an innerem Wert nicht voraus sind, die ihr besseres Geschick als unverdient empfinden und sich daher umso kleiner vor Gott und den Menschen vorkommen, je reicher sie sind. So kann also materielle wirkliche und geistige Armut die gleiche Seligpreisung auf sich beziehen, die im ersten Satz der Bergpredigt ausgesprochen wurde, und das ist in ihr auch mitgemeint.

Dass Jesus bei seiner Seligpreisung nicht nur an eine bestimmte verachtete Volksschicht, die zum Teil auch nicht wenig begütert war, sondern sicher auch an wirklich materiell Arme gedacht hat, das beweisen wohl zur Genüge seine Mahnungen und Ratschläge: „Verkaufe alles, was du hast und gib es den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben. Dann komm und folge mir nach“ (Lk. 18, 22). „Leichter geht ein Kamel durch ein Nadelöhr als ein Reicher in das Reich Gottes“ (Lk. 18, 25). „Wer nicht allem entsagt, kann nicht mein Jünger sein“ (Lk. 14, 33). – Diese und ähnliche Stellen beweisen uns, dass Jesus der freiwillig ertragenen oder freiwillig übernommenen Armut eine wichtige und wesentliche Rolle beigemessen hat zur Erlangung des letzten Zieles. Man kann daher nicht so schnell an dem Problem der Armut vorübergehen; und da das Reich Gottes nicht nur für Menschen eines bestimmten Standes bestimmt ist, sondern für alle Menschen, so sind auch alle zu unterweisen über die Bedeutung der Armut für das religiöse Leben und über die Art, wie man die Armut auf sich nehmen kann, um sagen zu können, dass man den Worten Jesu Gehör geschenkt hat.

Der enge Zusammenhang zwischen geistiger Armut und vollkommenem Leben wurde wohl kaum von einem der großen Lehrer des geistlichen Lebens geleugnet: Derjenige, der für den Reichtum die Armut eintauscht, um vollkommen zu werden, wird zwar dadurch nicht schon vollkommen, aber von diesem Tag an führt ihn die Betrachtung Gottes zu allen Tugenden. Die freiwillige Armut ist die wirksame Übung, um zur vollkommenen Liebe zu gelangen. Die freiwillige Armut bereitet die Vollkommenheit vor. Sie bereitet den Geist für Gott und ist zugleich auch eine Wirkung und das Zeichen der erlangten Vollkommenheit. Denn wenn der Geist von Liebe und Verlangen zu einer Sache erfüllt ist, stellt er anderes zurück. Daher ist es klar, dass

ein Mensch, der von Liebe und Verlangen nach Gott erfüllt ist, alles, was ihm in seinem Streben hinderlich sein könnte, die Sorge um die irdischen Dinge und um sich selbst ablegt. Je mehr jemand zu Gott emporsteigt, umso mehr verachtet er das Zeitliche. Mit Augustinus weiß sich Thomas eins, wenn er die auf Erden erreichbare Vollkommenheit als ein Freisein von all dem bezeichnet, was der Liebe zu Gott widerspricht, und wenn er in diesem Zusammenhang die Begierlichkeit, also das Besitzenwollen, als das Gift der Liebe bezeichnet (Thomas 2, 2, 9. 184, 186).

Man sieht auch, wie im Laufe der Geschichte ganz spontan aus dem Schoße der Kirche Bewegungen entstehen, die die Armut und Entsagung mit einer besonderen Liebe erstreben und ein Leben der Nachfolge Christi sich nicht anders denken können als in Armut und Entbehrungen. Wir werden uns noch eingehender damit befassen müssen, wie man in jedem Stande ein armes Leben zu führen vermag; zuerst wollen wir noch klarer sehen, warum die Armut im religiösen Leben eine so große Rolle spielt.

Es ist eine Tatsache, dass in einem Menschen nicht gleichzeitig Gegensätze beisammen wohnen können. Der Mensch kann nicht gleichzeitig zornig und sanftmütig sein, kann nicht gleichzeitig lachen und weinen, schlafen und arbeiten. Solch ein Gegensatz ist nun auch das Gefangensein der Seele von irdischen Gütern und von Gott. Man kann nicht zugleich Gott und dem Mammon dienen. Gottesdienst erfordert nämlich totale Selbstlosigkeit, Mammonsdienst aber ist Selbstsucht. „Wer eingehen will in die Vereinigung mit Gott, in dessen Seele muss alles sterben, was darin lebt, es sei wenig oder viel, groß oder klein“ (Joh. vom Kreuz). Man kann leicht einsehen, dass nicht der Reichtum an und für sich, sondern die Anhänglichkeit an ihn nicht vereinbar ist mit der Gottesliebe. Es wäre durchaus denkbar, dass jemand in allen seinen Gütern bloß von Gott geliehene und für den Dienst Gottes zu verwertende Dinge sieht und frei ist von jeder ungeordneten Anhänglichkeit.

In der Begierde nach den Reichtümern dieser Welt steckt auch immer die Vorstellung, als wäre die Welt in sich etwas von Gott Unabhängiges, und als könnte man sich teils Gott, teils der Welt hingeben. Es wird übersehen, dass die Güter dieser Welt einem höheren Ziel zu dienen haben, dass die Befriedigung der eigenen Lust nicht der Zweck ist, für den die irdischen Werte geschaffen wurden. Indem man die Güter dieser Welt nicht für Gott gebraucht, sondern für sich selbst, d. h. sie genießt, statt sie zu benützen, bewegt man sich nicht in der Richtung zu Gott hin, für den man geschaffen ist, sondern entfernt sich von ihm.

Wie es auch immer sei, jedenfalls gilt der eine Grundsatz, dass man mit vereinten Kräften mehr ausrichtet als mit zersplitterten, und dass daher ein Mensch, der sich durch seine Begierden nach den Reichtümern dieser Welt fesseln lässt, nur mehr mit halber Kraft sich den ewigen Dingen wird zuwenden können.

Wenn man sich die Frage vorlegt, ob die großen Apostel der Armut, ein Franziskus und ein Vinzenz von Paul durch philosophische Erwägungen oder auch nur durch Erwägungen der Nützlichkeit zu ihrem Armutsideal und seiner praktischen Verwirklichung gekommen sind, so wird man gewiss diese Frage verneinen müssen. Sie haben aus einem sicheren christlichen Instinkt heraus das arme und unscheinbare Leben geliebt und gelebt. Die einfache Tatsache, zur Gemeinschaft mit Christus gerufen zu sein, und die Tatsache des armen Lebens Jesu hat sie mit einer Gewissheit, die nicht durch Gründe gestützt werden muss, dazu geführt, das eigene Leben

auch bezüglich der Armut dem göttlichen Vorbild anzugleichen. Sie haben in schlichter Weise betrachtet, wie das Ewige Wort die Herrlichkeit des Himmels vertauscht hat mit der Härte und Kälte des irdischen Daseins; sie haben erwogen, dass der Sohn Gottes nicht in einem königlichen Palast, sondern in dem Stall von Bethlehem als Kind armer Leute geboren wurde, durch 30 Jahre hindurch ein Leben in völliger Unbekanntheit in einem verachteten Bergdorf zugebracht hat und während seiner öffentlichen Tätigkeit Entbehrungen aller Art auf sich zu nehmen hatte. „Die Füchse haben ihre Höhlen, die Vögel des Himmels ihre Nester, der Menschensohn aber hat nichts, wo er sein Haupt hinlegen könnte“ (Lk. 9, 58). Diese einfachen nackten Tatsachen ließen es ihnen und ihren Nachfolgern unmöglich erscheinen, sich hier auf der Welt einzurichten, sich hier behaglich eine Ruhestätte zu bauen.

Eine schlichte Betrachtung der Wirklichkeit sagt uns, dass auch die Jünger Jesu, die doch mit ihm gezogen sind und ihr Leben in Gemeinschaft mit ihm zubringen mussten, nicht anders zu leben vermochten als der Herr selbst. Wo wahre Gemeinschaft ist, da ist auch das Leben des einen das des anderen. Am auffälligsten aber sehen wir an Maria, wie das Leben eines Menschen bestellt ist, der in Gemeinschaft mit Christus lebt. Da der ewige Vater bestimmt hatte, dass sein Sohn in Armut die Welt betreten sollte, deshalb musste auch die Mutter seines Sohnes teilhaben an der Armut. Man bedenke einmal, wie Maria die Armut selbst drückend empfunden haben musste. Es wurde ihr nicht gesagt: Dein Kind wird in Bethlehem im Stalle geboren werden, sondern sie folgte einem bloß irdischen Zwecken dienenden Befehl der weltlichen Obrigkeit und hat knapp vor der Geburt die beschwerliche Reise unternehmen müssen; sie suchte dann Herberge und fand sie nicht. Musste sie nicht durch die Erfolglosigkeit ihres Suchens erst die ganze Härte ihres Zustandes empfinden? Warum hat Gott ihr den Weg nicht leichter gemacht? Warum hat er sie ihre Bedürftigkeit so sehr empfinden lassen? Weil sie eben Gemeinschaft haben sollte mit seinem Sohne, dem armen Kind von Bethlehem.

Und warum wurden Maria und Joseph so spät verständigt von der Gefahr, die dem Kinde drohte? Hätten sie nicht sich schon viel früher auf den Weg machen können? Oder warum wurde nicht wenigstens am Abend noch die Warnung gegeben: Begebt euch nicht zur Ruhe, sondern bereitet die Flucht vor? Warum musste der Aufbruch mitten in der Nacht geschehen? Sie sollten die ganze Aufregung einer nächtlichen Flucht empfinden, sollten die Feindschaft mit erleiden, die Jesus galt.

Wir sehen ein, dass es kaum anders sein kann, wenn wir einmal Ernst machen mit unserm Glauben an die Gemeinschaft mit dem Herrn, die doch eine reale und physische ist: Haupt und Glieder – ein Christus.

Wenn diese Einheit mit dem Herrn da ist, dann muss auch notgedrungen der Satz: Er entäußerte sich selbst und nahm Knechtsgestalt an (Phil. 2, 7), ein Satz sein, der eine Wahrheit und Wirklichkeit unseres eigenen Lebens zum Ausdruck bringt.

Stellen wir uns nun die Frage, was die freiwillig aus Liebe zu Gott auf sich genommene Armut oder die mit Geduld aus Liebe zu Gott ertragene Armut eigentlich sagen will.

Vielleicht fällt uns, wenn wir die Armut der Geburt des Gottessohnes sehen, zuerst die Wahrheit ein, die Angelus Silesius so köstlich in den Vers gekleidet hat:

Gott ist das ärmste Ding, er steht ganz bloß und frei, Drum sag ich recht und wohl, dass Armut göttlich sei.

Die Armut des Gottessohnes sagt uns, dass er in sich selbst so reich ist, dass er all unserer Schätze nicht bedarf. Er wird durch sie nicht reicher und ihr Entzug macht ihn nicht ärmer. Wir bewundern am Herrn das Mysterium der göttlichen Bedürfnislosigkeit und es liegt in ihr eine Mahnung an uns, die Fülle und den Reichtum, den wir in Gott besitzen, wahrzunehmen und den Mangel, den wir empfinden, darüber zu vergessen.

Je reicher sich ein Mensch in Gott fühlt, umso leichter kann er Verzicht leisten auf Dinge, die sein Glück nicht mehr vermehren können. Liegt in dem Verlangen nach Besitz in allen seinen Formen nicht versteckt eine große Undankbarkeit, ein Übersehen des wahren Reichtumes, der uns geschenkt wurde? Liegt darin nicht ein ganz schwacher Glaube, wenn nicht schon Unglaube, der von den wahren Gütern des Geistes nichts weiß? Wäre dies nicht eine wunderbare und wortlose Betätigung unseres Glaubens, wenn wir unserm Streben nach Verbesserung unserer eigenen Tage Einhalt gebieten würden in Erinnerung des Satzes: Wenn Gott seines eigenen Sohnes nicht geschont, sondern ihn für uns alle dahingegeben hat, wie sollte er uns mit ihm nicht alles andere schenken? (Röm. 8, 32).

Die freiwillige Armut ist für uns ferner von Nutzen, weil wir in unserer Erkenntnis und in unserm Willen durch die Erbschuld und die persönlichen Sünden geschwächt, erst von allen Dingen den richtigen Abstand gewinnen müssen, um sie im Sinne Gottes richtig benützen zu können. So ist die Entsagung eine Übung, die wir uns auferlegen, um dem Reiz der Sinne, der sich nicht um die Stimme der Vernunft kümmert, und um dem Verlangen des stolzen Menschen, in uns, der nicht nach dem Willen Gottes fragt, einen Widerstand zu leisten. Auch kann die freiwillige Armut gefasst werden als notwendige Buße für den schlechten Gebrauch der Dinge.

Vor allem aber darf man in ihr eine Bereitschaft für das göttliche Leben sehen, das in der Mitteilung der Gottesliebe besteht. Echte Gottesliebe, die doch Schenkenwollen ist, und die nur das nehmen will, was der andere wieder schenkt, läßt sich mit einem habsüchtigen Wesen nicht vereinen. Die Furcht aber vor der Armut und Besitzlosigkeit ist nichts als das Zeichen eines lieblosen, selbstsüchtigen Geistes, der nur auf seinen Vorteil zu sehen vermag.

Selig werden die Armen im Geiste gepriesen, weil sie die Menschen sind, die nicht mehr im Banne der geschaffenen Dinge stehen, sondern von deren Herrschaft befreit, ihre Seele zu öffnen vermögen für das geistige Licht von oben, für das „fließende Licht“ und das strömende Leben, das Gott mitteilen will.

In der Nachfolge Christi findet sich der Satz: Was nützt es, hoch über die heiligste Dreifaltigkeit zu sprechen, wenn man die Demut nicht hat, durch die man allein der heiligsten Dreifaltigkeit gefallen kann. Ähnlich muss man auch hier und in allen religiösen Gesprächen sich sagen, dass uns hohe Gedanken nicht retten können, und dass es besser ist, nicht zu wissen, als zu wissen und nicht zu tun. Daher wollen wir uns nicht nur allgemeine Gedanken über die Seligpreisung der Armen machen, sondern sofort die Frage stellen, wie man diese Armut auch auf sich nehmen kann in unserer Zeit und unter den Bedingungen unseres gegenwärtigen Lebens.

Wenn wir uns nun die Frage stellen, in welcher Weise die Armut „geübt“ werden kann, so wollen wir uns zuerst an die Lage jener Menschen erinnern, die mit ihrer Aufnahme in einen Orden das Gelübde der Armut abgelegt haben. Diese haben damit Verzicht auf eigenen Besitz oder Eigentum geleistet, und die spürbare Folge dieses Gelübdes ist darin gelegen, dass ihnen nun kein Recht mehr zusteht, nach eigenem Gutdünken und ohne Wissen und Willen ihres Oberen über die Besitztümer zu verfügen. Es muss durchaus nicht so sein, dass das Gelübde der Armut nun mit einem tatsächlichen Entbehren der Dinge vereint ist. In den meisten Fällen wird der Mensch, der in einen Orden eintritt, nicht „ärmer“ sein oder werden, als er vorher gewesen ist. Aber er weiß doch, dass er nicht Herr seiner Güter ist, und dass er eigentlich nur mit Wissen seiner Oberen und im Gehorsam gegen sie über ein irdisches Gut verfügen darf.

In einer ähnlichen Lage muss sich ein Verheirateter fühlen, der sich zumindest nicht als alleinigen Herrn seines Eigentums fühlen wird, sondern immer das Wohl der ganzen Familie bei den Ausgaben, die er für seine Person macht, mit berücksichtigt. In einer ähnlichen Lage wird sich derjenige wissen, der sich selbst nur als den Verwalter der ihm von Gott geliehenen Güter ansieht und daher nicht anders als im Auftrag Gottes über irdische Werte verfügen will. Das Entscheidende dabei ist also nicht, wie groß im einzelnen Fall der Aufwand ist, sondern welches die Grundhaltung bei der Verwendung des eigenen Gutes ist.

Es besteht auch die Möglichkeit, sich hier eine Bindung aufzuerlegen; damit diese Bindung zur Armut nicht eine bloße Äußerlichkeit sei, kann man sich bei größeren Ausgaben dem Urteil eines anderen bezüglich der Notwendigkeit und Vernünftigkeit seines Aufwandes unterwerfen.

Ist die „Übung“ der Armut also hauptsächlich eine Bindung, um einen vernünftigen Gebrauch zu gewährleisten, dann wird sie sich auch darin zeigen, dass das Geld nicht und nie in einer sinnlosen Weise, auch nicht „für gute Zwecke“, hinausgeworfen wird. Es wird dann nie zu einem ähnlichen Verhalten kommen können, wie es St. Franziskus eingeübt hat, da er im anfänglichen unbedachten Eifer das Vermögen seines Vaters verschleuderte.

Man kann die Armut auch in einer anderen Weise sich zu eigen machen, indem man sich nicht all das gönnt, was man sich gönnen könnte, indem man sich wirkliche Entsagung auferlegt. Es lässt sich nicht so ohne weiteres sagen, ob die Genügsamkeit mit einem möglichst niederen Lebensstandard zu empfehlen sei oder nicht. Es ist sicher, dass eine allzu einfache Lebensweise für manche Menschen verengend wirken müsste, dass das freiwillige Entbehren mancher Kulturgüter sich nicht vorteilhaft für die Gesamtentwicklung der Persönlichkeit erweisen würde. Für Menschen, die dann bei jedem Genuss, den sie sich gönnen, schon eine Unvollkommenheit wittern, müsste der Entschluss zur Entsagung jedenfalls besser unterbleiben.

Aber es gibt auch Menschen, die aus Erfahrung wissen, dass sie der Genuss auch reiner Freuden nicht reicher, sondern immer ärmer macht, dass ihre Seele eher gehemmt als gefördert ist, wenn sie den Weg zu Gott noch immer über den Umweg der Geschöpfe sucht, und für solche Menschen kann es nur von Vorteil sein, sich in der Entsagung zu üben. Man muss hier wohl die Freiheit der Persönlichkeit achten und darf sich nicht vor dem Urteil anderer fürchten, die diese Lebensweise vielleicht nicht billigen. Freilich soll man auch nicht allein seine Lebensweise sich zurechtlegen, ohne einen Menschen in das Vertrauen zu ziehen und dessen Billigung zu finden und ohne sich von ihm auch beraten zu lassen. Wie immer man zur Benützung der Güter der Natur und Kultur stehen mag, für alle wird es sich empfehlen, sich

gelegentlich durch einen Verzicht zu vergewissern, dass man in der Tat frei und fähig ist, auch zu entbehren.

Man kann ferner die Armut noch auf eine einfachere Weise sich zu eigen machen. Wir leben alle in einer Gemeinschaft von Menschen, und in solchen Gemeinschaften wird eine ganz gleiche Verteilung der Lebensgüter nie vollkommen gelingen. Jedenfalls sind in jeder Gemeinschaft jene Menschen besonders beliebt, die die geringsten Ansprüche stellen, und die am ersten zur Stelle sind, wenn es Arbeiten zu verrichten gilt, die getan werden müssen, und für die sich selten jemand freiwillig findet. Menschen, die also in der Familie oder an ihrer Arbeitsstätte zugunsten anderer zu verzichten wissen, anderen zuliebe ärmer sind, üben sicher auf eine sehr schöne Weise die Armut.

Schließlich kann man noch auf eine vierte Weise dem Ideal der Armut leben. Man kann es Gott überlassen, wieviel er uns an irdischen Freuden und Annehmlichkeiten schenken will, und kann aus seiner Hand die Armut ebenso annehmen wie den Reichtum. Es wird wohl für jeden Menschen die Stunde kommen, wo Gott ihm etwas entzieht und ihn in irgendeiner Weise Mangel leiden lässt. Wenn man sich da nun entschließt, die Armut aus der Hand Gottes anzunehmen, sich in keiner Weise gegen die Schickungen Gottes zu empören, dann ist dies eine vortreffliche Art, sich den Armen im Geiste zuzugesellen. Es ist dies nicht immer ganz einfach, nicht nur, weil es sehr hart sein kann, was man zu ertragen hat, sondern auch und vor allem deshalb, weil Gott uns nicht unmittelbar prüft, sondern auf dem Weg über unsere Mitmenschen, weil er uns arm werden lässt durch andere, deren Bosheit oder Kleinheit er zulässt. Da heißt es nun auch, den Menschen, die die unmittelbare Ursache der eigenen Armut sind, nicht gram sein; denn wäre man ihnen gegenüber hasserfüllt, so könnte man schon nicht mehr mit gutem Gewissen behaupten, alle Prüfungen aus der Hand Gottes geduldig annehmen zu wollen.

So kann man auf verschiedene Weise sich selbst prüfen, ob und inwieweit man bereit ist, den Rat Christi zur Armut anzunehmen.

Unsere Gesinnung darf nicht ohne sichtbares Werk bleiben, und unser Werk muss aus unserer Gesinnung erfließen. Wozu regt uns also die Seligpreisung der Armen im Geiste an? Sie macht uns klar, dass wir uns in keiner Weise einer Sache vor Gott rühmen dürfen. Wenn wir in unserm Wissen, in der Ehre, die wir genießen, in der guten materiellen Lage, in der wir uns vielleicht befinden, unser Genügen finden, dann gilt uns das Wort des Herrn: „Du sagst, ich bin reich, ich habe Überfluss und brauche nichts mehr. Und du weißt nicht, dass du elend und erbärmlich bist, arm, blind und bloß“ (Apoc. 3, 17). Selbst wenn wir in dieser Welt ein glückliches Los gezogen haben, so sollen wir uns die Mahnung des Völkerapostels zum Bewusstsein bringen. „Was hast du, das du nicht empfangen hast? Hast du es aber empfangen, was rühmst du dich, als hättest du es nicht empfangen?“ (1 Kor. 4, 7.) – Je reicher und glücklicher man sich sieht, umso mehr soll man sich als Beschenkter fühlen, als einer, der in allem, was er hat, ganz abhängig ist von seinem Gott.

Wenn man aber nicht zu den Glücklichen im Sinne dieser Welt gehört, wenn man fühlt, wie man gering geschätzt wird, wie man über uns hinweggeht, wie man unsern Rat nicht will, wenn man sich zurückgesetzt fühlt oder wenn materielle Not uns drückt, dann sollen wir darin die gütige Hand Gottes sehen, die uns losreißt von der falschen Vorstellung, als könnten wir etwas

aus eigener Kraft. Dann sollen wir darin die Aufforderung Gottes sehen, uns an ihn, die Quelle des Heiles, zu wenden als Menschen, die von Gott nichts fordern, die keine Ansprüche stellen, sondern nur von seiner Güte etwas erwarten können, ja die durch ihre Armut die Freigebigkeit Gottes herausfordern. Darüber hinaus mögen wir die innere Freiheit von allen Dingen lernen, diese Freiheit durch tatsächliche Opfer der Entsagung stärken und dadurch empfänglich werden für das Wirken Gottes in uns.

Selig sind die Trauernden, sie werden getröstet werden

Es wird wohl kaum einen Menschen geben, über den nicht gelegentlich eine große Trauer kommt. Wenn ein Mensch von einem heftigen Schmerz erfüllt ist und sich dabei zu beherrschen versteht, dann hat man eine besondere Ehrfurcht vor ihm. Wir haben meist eine eigenartige Beklemmung in unserer Seele, wenn wir mit Trauernden beisammen sind. Obwohl sie nämlich alle Pflichten der Höflichkeit uns gegenüber erfüllen und auch sonst ihr Tagewerk in aller Gewissenhaftigkeit verrichten, ja vielleicht uns selbst ihre Aufmerksamkeit schenken, so fühlen wir doch genau, dass der Alltag mit seinen Pflichten und alle jene Dinge, die uns ganz beherrschen und fesseln, die Seele des Trauernden nicht auszufüllen vermögen. Man sagt, die Seele lebt dort, wo sie liebt. Der Trauernde ist nun in dieser Lage, dass er verloren hat, was er liebt. Was seine Freude ausgemacht hat, ist nicht mehr da. Daher gleicht er einem, der in das Leere, in die Dunkelheit, in das Nichts hineinstarrt.

Wenn jemand trauert, dann ist er noch ärmer daran, als wenn einer aus Liebe zu Gott ein Armer im Geiste wird. Wenn einer ganz arm würde, so arm wie Franz von Assisi, so bleibt ihm doch noch immer etwas zu eigen, was ihn erfreut, und immer bleibt noch etwas übrig, was von Gott noch genommen werden kann. Wir sehen daher auch die Tatsache, dass Franziscus wohl der fröhliche Arme war und seine Freude auch nicht unter den ärgsten Entbehrungen verloren hat, daß aber auch über ihn, und zwar in späten Tagen eine Stunde kam, da er zu trauern anfing. Es war damals, als Gott ihm nahm, was ihm am liebsten war, als er sehen musste, dass sein Werk zusammenbrach, und dass es nur sehr wenige waren, die seine Idee ganz erfassten und verwirklichten. Es war seine große Trauer, Gott nicht so geliebt zu sehen, wie er es sich gewünscht hätte.

Man trauert, wenn man einen Verlust erlitten hat. Was kann man nicht alles verlieren! Man kann um eine Hoffnung ärmer werden oder jede Hoffnung verlieren und so sehr darunter leiden, dass alles, was man sonst besitzen mag, diesen Verlust nicht aufwiegt. Der Verlust eines Kindes kann für eine Mutter einen derartigen Verlust bedeuten. Die Unmöglichkeit, einen Beruf zu finden oder seinen Beruf auszuüben, kann für einen Mann ein unerträglich nagender Schmerz sein. Ein Mensch, der seine Gesundheit verloren und keine Aussicht hat, sie je wieder zu gewinnen, von welcher Trauer ist seine Seele erfüllt! Wie groß kann die Trauer eines Jüngers Christi sein, der am Abend seines Lebens sieht, dass er sein Ziel nicht erreicht hat, der sich arm an Vollkommenheit sieht, und dem es erscheint, wie wenn er sein Leben in Wahrheit gar nicht auf den Felsen Christus, sondern auf Sand gebaut hätte.

All diesen Menschen, die da trauern, ist dies gemeinsam, dass ihre Seele nichts erfüllen kann, dass ihre Seele in eine große Finsternis hineinstarrt. Ist in einer Familie jemand gestorben,

dann haben die Angehörigen das Gefühl der Leere im eigenen Haus. Dieses Gefühl ist nicht nur daher zu erklären, dass ein lieber Mensch nicht gesehen wird, sondern vielmehr durch die Leere, die in der eigenen Seele entstanden ist.

Selig sind die Trauernden, sagt der Herr. Sie sind nämlich in besonderer Weise für Gott selbst empfänglich. Gott ist der einzige, der die innere Leere der Trauernden ausfüllen kann und ausfüllen will. Wer aber Gott empfängt, empfängt mit ihm alle Dinge, den verlorenen Freund, die unerfüllte Hoffnung, die ersehnte Vollkommenheit.

Wenn wir es genau nehmen, wird der Mensch immer nur für Gott empfänglicher, wenn er einer Sache zuerst beraubt wurde. Solange ein Mensch freiwillig auf manche Dinge verzichtet, tauscht er immer etwas ein für das, was er gegeben hat. Fastet jemand, so hat er die Freude, besser beten zu können oder die, eine Leistung vollbracht zu haben. Ist aber ein Mensch einer Sache beraubt worden, und es tritt nichts an deren Stelle, dann ist seine Seele wirklich leer, und Gott kann sich ihr schenken.

Seit der Seligpreisung Jesu ist jedem Schmerz das eigentlich Bittere genommen, und zugleich ist sich der Trauernde bewusst, dass nun in dem Leid von ihm eine besondere Leistung verlangt wird. Man kann sich keinen Heiligen vorstellen, der nicht das Leid überwunden, und nirgends kann man so sehr das Maß seiner Liebe und seines Glaubens prüfen wie gerade im Leid; nirgends auch kann man die wesentlich christlichen Tugenden so üben und zur Reife bringen wie gerade hier.

Den deutschen Mystikern verdanken wir viel Licht und Trost gerade was die Hilfe zur Überwindung des Leides anlangt, und das Trostbüchlein Meister Eckharts sollte auch heute noch genauer betrachtet werden. Kaum anderswo findet man auf so kleinem Raum eine solche Fülle trostreicher Gedanken. Man soll es nicht vergessen: Gott ist die unwandelbare maßlose Freude; in ihm gibt es auch nicht einen Schatten von Traurigkeit. Da Gott nun ein sich selbst mitteilender Gott ist, so ist es klar, dass er auch die Freude sonder Maß und ohne Möglichkeit der Veränderung mitteilt, so dass alle, die sich von Gott beschenken lassen, einst leidensunfähig sein werden wie Gott selbst. Solange wir noch in dieser Welt wandern, sind wir zwar dem Leide ausgesetzt; aber in dem Maß unserer Vereinigung mit Gott wird es nicht als Leid empfunden. Ich kann den Schluss ziehen, dass Gott, die unendliche Freude, in mir insoweit noch nicht geboren ist, als ich Grund finde zur Klage. Wäre Gott in meiner Seele geboren, da wäre die Freude mitgeboren, die keine wirkliche Trauer mehr aufkommen lässt. Wenn ich mich also gegen ein Leid wehre und mich beklage, so zeige ich damit, dass meine Stellung zu Gott noch nicht vollkommen ist; und wenn dies so ist, verdiene ich dann nicht Leid zu erfahren? Leide ich da nicht eigentlich um der Gerechtigkeit willen d. h. um Gottes willen? Und wenn ich danach strebe, vollkommen zu werden, muss ich da nicht dem zustimmen, um der Gerechtigkeit willen zu leiden?

Alle Trauer kommt nur daher, dass man nicht Gott allein, sondern seine Geschöpfe neben Gott (und nicht in Gott) liebt. Es trifft mich nichts anderes, als was Gott über mich kommen lässt. Gott aber lässt nur Gutes über mich kommen. Täglich beten wir: dein Wille geschehe, wie kann man dann also darüber ungehalten sein, dass der Wille Gottes wirklich geschieht. So eng verbunden muss der eigene Wille mit dem Willen Gottes sein, dass man das gleiche will, was Gott will. So erzogen zum Tod der Selbstheit, so dem eigenen Ich entbildet und in Gott

übergebildet muss der Fromme sein, dass er von sich und irgendwelchen Dingen nichts mehr wissen will, sondern nur von Gott und seinem Willen.

Fällt dich ein Leid an, dann frage dich, ob Gott es so verhängt hat, und ob Gott will, dass du leidest. Und dann frage dich, ob du etwas anderes willst, als was Gott will.

Wer ist Gott, und wer bin ich? Gott ist alles, und ich bin nichts. Was ich habe, ist mir von Gott geliehen: ein glückliches Temperament, meine Gesundheit, meine Stellung, das Ansehen, das ich genieße, meine Freunde, alles. Wenn Gott mir nun nimmt, was er mir geliehen hat und was mir nicht gehört, kann ich dann darüber ungehalten sein? Wenn ich einem Menschen etwas geliehen habe und ich erbitte mir es wieder zurück, kann er es mir verweigern? Nein, er wird es mir mit Dank zurückstellen. So müssen wir beim Verlust aller Güter diese Gott mit Dank zurückstellen.

Der Verlust aller Güter muss mich im tiefsten Frieden lassen, wenn ich wahren Glauben habe. Jesus hat uns doch versprochen, dass wir unser Leben nur verlieren, um es wieder zu gewinnen, und dass unser Leid in Freude verwandelt werden wird. Wäre einer stark im Glauben, dann müsste er schon wegen dieser Verheißung das Leid – das ist das Entbehren der Lebensgüter – nicht nur ertragen können, sondern sogar suchen. Denn je freier von allen Kreaturen, umso empfänglicher für Gott.

Treibt Gott mit uns sein Spiel, dass er uns zuerst leiden lässt, um uns dann trösten zu können? Nein, das Leid ist eigentlich für den, der nach Gott als seiner Heimat strebt, etwas „Naturgemäßes“, eine notwendige Begleiterscheinung seines Wanderns hin zu Gott. Das Leid folgt nämlich aus unserer Ebenbildlichkeit mit Gott. Wie der Vater und der Sohn einander gleichen, und wie aus ihrem gemeinschaftlichen Herzen die Frucht ihrer Liebe, der Heilige Geist, hervorgeht, der Vater und Sohn zu etwas schlechthin Einigem verbindet, so entsteht auch aus der übernatürlichen Ebenbildlichkeit unserer Seele mit Gott der Drang nach Einigung mit dem Ursprung, aus dem wir hervorgegangen sind. Es ergibt sich ein innerliches Streben, eins zu werden mit einer Natur, die uns unendlich überlegen ist.

Wie nun das Feuer darnach strebt, das Holz, das es ergriffen hat, sich gleichzugestalten und wie es da erst ein Kämpfen und ein Streiten gibt, bis das Holz die Natur des Feuers angenommen hat, so ist es auch mit Ach und Weh verbunden, bis der Mensch mit der Natur Gottes überleidet ist und sie angenommen hat. Daher ist das Leid solange notwendig, bis der Mensch dem Sohn Gottes gleich geworden ist, bis er Gott zum alleinigen Vater hat; und die Seele ruht nicht eher, bis sie in den Einen hineingebildet ist. Das Leiden ist also das Zeichen der noch nicht vollendeten Einswerdung, aber zugleich auch das Zeichen der sich vollziehenden Einigung, der Erfüllung unserer tiefsten Sehnsucht.

Aber man hat nicht immer zu leiden, sondern verlebt auch sehr schöne fröhliche Zeiten, und manche Menschen scheinen überhaupt unverhältnismäßig verschont zu bleiben vom Leid. Sind diese dann nicht zu einer besonders engen Vereinigung mit Gott gerufen? Wie soll der einzelne Mensch es wissen können, zu welchem Grad der Vereinigung mit Gott gerade er bestimmt ist? Aber eins ist sicher: Der Vater im Himmel sieht nicht auf das äußere Werk, auch nicht auf das äußere Leid, sondern auf das innere Werk und auf die Bereitschaft, für ihn zu leiden und die Geburt des Sohnes Gottes in der eigenen Seele zu ertragen. Das innere Werk, auf das alles

ankommt, ist Gott lieben und soll ganz göttlicher Natur sein. Jedes innere Werk sucht nun nach einem Ausdruck. Aber so wenig die ganze Schöpfung die Größe Gottes darzustellen vermag, so wenig kann ein äußeres Werk und ein äußeres Leid, und wäre es noch so groß, die Liebe zum Ausdruck bringen, die im Herzen des Frommen zu seinem Gott glüht.

So kann der Fromme auch im herbsten Leid sagen: Mein Gott, meine Liebe zu dir ist weit größer als das Leid, das ich erdulde, und ich kann gar nicht so viel leiden, als ich dich in meiner Seele lieben kann. Nimm aber hin mein Leid als ein kleines Zeichen meiner überaus großen Liebe zu dir! Der Fromme darf so reden, weil die Liebe, die er zu Gott hat, eigentlich nicht seine menschliche Liebe oder nicht nur seine menschliche Liebe zu Gott ist, sondern die Liebe des Heiligen Geistes. Je mehr nämlich der Mensch nach Gott gebildet und der „Menge“ entfremdet wird, je mehr er sich dem Einen anvertraut, in dem gleichen Maß wird er auch Sohn Gottes und in dem gleichen Maß entspringt aus ihm der Liebesstrom des Heiligen Geistes. „Wer an mich glaubt, aus dessen Innern werden Ströme lebendigen Wassers fließen“ (Joh. 7,38). Niemand kann daher eine reine und zureichende Liebe zu Gott haben, außer wer „Sohn“ ist, denn aus dem Sohn entspringt der Heilige Geist. Ein guter Mensch, als Sohn in Gott geboren, liebt Gott durch Gott und in ihm selber.

Das innere Werk der Gottesliebe sucht also nach einem Ausdruck und kann ihn nie ganz finden, weil diese Liebe etwas Göttliches ist. Es ist die gleiche Liebe, die im Herzen Jesu brannte und die dieses Herz schließlich brechen ließ. In den Herzen der Frommen brennt die gleiche Liebe und gestaltet ihr Leben nach dem Leben Jesu um; auch sie sind im Leiden wohl erfahren und ergänzen durch ihr Leid, was von den Leiden Christi noch aussteht für seinen Leib. Wie Jesus aus Liebe gelitten hat, so geht auch ihr Leid aus der Liebe hervor, die Gott ist. So können sie sagen: Mein Leid weiß Gott, zu meinem Leid drängt mich Gott, mein Leiden ist Gott, Gott ist mein Leid. Wer wollte da nicht gerne leiden, wer könnte da noch darunter leiden, dass er leidet? Wer so gesinnt ist, der ist reif für den Himmel. Er nimmt soweit dies hier auf Erden möglich ist, teil an der Leidensunfähigkeit Gottes. Leid und Freude fallen in eins zusammen, die Liebe hat beide miteinander geeint.

Selig sind die Trauernden, sie werden getröstet werden. Dieses Wort Jesu soll von uns nie vergessen werden. Es ist wohl sehr schwer, einen leidenden Menschen daran zu erinnern. Man wagt es nicht, wenn man selbst sich nicht in Schwierigkeiten befindet, daher ist es umso notwendiger, sich selbst dieses Wort ins Gedächtnis einzuhämmern und es von ganzem Herzen zu glauben. Man muss dieses Wort so ernst nehmen, wie die andern Worte Jesu. Man kann es nur, wenn man aus dem Glauben lebt und Ernst macht mit dem Bestreben, ein Kind, ein Sohn Gottes zu werden.

Selig sind die Sanftmütigen, denn sie werden das Land besitzen

Es ist nicht ganz leicht zu erklären, was unter einem sanftmütigen Menschen zu verstehen ist. Jedenfalls ist ein sanfter Mensch immer ein ruhiger und stiller Mensch; zumindest bleibt er dort still, wo andere sehr laut werden. Aber es ist klar, dass nicht jeder stille auch ein sanftmütiger Mensch ist. Es gibt Menschen, die immer ganz still sind. Sie sind zu feig, um sich zu rühren, und lassen sich ohne Widerrede jedes Unrecht gefallen. Vielleicht sind sie auch zu bequem, um

sich zur Wehr zu setzen, denn jedenfalls ist da oft ein großer Aufwand von Energie erforderlich, und davor schreckt man zurück. Es gibt auch ein Stillesein oder ein Stillewerden aus Zorn, aus einer Ohnmacht heraus, sich zu rächen; weil man spürt, man könnte seinen Hass und seine Bitterkeit nicht in die entsprechenden Worte kleiden, deshalb schweigt man lieber. Auch diese Stille ist nicht die des Sanften. Auch das Schweigen aus Unkenntnis und Unvernunft ist jedenfalls nicht das Schweigen des sanftmütigen Menschen.

Aber Sanftmut ist sicher Stille; nicht die Stille eines ruhigen Temperamentes, sondern die Stille des Menschen, der vielleicht, ohne es selbst zu wissen, vor Gott steht, dem ganz Stillen. Von diesem heißt es: Er gleicht der Nacht voll stiller Ruh, die schon dem Morgenlicht entgegeneilt; er ist Musik, die kein Geräusch verbreitet, gleicht einer Einsamkeit, die lieblich tönt (Joh. v. Kreuz). Der sanfte Mensch ist der ruhige Mensch, der sich von der Unruhe der andern nicht anstecken lässt. Weil die andern Menschen ihm nicht das Maß abgeben für seine eigene Tätigkeit; weil er nicht deshalb, weil sein Nachbar zornig ist, auch zornig wird, oder weil er übervorteilt wurde, nicht seinerseits zu übervorteilen sucht. Weil er nicht Gleiches mit Gleichem vergilt, deshalb scheint er in unbeweglicher Ruhe zu stehen „wie ein breiter Berg in einem kleinen Winde“.

Der sanftmütige Mensch ist also der, der das Maß für sein Handeln von Gott nimmt, der immer der gleiche ist, der seine Sonne aufgehen lässt über die Guten und Bösen und regnen lässt über Gerechte und Ungerechte. So wird der Sanftmütige also nicht durch Äußerlichkeiten bestimmt, sondern handelt von innen heraus. Er beantwortet nicht Gewalt mit Gewalt und leistet dem Bösen nicht so leicht Widerstand. „Wenn dich jemand auf die rechte Wange schlägt, so halte ihm auch die andere hin! Will jemand mit dir rechten und dir den Rock nehmen, so laß ihm auch den Mantel! Nötigt dich jemand, eine Meile weit mitzugehen, so geh zwei mit ihm!“ (Mt. 5, 39–41.)

Es gibt vielleicht nur wenige Worte Jesu, bei deren Erklärung man sich so schwer tut, und die man glaubt rechtfertigen zu müssen und damit leicht ihres Ernstes, in dem sie gesprochen sind, beraubt. Es ist eigenartig, dass man immer versucht ist, gerade auf Grund dieser Worte klar zu machen, unter welchen Umständen ein Widerstand doch erlaubt sei, und dass man sich vielleicht zu wenig kümmert um den innern Sinn dieses Gebotes. Bei allen Geboten kommt es schließlich auf den Geist an, in dem sie erlassen sind. Wie will man sonst in ähnlichen Lagen nach dem Geiste Christi handeln können, wenn man nicht auch den inneren Sinn dieses Gebotes erfasst?

Das Gebot des Alten Testaments: Aug um Aug, Zahn um Zahn, wo also Gleiches mit Gleichem vergolten wurde, hatte solange eine Berechtigung, als an eine unendliche Sühne aller Sünden noch nicht geglaubt werden konnte, solange ferner eine persönliche Feindschaft vielleicht sogar notwendig war, um die geistigen Gegensätze zwischen Wahrheit und Irrtum, Heiligkeit und Bosheit nicht zu verwischen. Jedenfalls hat dieser Grundsatz dazu beigetragen, eine Vermischung des jüdischen Volkes mit den heidnischen hintanzuhalten.

Nun aber gilt ein anderer Grundsatz. Denn erstens wird in Wahrheit durch jedes Unrecht, das einem Menschen zugefügt, das mir zugefügt wird, zuerst Gott beleidigt. Ihm steht es daher zu und ihm allein, jedes Unrecht zu sühnen. Gott hat aber das Unrecht gesühnt durch die Sühne seines Sohnes, und so bleibt nur das eine übrig, dass derjenige, der Böses getan, zur Erkenntnis

seiner Bosheit gelangt und bereit ist, die Sühne zu leisten oder sie in vollkommener Weise leisten zu lassen durch Christus.

Wenn man Unrecht geduldig erträgt und dazu schweigt oder zumindest nicht aus Kränkung heraus dem Gegner scharf entgegentritt, dann ermöglicht man erst dem Gegner, zur Erkenntnis seiner Bosheit und damit zur Reue zu gelangen. Nur die Ruhe des Sanftmütigen lässt den ungerechten Menschen sein Unrecht einsehen. Nur so ladet man glühende Kohlen auf das Haupt des Nächsten und bewirkt seine Umkehr. Wir müssen, um die Wahrheit dieser Behauptung zu erfassen, nur an die eigene Erfahrung denken. Haben wir es nicht schon in irgendeiner Form erlebt, dass ein Schlag, den wir jemandem in irgendeiner Form versetzt haben, nicht uns zurückversetzt wurde, und hat uns das Ausbleiben der erwarteten Reaktion nicht mit Scham erfüllt über unsere eigene Ungerechtigkeit und Kleinheit?

Die Sanftmut ist aber nicht nur Ruhe und Stille, sie ist vor allem Mut. Es ist leicht einzusehen, dass zur Ertragung von Schwierigkeiten, die wir uns nicht selbst auferlegt haben, sondern die uns auferlegt wurden, besonders viel Kraft gehört. Dies gilt von allen Schwierigkeiten, die Gott uns auferlegt, vielleicht am meisten von den Schwierigkeiten, die uns Menschen auferlegen. Es ist das Zeichen eines sanften, mit Gott geeinten Geistes, wenn man nicht in Ungeduld gerät über die großen und kleinen Torheiten der Mitwelt, wenn man ruhig bleibt, auch darin, wenn die eigenen Pläne immer wieder durch die Bosheit oder Ungeschicklichkeit der andern durchkreuzt werden.

Die Bereitschaft, die anderen zu ertragen, der gute Wille, wenigstens sanftmütig zu sein oder zu werden, zeigt sich auch darin, dass man das gestörte innere Gleichgewicht wieder herstellen will, dass man mit einer gewissen Leichtigkeit und Selbstverständlichkeit dem Gegner wieder die Hand reicht, den Weg der Versöhnung betritt.

Die Versöhnlichkeit ist eine Eigenschaft, die einem Christen nicht abgehen darf. Um von sich aus bei einer Versöhnung den Anfang zu machen, ist sicher kein kleiner Mut notwendig. Man unternimmt ja ein Werk, dessen Ausgang noch gar nicht feststeht. Es kann ja sein, dass die ausgestreckte Hand nicht ergriffen wird, dass der Schritt, den man unternimmt, durch eine Verdemütigung hindurchführt, die man auf sich nehmen muss. Es mag schwer sein, seine eigene Schuld vor einem anderen zu bekennen und nun auf die Gnade des andern angewiesen zu sein, und doppelt schwer mag es sein, wenn man sich nicht mehr schuldig weiß als der andere und doch die ganze Schuld auf sich nehmen soll. Es kann daher nur ein Mensch wirklich versöhnlich sein, dessen Geist sich in seiner Betätigung nicht bestimmen lässt von eigenem Vorteil und der Laune, sondern für den allein der Wille Gottes maßgebend ist.

Jesus hat mit großem Ernst jene Sanftmut verlangt, die dem Gegner zu verzeihen versteht. Wer hier noch von dem alten Grundsatz: Wie du mir, so ich dir nicht loskommen kann, der soll vom Opferalter fern bleiben. Vielleicht haben wir uns schon gewundert, dass der Mangel an Bereitschaft, dem Gegner zu verzeihen, unfähig macht, mit gutem Gewissen Gott ein Opfer darzubringen. Aber man versteht sofort den Zusammenhang, wenn man im Opfer eine symbolische Handlung sieht, eine Handlung, bei der Gott etwas, was das eigene Leben, das eigene Ich symbolisiert, überlassen wird. Beim Opfer also schenkt man sich selbst Gott, Gott der die Liebe ist. Man ist also bereit, sich von der Liebe aufnehmen zu lassen, in die Liebe verwandeln zu

lassen. Wenn man nun mit den Gedanken der Feindschaft oder in einer festgehaltenen Abneigung diesen Schritt tut, so ist er nichts anderes als eine Komödie vor Gott.

Der sanftmütige Mensch lässt durch seine Tugend eine wirkliche Feindschaft nicht aufkommen, er verurteilt ja immer nur die Bosheit, aber nicht den Menschen, der Böses tut, auch wenn er selbst davon betroffen ist; und wenn eine Feindschaft dennoch einmal entstanden ist, bemüht er sich, sie wieder auszugleichen.

Die Hand dem Gegner reichen ist sicher ein Zeichen einer großen Nächstenliebe. Wenn man aber die Frage stellt, warum oft ein gespanntes Verhältnis zum Mitmenschen nicht überwunden wird, kommt man darauf, dass es nicht so sehr Mangel an Liebe ist – man wünscht dem Nächsten alles Gute und betet vielleicht sogar für ihn – sondern ein Mangel an Demut, der uns hindert, bei unserm einstigen Gegner als Bittsteller zu erscheinen.

Der enge Zusammenhang zwischen Demut und Sanftmut erhellt schon aus den Worten Jesu: „Lernet von mir, denn ich bin demütig und sanftmütig von Herzen!“ (Mt. 11, 29.)

Die Demut ist eine jener Tugenden, von denen man nicht allzugerne sprechen hört, und manches Wort, das über sie gesagt wird, gleicht einer Art Entschuldigung, dass man sie überhaupt als Tugend bezeichnet. Man begnügt sich vielleicht manchmal zu sehr damit, die falsche Demut, die bucklige Demut abzulehnen, und wo immer dies geschieht, atmet man erleichtert auf. Aber wenn man auch die falsche Demut ablehnt, so darf man deshalb nicht meinen, die wahre Demut angenommen zu haben; und es bleibt wahr, dass ihre Übung einen schweren Kampf erfordert, weil nichts so sehr das Herz des Menschen gefangen nehmen will wie die Eigenliebe und der Stolz.

Die Tugend der Demut ist, wie es schon oft gesagt wurde, im Grunde nichts anderes als die Erkenntnis und die Anerkennung der Wahrheit. Aber gerade dies fällt dem Menschen sehr schwer, die Wahrheit über sich selbst immer anzuerkennen.

Es ist Wahrheit, dass wir begrenzt sind und schwach, dass wir Mängel aller Art an uns haben und Sünder sind. Wenn wir so sehr die Wahrheit lieben, warum suchen wir dann ängstlich, unsere Mängel zu verbergen; und wenn sie bemerkt werden, warum suchen wir uns dann zu rechtfertigen? Wie bestrebt ist man, seine Niederlagen zu entschuldigen oder mittelmäßige Leistungen mit der eigenen Unpässlichkeit zu begründen. Es soll eben im andern der Eindruck erweckt werden, dass man mehr leisten kann, als es wahr ist. Es kommt zwar seltener vor, aber es kommt doch auch vor, dass ein Mensch alle seine Fähigkeiten zur Schau stellt. Es müssen alle Menschen wissen, was er alles kann, wie vielseitig er ist. Weil aber nur eine Seite des Wesens so stark ins Licht gerückt, die andere jedoch nicht gezeigt wird, muss wieder im andern ein falsches Bild entstehen, d. h. es entsteht eigentlich kein falsches Bild; nur der, der von sich redet, meint, bei der Umwelt in einem bestimmten Licht zu erscheinen, wenn diese aus Langeweile oder Überdruß, scheinbar aber bewundernd schweigt. Auch dann, wenn jemand von seiner Armut spricht, was häufiger der Fall ist, kann im Grunde sogar Stolz die Ursache sein. Es kann als ein Zeichen von Demut gelten, wenn er duldet, dass auch andere von ihr sprechen; denn wenn es ein Thema ist, das ihn interessiert, dann dürfte er nicht ungehalten sein, wenn von seiner Minderwertigkeit die Rede ist.

Es ist Wahrheit, dass man die Gnaden Gottes nur schlecht benützt hat und dass man nicht würdig ist, höhere Gnaden zu erlangen. Wer immer daher nicht zufrieden ist mit dem, was er von Gott empfängt, ist nicht demütig. Dies gilt auch von dem Maß irdischen Glückes. Wer sich mit seinem Lebensschicksal nicht versöhnen kann und sich von Gott benachteiligt glaubt, ist sicher nicht demütig, weil er die Wahrheit nicht anerkennen will, dass er auf nichts Anspruch hat oder sogar für sein Leben an Stelle von Lohn Strafe verdient und Buße notwendig hätte.

Es ist Wahrheit, dass der allgegenwärtige Gott so groß ist, dass der Mensch ihm gegenüber als ein Nichts erscheint. Wer immer also viel von sich reden macht im guten oder schlechten Sinn, übersieht, dass es sich in Gegenwart des großen Gottes zu schweigen geziemt, jedenfalls nicht von sich zu reden.

Es ist Wahrheit, dass der unendlich große Gott Knechtsgestalt angenommen hat und den Menschen gleich wurde und sich bis zum Kreuzestod erniedrigt hat, dass der Sohn Gottes keinen Menschen zu schlecht fand, um mit ihm in Gemeinschaft zu treten. Man kann diese Tatsache nicht genug betrachten. Man kann nicht vorgeben, ein Freund dieses Gottes zu sein, wenn man ängstlich darauf bedacht ist, dass nur ja nichts von der eigenen Würde genommen wird, wenn man es unter seiner Würde findet, bestimmte Arbeiten zu verrichten. Wenn man sich besser dünkt als andere oder es unter seiner Würde findet, sie als gleichberechtigt neben sich gelten zu lassen.

Jedes Verhalten, das bei den andern einen bestimmten Eindruck hervorrufen will, jedes sich Distanzieren von den andern, jede Furcht vor Menschen, die uns überlegen sind, jeder Versuch, diese Überlegenheit durch irgend etwas zu kompensieren, jede Angst vor dem Triumph des andern ist ein Zeichen eines hochmütigen Geistes.

Der wahrhaft Demütige ist bereit, sich überall auf den letzten Platz zu setzen. Aber er macht es nicht geräuschvoll und ruft alle zusammen: Seht wie ich demütig bin ! Er nimmt diesen Platz ein sowohl aus Selbsterkenntnis wie auch aus der Einsicht, dass der letzte Platz, den Menschen zu vergeben haben, nicht weit entfernt ist von dem ersten, den sie zu bieten haben. Er hält die Dinge, die nichts sind, auch wirklich für nichts, und begnügt sich mit jedem Platz, sogar auch mit dem ersten. Wenn ein Mensch demütig ist, dann kommt es ihm nicht in den Sinn, in dem ersten Platz, den er vielleicht einnehmen soll, einen persönlichen Vorzug zu sehen, sondern er fühlt sich ebenso wie auf dem letzten allen Kreaturen verpflichtet und weiß sich nur dazu auf der Welt, um den Geschöpfen Gottes zu dienen.

Die Sanftmütigen und damit die Demütigen werden selig gepriesen, weil sie das „Land“ besitzen werden. „Herr, darum, dass ich Untertan war allen Kreaturen, hast du mich gezogen über alle Dinge zu dir“ (Mechthild von Magdeburg).

Der Sanfte ist also jener, der aus tiefster Sammlung heraus, aus seiner Vereinigung mit Gott zu wirken versteht, der sich in seinen Entschlüssen und seinem Urteilen nicht von menschlichen Rücksichten leiten lässt, sondern alle Dinge sub specie aeternitatis, aus der wägenden Schau des Ewigen, zu sehen vermag.

Wenn wir uns noch die Frage stellen, wie wir es beginnen sollen, um zu dieser Sanftmut zu gelangen, so ist es wohl am besten, sich gelegentlich Zeit zu nehmen, um in einer stillen Stunde

sich im Gebet mit dem ganz stillen Gott zu vereinen, um sich dabei auch ganz von der Schönheit der Kraft und Überlegenheit eines Lebens in der Sanftmut zu durchdringen. Hernach wird es nicht nur gut, sondern notwendig sein, sich zu fragen, bei welchen Gelegenheiten wir die Geistesruhe verlieren. Dabei kann man sich sagen, dass entweder die verschiedenen oft unerwarteten Tagesereignisse in uns Aufregung und Unzufriedenheit wachrufen, oder dass es Menschen sind, die durch ihre Härte oder Bosheit oder Dummheit uns aufregen, und dass wir schließlich über uns selbst uns ärgern, die Geduld mit unsern eigenen Schwächen verlieren können.

Hat man sich einmal selbst erkannt, dann wird ein fortgesetztes Bemühen auch zum Erfolg führen. Will man Erfolg haben, dann muss man die ersten Angriffe auf den Herzensfrieden zurückweisen. Wenn sich der Unmut in uns zu regen beginnt, bevor er sich noch in Wort oder Tat zeigt, muss er schon überwunden werden. Der plötzlich auflodernde Zorn ist nie eine Bewegung des reinen Geistes, sondern eine Bewegung im niederen Bereich unseres Seins. Es ist unwillkürliche Reaktion oder auch ungelenkte Leidenschaft, die allzu leicht unseren Geist gefangen nimmt.

Unter ihrem Druck beginnt die Vernunft anders zu urteilen, als sie sonst urteilen würde, und daraus entstehen die vielen unüberlegten Handlungen, die man nachher als unklug einsieht, die aber zur Zeit der Tat uns als sehr vernünftig erschienen und als einzig möglich und richtig.

Da der sanfte Mensch jener ist, der ruhig bleibt auch dann, wenn er von außen bedrängt wird, so muss er umsomehr die Beunruhigungen, die von seiner eigenen Natur kommen, zu vermeiden suchen. Das eigene Ich aber gerät in Unruhe durch die stets neu aufsteigenden Wünsche und Begierden. Es gibt Menschen, die immer in Unruhe sind, solange sie nicht erreicht haben, wonach sie Verlangen haben; haben sie aber erlangt, was sie suchten, so sind sie wieder nicht zufrieden, denn schon steht ein zweiter Wunsch vor ihrer Seele.

Bei andern wird die Ruhe stets durch die Furcht gestört, und kaum, dass sie sich erleichtert fühlen, weil sie über eine Gefahr hinübergekommen sind, sehen sie wieder eine Reihe anderer Dinge vor sich, die ihnen Furcht einflößen. Wieder andere verlieren die Ruhe, weil sie der Arbeit nicht nachkommen oder weil an sie gleichzeitig so viele Forderungen herantreten und sie nicht wissen, wie sie alle erfüllen können. All diese Beunruhigungen soll man zu überwinden trachten durch die Erinnerung daran, dass man Gott allein dienen will, ihm allein gefallen will, dass nichts zu fürchten ist als Gott und seine Unzufriedenheit, dass nichts uns hindern kann, den Willen Gottes zu erfüllen. Vergessen wir nie die Wahrheit, dass uns große Gedanken nichts nützen, wenn sie nicht im täglichen Leben Gestalt gewinnen, und vergessen wir bei unsern kleinen Bemühungen nie das große Ziel, dem diese zu dienen haben!

Selig sind, die Hunger und Durst haben nach der Gerechtigkeit, sie werden gesättigt werden

Hunger und Durst sind Bedürfnisse, die gebieterisch nach Erfüllung verlangen, Bedürfnisse, die stets aufs neue auftreten und nur für kurze Zeit gestillt werden können. Je fühlbarer der Mangel ist, desto stärker ist das Verlangen nach Sättigung.

In der Seele jedes Menschen lebt das Verlangen nach Heiligkeit, und es ist ebenso gebieterisch wie das Verlangen nach irdischer Speise. Wenn jenes Verlangen nicht bemerkt wird oder nicht da zu sein scheint, dann kennt der Mensch sich selbst nicht. So wie der Stein stets darnach verlangt, tiefer zu fallen, so verlangt das Herz des Menschen nach größerer Vollkommenheit. Wie aber der Stein in seinem Fallen aufgehalten werden kann, so wird auch die Seele des Menschen leicht an ihrem Streben zu Gott hin gehindert, wenn sie durch ungöttliche Dinge allzustark angezogen ist. Je größer das Verlangen nach Gerechtigkeit und Heiligkeit ist, umso näher steht der Mensch Gott; je mehr dieses Verlangen zurücktritt, umso ferner ist er Gott. Wir wissen, dass dieses Verlangen im Seelenleben eines Menschen, soweit er Herr dieses Lebens ist, ganz erlöschen kann, und dass das gelegentliche Erwachen des Pflichtgefühles, nach dem Guten zu streben, das Leben zu ändern, wirkungslos bleiben kann. Dies ist bei jenen Menschen der Fall, die die Sünde von Gott getrennt hat. Das Kennzeichen des sündigen Lebens ist das Erlöschen jeder höheren Sehnsucht.

Die Sünde im eigentlichen Sinne ist ein Mysterium, also etwas, das mit dem Licht der eigenen Vernunft nicht durchschaut werden kann. Man kann zwei Gruppen von Sünden unterscheiden: „natürliche“ und „übernatürliche“; das will sagen, Sünden gegen das natürliche Sittengesetz und die Sünden gegen die Gebote, die sich aus dem Kindschaftsverhältnis zu Gott ergeben. Die erste Art von Sünden besteht im Widerstand gegen die von Gott in unsere Natur hineingelegte Ordnung. Sie ist eine Empörung gegen denjenigen, der uns Sein und Leben geschenkt hat und stets erhält. Die Sünde ist so das Zeichen einer großen Undankbarkeit, überaus hässlich und insofern auch widernatürlich, als sie sich nicht gegen ein äußeres Gesetz richtet, sondern gegen den von Gott in die Seele hineingelegten Drang zum Guten. Aber in diesen Sünden des „natürlichen“ Menschen, der noch nicht das Glück der Gnade kennt, findet sich ein mildernder Umstand. Die menschliche Natur in ihrem gegenwärtigen Zustand ist nicht ursprünglich so aus der Hand Gottes hervorgegangen, sondern ist durch die Erbschuld in ihrem Erkennen und Wollen geschwächt. Diese Schwäche ergibt sich, von diesen Wunden abgesehen, auch daraus, dass der Mensch aus dem Nichts hervorgezogen wurde und, über dem Abgrund des Nichts schwebend, dem Nichts so nahe steht.

Aber innerhalb der Christenheit wenigstens gibt es keine Sünden mehr, die nur der geschaffenen Natur widerstreiten. Alle Christen sind zu Kindern Gottes geworden und tragen den Beruf des Gotteskindes unauslöschlich in ihrem Herzen. Es ist leicht einzusehen, dass die Sünde des Kindes anders zu bewerten ist als die des Knechtes. Wenn man als Kind Gottes sündigt, setzt man sich nicht nur in Widerspruch zur Gerechtigkeit, die von Natur aus in uns wohnt, sondern widerspricht auch dem übernatürlichen Leben in uns. Das sündigende Kind Gottes empört sich gegen seinen Vater, der es mit unsäglichlicher Liebe an sich zieht und gemeinsam mit seinem Eingeborenen in seinem Schoße umarmt, es wendet sich gegen den Sohn, nach dessen Ebenbild es wiedergeboren wurde, es widerspricht dem Hl. Geist, der ihm gegeben ist, und zerreißt so die Bande der Liebe, durch die es mit Gott verbunden ist. Die schwere Sünde ist so ein Widerspruch zum Leben der hl. Dreifaltigkeit, wie es durch die Gnade in der Seele nachgebildet ist. Man kann nur leise ahnen, dass sie das größte Übel ist, und man kann das Auftreten der großen Bußprediger verstehen, die von nichts anderem zu reden wussten, als von der Notwendigkeit, umzukehren, solange es noch Zeit ist. Es ist klar, dass eine so große moralische Katastrophe, wie es die Sünde ist, ihre Folgen haben muss. Die erste Folge ist die Vernichtung des göttlichen Lebens in der Seele. Das Grundprinzip dieses Lebens ist nämlich die

Liebe, die Gott dem Menschen geschenkt hat, und jede schwere Sünde löscht dieses göttliche Liebesfeuer aus. Die Verheerung, die dadurch in der menschlichen Seele angerichtet wird, kann man sich vielleicht nur durch einen Vergleich verdeutlichen. So wie ein Körper, der einmal belebt war, durch das Zurückweichen der Seele, die das Leben vermittelt, zu einem Leichnam wird und uns Abscheu einflößt, so ist es auch mit der Seele des Menschen bestellt, der einst das Gnadenleben besaß und dieses Leben verloren hat. Er sinkt jetzt nicht einfach zurück in den Zustand der bloßen Natur, sondern er sinkt gleichsam, unter seine Natur herab. Er befindet sich in einem dauernden Zustand der Gottentfremdung. So wie er früher immer das Gotteskind war, ob er wachte oder schlief, so ist er nun durch diese eine Trennung von Gott durch die schwere Sünde im Zustand der Feindschaft zu Gott. Der Sünder hat einen gnadenhaften Zustand beendet und er kann nun von sich aus nicht mehr zurückkehren, er kann nur wieder um die Gnade bitten, die er vorher verschmäht hat. Der Weg zurück ist immer schwer, er setzt einen demütigen Geist voraus.

Wie oft mag es vorkommen, dass sich der Mensch den Rückweg selbst dadurch versperrt, dass er seine eigene Sünde leugnet und seine Handlungsweise vor sich zu rechtfertigen sucht, oder dadurch, dass er nun durch ein „höchst anständiges Leben“, d. i. ein Leben wie es das natürliche Sittengesetz erfordert, sich eine gewisse Selbstzufriedenheit erwirbt und damit jeden Gedanken an eine Umkehr fallen lässt. Je länger ein Mensch wartet, je länger er dem Rufe Gottes, seine Gnadenhand wieder zu ergreifen, das Gehör verschließt, umso träger wird sein Geist und umso ungeschickter für die Dinge, die zum Heile notwendig sind. Da hört schließlich der Hunger und der Durst nach der Gerechtigkeit auf, weil das Organ für das heilige Leben abgestumpft ist.

Wenn wir das Wort hören, selig sind, die Hunger und Durst haben nach der Gerechtigkeit, müssen wir vielleicht bekennen, dass wir nicht zu jenen gehören, die da selig gepriesen werden, obwohl wir uns keiner schweren Schuld bewusst sind. Dieser fühlbare Mangel, den wir da feststellen können, soll uns zu denken geben. Woher kommt es, dass wir nicht Menschen des großen Verlangens nach der Heiligkeit sind? Dies wird meist einen zweifachen Grund haben: einmal sind wir nämlich nicht frei von sündhaften Gewohnheiten, die zwar nicht die Kindesbeziehung zu Gott auslöschen, aber doch ein Wachstum an Liebe hindern, und zweitens kann man diesen Mangel zurückführen auf die Missachtung der göttlichen Rufe zu einem besseren Leben.

Wir sollten alle einmal unser Gewissen erforschen nicht nur über das vergangene Leben, um hier mit großer Genauigkeit Zahl und Gewicht der einzelnen Sünden abzuwägen, wir sollten auch einmal den gegenwärtigen Zustand prüfen. Ob es da nicht bestimmte sündhafte Gewohnheiten gibt, die wir als solche erkennen, die wir aber, weil sie „höchstens lässlich sündhaft“ sind, nicht wirklich abzulegen gewillt sind. Denken wir nur an die Gewohnheiten, andere Menschen auszurichten, die Gewohnheit zu übertreiben, um Effekt zu machen, die Gewohnheit, zu spät zum heiligen Opfer zu kommen und vor seiner Beendigung die Kirche wieder zu verlassen. Wenn man diese Gewohnheiten einmal als schlecht erkannt hat, sich aber doch nicht bemüht, sie abzulegen, so darf man nicht erwarten, dass das Verständnis und die Begeisterung für ein heiliges Leben so stark werden wird, dass man es mit Sehnsucht erstrebt.

Oft sind nicht einmal Sünden das eigentliche Hemmnis, sondern nur das Überhören der Gnadenstimme Gottes, wenn sie zu einem Opfer anregt. So kann uns eine innere Stimme sagen, dass wir unsere Zeit besser zubringen, dass wir den Verkehr mit bestimmten Personen meiden oder einschränken, dass wir unsere Arbeiten gewissenhafter machen sollten. Wenn nun solche Mahnungen stets unberücksichtigt bleiben, dann wird ebenfalls die Freude an der Heiligkeit und das Verlangen darnach nicht wachsen.

Die Sünde kann noch in einem andern Sinn das große Hindernis werden, um im Menschen das große Verlangen nach dem vollkommenen Leben auszulöschen. Man erstrebt nur die Dinge, deren Erreichen man für möglich hält; nun kann es gerade der trotz aller guten Vorsätze immer wiederkehrende Rückfall in die Sünde sein, der die Hoffnung schwinden lässt, was schließlich dazu führt, dass der Kampf um die Heiligkeit aufgegeben wird.

Selig sind, die Hunger und Durst haben nach der Gerechtigkeit. Vielleicht dürfen wir ehrlich sagen, dass wir zu jenen gehören, die ein großes Verlangen nach einem gottförmigen Leben haben. Aber auch dann müssen wir acht geben, daß dieses Feuer nicht erlischt; wir müssen erkennen, wo gerade für uns die Gefahr liegt, zurückzusinken in ein banales, alltägliches Leben.

Wir wollen uns selbst erkennen und die Heilige Schrift soll der Spiegel sein, in dem wir uns finden können. Hier ist doch von Sündern und Sünden aller Art die Rede und zugleich auch von Urteil und Verurteilung, aber auch von Verzeihung durch Gott. Eine eingehende Betrachtung der verschiedenen Lehren über Sünde und Sünder muss in uns das Gewissen schärfen helfen und ein richtiges Verhalten ermöglichen bei unserer schließlich immer wieder notwendigen reuevollen Rückkehr zu Gott.

Beachten wir zuerst die eigenartige Tatsache, dass Jesus die Armen im Geiste selig preist. Wir wissen, wer diese Armen waren, wie sie sich ihrer eigenen Sündhaftigkeit bewusst waren und wie unerwartet ihnen die Seligpreisung kommen musste. Ein wenig später sagt der Herr in altem Ernst: „Wenn eure Gerechtigkeit nicht vollkommener sein wird als die der Schriftgelehrten und Pharisäer, werdet ihr in das Himmelreich nicht eingehen.“ (Mt. 5, 20.) Diese Schriftgelehrten also, die sich, soweit sie Pharisäer waren, das Leben nicht ganz leicht gemacht hatten, und denen Paulus das Zeugnis ausstellt: Sie haben Eifer für Gott (Röm. 10, 2), diese Männer, an die man nicht heranzureichen glaubte mit seiner eigenen Gerechtigkeit, die galt es also, noch zu übertreffen.

Die Gebote der Schriftgelehrten waren in ihrer Härte und Unvernunft nicht erfüllbar, es waren eben menschliche Satzungen. Die Gebote Gottes sind zwar erfüllbar, weil sie der menschlichen Natur angemessen sind, und weil Gott jedem auch die Kraft zur Erfüllung gibt, weshalb Johannes sagen konnte: *Mandata eius gravia non sunt*, seine Gebote sind nicht schwer (1. Joh. 5, 3). Trotzdem aber muss man wissen, dass die Gebote des Herrn, die allen Menschen gegeben sind, sittliche Höchstleistungen verlangen, Arbeit und Anstrengung von uns erfordern in einem weit größeren Ausmaß, als dies bei den Hütern des Alten Testaments der Fall war. Wir übersehen dies vielleicht oft, wenn wir hören, dass es dem Herrn nicht auf das äußere Werk ankommt, sondern auf die Gesinnung; aber unsere Geringschätzung äußerer Werke bedeutet durchaus noch nicht, dass wir nun der Gesinnung nach das Wohlgefallen Gottes besitzen, und ein sehr schwerer Irrtum wäre es, zu meinen, dass sich die edle Gesinnung ohne Kampf mit sich selbst erwerben lässt, und dass sie sich nicht auch im Werke äußern müsste.

Welch ernste Worte hat Jesus doch gefunden, um den in Schimpfworten sich zeigenden Hass zu verurteilen. Mit welcher unerbittlichen Strenge verlangt er die Bekämpfung der Versuchungen, die zur Verletzung des sechsten Gebotes führen können. In diesem Zusammenhang lehrt er: „Wenn dein rechtes Auge dir Anlass zur Sünde gibt, so rei es aus und wirf es von dir ! Denn es ist besser, eines deiner Glieder geht verloren, als dass dein ganzer Leib in die Hlle geworfen wird.“ (Mt. 5, 29.) Beachten wir auch, dass das Gebot der Feindesliebe wirklich ein Gebot und nicht ein bloßer Rat ist. Beachten wir auch, wie oft Jesus drohend von der ewigen Verdammnis gesprochen hat! Wir haben gar keinen Grund und noch weniger ein Recht, seine Worte abzuschwächen und allzu „human“ auszulegen und dabei den Sinn der Worte zu verdrehen. Es ist schon so: Jesus, der gekommen ist, die Sünder zu berufen, der sie nicht zurückgestoßen hat, ist auch gekommen, die Sünder zu Heiligen zu berufen; daher ergeht an sie, die Armen im Geiste, der Auftrag : Seid vollkommen wie euer Vater im Himmel vollkommen ist!

Wenn wir also unser Gewissen erforschen, dann machen wir uns klar, dass der ungetreue Knecht in Stücke gehauen wird (Lk. 12, 46), dass sich vor den trichtigen Jungfrauen der Eingang in den Hochzeitssaal für immer verschließt (Mt. 25, 10), dass der Herr, der zur Rechenenschaft kommen wird, ein strenger Herr ist, der erntet, wo er nicht gesät hat, und nimmt, wo er nicht hingelegt hat (Mt. 25, 24). Der Herr, der unendliches Erbarmen ist, ist zugleich unendliche Gerechtigkeit und versichert, dass wir nicht aus dem Kerker herauskommen, bevor wir den letzten Heller bezahlt haben (Mt. 5, 26). Dasjenige, wovor wir uns fürchten müssen, ist die Tatsache, dass wir uns selbst zuviel und zu leicht entschuldigen, dass wir uns selbst ein Christentum nach unserem Geschmack zurechtrichten und uns nicht mehr unterrichten lassen wollen von der menschengewordenen Weisheit.

Welches ist der gefährlichste Fehler, den wir begehen können? – Hören wir einmal, ob der Vorwurf, der von Paulus den Heiden gemacht wird, nur für damals und nicht auch für heute, wenn auch in anderer Form, Geltung hat. „Gottes Zorn wird vom Himmel herab offenbar über alle Gottlosigkeit und Ungerechtigkeit der Menschen, die durch ihre Ungerechtigkeit die Wahrheit Gottes niederhalten. Denn was von Gott erkennbar ist, das ist ihnen offenkundig; Gott hat es ihnen kundgetan. Lässt sich doch sein unsichtbares Wesen wie seine ewige Macht und Göttlichkeit seit Erschaffung der Welt mit dem Auge des Geistes wahrnehmen. Darum sind sie nicht zu entschuldigen. Obwohl sie nämlich Gott erkannt hatten, verherrlichten sie ihn nicht als Gott, noch erwiesen sie ihm Dank. Vielmehr verfielen sie auf nichtige Gedanken, und ihr unverstndiges Herz wurde verfinstert. Während sie sich für Weise ausgaben, wurden sie zu Toren. Sie vertauschten die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes mit Abbildern von vergänglichen Menschen, von Vögeln und von vierfüßigen und kriechenden Tieren“ (Röm. 1, 8ff).

Der hl. Paulus macht also den Heiden den Vorwurf, dass sie die Wahrheit Gottes durch ihre Ungerechtigkeit niederhalten, d. h. durch ihre Sünden machen sie sich für das Licht Gottes unempfänglich. Christus ist die Wahrheit; er sollte allmählich in ihren Herzen Gestalt annehmen, und sie sollten so zu immer tieferer Klarheit der Erkenntnis gelangen. Aber dieser Berufung, „Sohn Gottes“ zu werden, entziehen sie sich durch ihre Bosheit und machen sich dadurch immer unempfnglicher für die Wahrheitserkenntnis. Die Unkenntnis ist also nicht ein Grund der Entschuldigung, sondern macht ihre Schuld erst offenbar. Gott hat die Menschen nicht geschaffen, damit sie ihn erst mühsam suchen müssen, sondern mit Leichtigkeit lässt

er sich durch das Licht der Vernunft erkennen. Ebenso wie er die Menschen mit den körperlichen Augen sehen lässt und wie sich alle Kräfte der Seele ihren Gegenständen mit Leichtigkeit zuwenden, so hat auch der Menscheng Geist die Fähigkeit erhalten, Gott mit Sicherheit zu erkennen. Wo aber keine wahre Gotteserkenntnis mehr zu finden ist, dort hat der Mensch das höchste Talent verschleudert, dort hat er sein geistiges Auge selbst und schuldbarer Weise geblendet!

Wir erschrecken oft vor der religiösen Unwissenheit in weiten Kreisen der Christenheit, ebenso über die moralische Lauheit. Wir haben nicht zu verurteilen, das ist gewiss, aber, und das wird oft vergessen, wir haben auch nicht freizusprechen. Das eine aber ist sicher, dass diese Unwissenheit nicht schuldlos auf uns lastet, und dass Gott sein Urteil nicht abhängig macht von der allgemeinen Meinung. Er hat Sodoma und Gomorrha nicht deshalb verschont, weil die Sünde dort nun einmal gang und gebe war, weil man dort nichts mehr daran gefunden hat. So hat Jesus gesprochen: Wehe dir Korozain! Wehe dir Betsaida! Wenn in Sidon und Tyrus die Wunder geschehen wären, welche in dir geschehen sind, es hätte längst in Sack und Asche Buße getan.“ Zu seinen Jüngern gewendet hat der Herr gesagt: „Wo man euch nicht aufnimmt und auf eure Worte nicht hört, da verlasst das Haus und die Stadt und schüttelt den Staub von euren Füßen. Wahrlich, ich sage euch, dem Lande Sodoma und Gomorrha wird es am Tage des Gerichtes besser ergehen als einer solchen Stadt“ (Mt. 10, 15).

Es ist nicht wahr, dass es dem heutigen Menschen so besonders schwer gemacht ist, die Wahrheit zu finden. Es ist nicht wahr, dass er keine Verantwortung trägt für das, was er aus sich macht. Er beginnt, wenn er selbständig wird, für sich zu sorgen und sich sein Leben einzurichten; er hat seine Vernunft, die ihn befähigt, über sein eigenes Grab hinaus zu denken. Und außerdem gilt auch heute noch das Wort: „Herr, wer hat unserer Predigt geglaubt? ... Aber, frage ich, haben sie diese vielleicht nicht gehört? Ganz gewiss! Über die ganze Erde ist ihr Schall gedrungen, bis an des Erdballs Grenzen ihr Wort“ (Röm. 10, 16. 18).

Vielleicht klingen diese Wort hart und unbarmherzig. Sie sind es nicht. Aber unbarmherzig ist es, die Wahrheit nicht zu sagen und die Umwelt in Sicherheit zu wiegen. Ist es besser zu sagen: Ihr habt keine Schuld? Wie töricht, so etwas anzunehmen! Wird vielleicht jemand deshalb gerettet, weil er schuldlos ist? Wird deshalb jemand verdammt, weil er Schuld auf sich geladen hat? Nein, nicht die Schuldlosigkeit, sondern das Verzeihen der Schuld ist die Ursache des Heiles; und nicht die Schuld sondern der Mangel an Reue über die eigene Schuld ist der Grund der Verdammnis. Wie soll man bereuen können, wo man keine Schuld sieht! Wie soll ein Mensch Schuld sehen, wenn ihm jede Schuld abgesprochen wird?

Der eigentliche Grund dieser „Unwissenheit“ aber ist der Stolz! Man kann es nicht ertragen, einen unendlichen Gott über sich zu haben. Was also? Man macht sich selbst einen Gott, aber einen solchen, der uns nicht überlegen ist; einen Gott, der nichts anderes ist als ein Erzeugnis unseres Geistes.

So waren die Menschen immer, so sind sie auch heute. „Sie vertauschen die Herrlichkeit Gottes mit Bildern von Tieren!“ – Das tun wir nun nicht; aber ist der Fehler, den wir begehen, nicht im Grunde derselbe? Wir machen uns auch ein Bild von Gott, und zwar nach unserem Geschmack. Wehe, wenn Gott nicht so ist, wie wir uns ihn vorgestellt haben, wenn er von uns nicht mehr verstanden wird, wenn er uns also in gewisser Weise nicht mehr Untertan ist.

Geschieht es nicht allzu oft, dass der Glaube an Gott aufgegeben wird, weil er unsere Wünsche nicht erfüllt, weil wir sein Wirken nicht anerkennen wollen? All die Fragen „Warum?“ – Warum hast du mir dies angetan? – beweisen, dass man Gott nicht als den Unendlichen und daher Unbegreiflichen verehren will, sondern nur soweit er für den Menschen verständlich ist. Man will sich ihm nicht restlos unterwerfen und auch dort anbeten, wo man ihn nur mehr als das *mysterium tremendum* anbeten könnte.

Wir stellen diese Erwägungen an, um unser eigenes Gewissen zu erforschen. Wir wollen uns daher zuerst fragen, ob wir auch wirklich Gott unterworfen sein wollen, ob wir ihn gerade dort anbeten, wo seine Fügungen für uns schwer zu ertragen sind, ob wir auch dort den Glauben an den unendlich gütigen Gott festhalten und „Ja, Vater“, sagen können. So müssen wir auch den unbegreiflichen Gott anbeten können, wie er uns in der Lehrverkündigung durch die Kirche entgegentritt. Jeder Unglaube ist nichts anderes als das Bestreben, sich seinen eigenen Gott zu machen und nicht den Gott der Kirche, den Gott unseres Herrn Jesus Christus anzuerkennen.

Nur die gesamte Lehre Christi, wie sie uns durch die Lehrverkündigung der Kirche nahegebracht wird, gibt uns die Möglichkeit, an unser Leben das Maß Gottes anzulegen und unsere Abweichungen von dem geraden und engen Weg nach aufwärts festzustellen. Je klarer das Ideal geschaut wird, umso klarer wird man dann auch sehen, wie weit man von ihm entfernt ist. Je restloser das Bemühen ist, den Willen Gottes allseits zu erfüllen, umso mehr wird man unter der eigenen Schwäche zu leiden haben. Aber da gilt auch das Wort „Selig die Trauernden!“

Wenn wir unsere Sündhaftigkeit erkennen und der Wunsch nach einem reinen Leben in uns lebendig wird, dann fangen wir an, uns aufzumachen und heimzukehren zum Vater. Damit wir wissen, wie diese Heimkehr stattfinden soll, hat uns Jesus die Parabel vom verlorenen Sohn erzählt.

Unsere Heimkehr soll jener gleichen. Die Geschichte vom verlorenen Sohne ist mehr als Gleichnis, sie ist fortgesetzte Wirklichkeit auch in unserem Leben. Der leichtlebige Verächter seines Vaterhauses verzehrte sich vor Verlangen nach der Heimat; jetzt erschien ihm der Knechtesdienst dort als überaus begehrenswert. Er kehrte heim mit dem Willen, jeden Platz im Hause seines Vaters anzunehmen, aber nicht mit der Forderung, in all seine „Rechte“ eingesetzt zu werden. Das Bewusstsein der eigenen Schuld macht klein und bescheiden vor Gott; es macht auch klein, bescheiden, nachsichtig den Menschen gegenüber.

Haben wir übrigens schon einmal bedacht, dass es eine Haltung Gott gegenüber gibt, die ganz nach Demut aussieht und doch Hochmut ist? Das ist die Haltung jenes Menschen, der heimkehrt, um den Knechtesdienst zu verrichten, aber nur um diesen Dienst zu verrichten. Er ist zu stolz, um sich eine größere Gnade gewähren zu lassen; er will bei aller Gnade, die er empfängt, doch auch das Bewusstsein haben, freiwillig auf etwas Verzicht geleistet zu haben. Die Zahl der Frommen ist groß, die wohl immer wieder heimkehren, die aber aus dem Beispiel des verlorenen Sohnes nicht gelernt haben, was Vergebung der Schuld heißt. Sie scheinen nicht zu wissen, dass Vergebung der Schuld heißt, dass das frühere Verhältnis wiederhergestellt wird. Hat ein Freund seinem Freund seine Schuld wirklich verziehen, so bedeutet dies, dass das frühere Verhältnis der Liebe und des Vertrauens wiederhergestellt ist. Hat der Herr seinem Diener verziehen, dann lässt er diesen erkennen, dass sein Unmut gewichen ist, und dass er von ihm nichts mehr zu befürchten hat. Wenn Gott verzieht, dann stellt er das ursprüngliche Ver-

hältnis wieder her, jenes Verhältnis väterlichen Vertrauens und Liebens, das Gott sich von Ewigkeit her gedacht hat und das in der Parabel so wunderbar beschrieben ist. Der verlorene Sohn wird in kostbare Gewänder gekleidet und von den Dienern des Vaters umsorgt, und man hat den Eindruck, wie wenn der festliche Jubel nicht mehr verklingen sollte, um jenes wiedererworbene Verhältnis „mein Sohn, du bist immer bei mir, und all das Meinige ist dein“, zu feiern. Der Heimkehrer, der sich mit dem Knechtesdienst zufrieden geben wollte, sträubt sich nun nicht, die unermessliche Vatergüte anzunehmen. „Sie fingen an, ein Freudenmahl zu halten.“

Unser Glaube muss so stark sein, dass wir, wenn wir uns vom Bußgericht erheben, nicht nur in dem Bewusstsein leben, den Frieden wieder erlangt zu haben, sondern wir müssen durchdrungen sein von der Überzeugung, dass nun Freude herrscht im Himmel, dass wir jetzt Vertraute unseres Vaters sind, dass wir mit unserm Vater nun über alles reden sollen, nur nicht über unsere Schuld, die ausgelöscht und getilgt ist, die der Vater hinter sich geworfen hat und von der in Ewigkeit nicht mehr die Rede sein wird. Wir müssen darauf achten, dass der Vater uns in sein Vertrauen ziehen will und erwartet, dass wir als seine Kinder und Freunde dieses Vertrauens auch genießen wollen.

Selten sind die Menschen, die Gott in seiner verzeihenden Liebe nicht in die Arme fallen wollen. Die meisten wollen Vergebung finden, aber sie wollen nicht eintreten in das väterliche Haus und wagen es nicht, das Fest der wiedererlangten Liebe zu feiern. Es liegt nicht an Gott, wenn in uns nicht die Erfahrung lebendig wird, dass alles, was dem Vater gehört, nun auch uns, seinen Kindern, zu eigen gegeben ist.

Hier sehen wir eine Aufgabe vor uns, die wir immer wieder zu lösen versuchen müssen: die Aufgabe, an den unermesslichen Reichtum zu glauben, der uns mit dem Bußgericht in den Schoß geworfen ist, der Glaube an das wiedererlangte und vermehrte Vertrauen unseres Vaters im Himmel, der Glaube an das Glück der Liebe, das uns beschert wurde. Dieser Glaube kann nicht groß und stark genug sein. Bevor man diesen Glauben erweckt, mag man Zweifel hegen, ob man sich damit nicht bloß etwas einredet. Wenn man aber diese Leistung vollbracht hat, weiß man, dass man nun erst den geschenkten Reichtum „flüssig“ gemacht hat.

Was nützt einem Armen der Reichtum, den er geerbt hat, wenn er nichts von dem Erbe weiß? Er verhungert, so wie wenn er nichts besäße. So hat auch derjenige, der an die im Bußsakrament geschenkte vertrauliche Liebe Gottes nicht glaubt, selbst nichts von seinem erlangten Glück, – ja dieses Glück, dieser Reichtum wird sehr schnell verlorengehen. Er wird nämlich nur dann bewahrt, wenn er weiter geschenkt wird. Wie aber soll ein Mensch etwas schenken, wenn er nicht weiß, dass er etwas besitzt. So hat der geringe Glaube, mit dem die Gaben Gottes in Empfang genommen werden, die Folge, dass wir uns so benehmen, wie es in der Parabel vom unbarmherzigen Knecht beschrieben ist.

Eine ungeheure Schuld, die wir nie hätten bezahlen können, ist uns erlassen, und wir sind so wenig eingedenk unseres wiedererlangten Gewinns, dass wir vergessen, nun freigebig sein zu können gegen alle unsere Mitmenschen; wir gehen mit ihnen noch immer wie mit unseren Schuldnern um. So ziehen wir keinen Gewinn oder nur sehr geringen aus unserm Beichten. Es genügt nicht bloß, den Vorsatz zu fassen, besser zu werden; um einen Erfolg zu haben, muss man wissen, nun so reich zu sein, dass man auch mehr leisten kann; man muss wissen, dass

man jetzt nicht mehr allein, sondern im Verein mit Gott reich geworden ist und teil hat an der göttlichen Freigebigkeit.

Wir fassen in Kürze die Gedanken dieses Kapitels zusammen. Der edelste Teil unserer Seele hat ein immerwährendes Verlangen nach dem vollkommenen Leben auch dann, wenn eigene Schuld oder Nachlässigkeit oder das Überhören der göttlichen Rufe die Seele träge gemacht hat. Auch wenn man das Gefühl hat, man müsste sich Gewalt antun, um ein besseres Leben zu leben; diese „Gewalttätigkeit“ dient doch nur dazu, dass wir uns selbst finden lernen und zum Bewusstsein des Kernes unseres Wesens gelangen.

Wenn wir uns aber auf dem Weg zum wahren Leben wissen und uns daran gewöhnt haben, im Stande der Gnade zu leben, müssen wir achtgeben, dass der Funke der Gottesliebe nicht erlischt. Wir müssen daher immer wieder unser Streben an den Forderungen Jesu messen und uns klar machen, dass der Herr bei allem Mitleid mit unserer Schwäche dennoch uns zu Heiligen berufen hat, dass es also gilt, einen harten Kampf mit sich selbst zu kämpfen. Dieser Kampf wird von uns nicht geführt werden, wenn nicht vor unserm Geist das wahre Gottesbild steht in seiner unendlichen Überlegenheit. Wir müssen uns daher hüten, das Bild Gottes zu vermenschlichen, wir dürfen Gott nicht nur soweit annehmen, als wir ihn begreifen können, sondern müssen es lernen, den unbegreiflichen, geheimnisvollen Gott anzunehmen, so wie er uns durch Christus, durch die Lehrverkündigung der Kirche und schließlich in unsern eigenen, oft schweren und dunklen Lebensschicksalen entgegentritt.

Je größer wir Gott sehen, umso mehr werden wir auch die „kleinen“ Abweichungen von seinem heiligen Willen als drückend empfinden, und umso mehr werden wir in unserem Leben immer wieder das Verlangen haben, Gott zu versöhnen. Dieses Heimwandern zu Gott muss jedoch so geschehen, dass der auch in seiner Liebe überraschend große Gott geehrt wird, d. h. wir müssen uns zu dem Glauben aufrufen, dass wir nicht bloß von unserer Schuld befreit werden, wenn wir darum bitten, sondern dass wir von Gott eingeladen werden, mit ihm das Fest der ewigen Liebe und Vereinigung zu feiern.

Wenn wir die ersten vier Seligpreisungen überschauen, so sehen wir, dass hier Menschen gemeint sind, die von großer Empfänglichkeit für das Göttliche sind. Es sind Menschen, die ganz frei sind: frei von Anhänglichkeit an die verschiedenen zeitlichen Güter; sie haben den verschiedenen Beraubungen Gottes ihre Zustimmung gegeben; sie sind selbst frei von sich selbst und nicht aufgehalten durch die Rücksicht auf ihre eigene Person; sie sind frei in ihrem Verlangen nach den höchsten Gütern. Je weniger sie gefesselt sind von den Gütern niederen Grades, umso mehr gewahren sie die Weite und Tiefe ihrer eigenen Seele und daher auch das unersättliche Verlangen nach den höchsten Gütern. Es scheint fast, wie wenn die Seele schrankenlos wäre in ihrem Bedürfnis nach Liebe und Wahrheit und Heiligkeit. Wir wissen, dass Gott überall dort, wo Empfänglichkeit ist, sich mitteilt; und so ist es klar, dass die Armen und Trauernden, die Sanftmütigen und die nach Gerechtigkeit Hungernden jene Glücklichen sind, in denen sich die Geburt Gottes vollziehen kann, dass in ihnen jenes Licht aufstrahlt, das keinen Namen hat, von dem es nur heißt, dass es in die Welt kam, um jeden Menschen zu erleuchten

Die Grundhaltung der Empfänglichkeit für das Wirken Gottes in Gleichnissen

Das große Gastmahl

Als Jesus irgendwo geladen war, bemerkte er, wie sich die Gäste die besten Plätze aussuchten. Dies nahm er zum Anlass, um in einer Weise, die diesen Menschen verständlich sein musste, eine Gesetzmäßigkeit im Reiche Gottes zu besprechen. Ist es nicht, rein natürlich gedacht, klüger, sich nicht um den besten Platz zu kümmern? Gewinnt man nicht größere Ehre, wenn man aus seiner bescheidenen Stellung herausgeholt wird, als wenn man sich selbst einen bestimmten Rang gibt? Und ist es nicht weniger an Unehre, wenn man sich selbst einen geringeren Rang beimisst, als wenn einem Menschen vor aller Welt diese geringere Ehre erwiesen wird? Schon im weltlichen Getriebe, das schließlich doch das wahre übernatürliche Leben abbildet, ist ein Verzicht auf sich selbst eine Vorbedingung, um zu wirklicher Ehre zu gelangen; um wieviel mehr wird dies erst im Reiche Gottes der Fall sein.

Aber ist es nicht unehrenhaft oder falsch, sich selbst zu erniedrigen, wenn man dafür einen umso größeren Vorteil erwartet? Gewiss! Der Herr spricht auch des weiteren davon, wie man jeden Gedanken an einen „umso größeren“ Vorteil bei seinen Handlungen ausschalten soll. Er gibt dem Gastgeber den Rat, nächstens nicht seine Freunde, Brüder und reiche Nachbarn einzuladen, von denen er sich erwarten kann, dass sie mit Gegeneinladungen erwidern werden, sondern er soll sich Bettler und Krüppel, Lahme und Blinde einladen, die die Wohltaten nicht vergelten können. Es wird also geraten, sich auch der Hoffnung auf Ersatz der Kosten zu berauben und sich so zu verhalten, dass man „nichts davon hat“. Damit hat der Herr wieder ganz allgemein einen Grundsatz ausgesprochen für unsere guten Werke. Man soll sie verrichten ohne Rücksicht auf zeitlichen Vorteil, ja in einer Weise, die zeitlichen Vorteil ausschließt.

Nach diesen Mahnungen und Ratschlägen bildet der Ruf eines Gastes: „Selig, wer am Mahle im Reiche Gottes teilnimmt!“ für den Herrn Anlass, von der verschiedenen Bereitschaft der Menschen für das Reich Gottes zu sprechen. Ein reicher Mann gibt ein großes Gastmahl und ladet viele dazu ein. Als nun die Stunde des Mahles gekommen ist, sendet er seinen Knecht aus und lässt sagen: Kommt, es ist schon alles bereit! Ist dies nicht sehr sonderbar? Gibt es ein Land, in dem diese Gewohnheit herrscht, erst zur Stunde des Mahles die Gäste zu rufen? Es ist ein Zeichen der Saumseligkeit der Gäste, aber auch der Geduld des Gastgebers und des Interesses, das er am Kommen der Gäste hat. Nun erst beginnt ein großes Entschuldigen. Das Landgut, die fünf Joch Ochsen, die man gekauft hat, die Frau, die man geheiratet hat, sind das Hindernis. Es sind Ausflüchte, die vorgebracht werden, und man wundert sich, dass sich diese Menschen nicht schämen, so schlechte Entschuldigungen vorzubringen. Aber dies sind nun einmal die Gründe, die die Menschen, die an den Dingen hängen, vorbringen, wenn es sich darum handelt, den Einladungen Gottes zu folgen. Es kommt ihnen so vor, wie wenn sie etwas von ihrem Besitz aufgeben müssten. Es ist in Wirklichkeit nur eine vorübergehende Preisgabe, oder besser, nur eine scheinbare Trennung von ihrem Gut, die von ihnen gefordert wird, aber auch diese scheinbare Trennung kostet ihnen zu viel.

Der Ruf des Herrn ergeht nun an die Armen, die Krüppel und die Lahmen; sie werden von den Knechten hereingeholt; und als noch Platz ist im Saal, gehen diese im Auftrag des Herrn noch einmal hinaus, um noch mehr Menschen „hereinzudrängen“. Man hat den Eindruck, wie wenn hier gar nicht mehr eine Stellungnahme zur Einladung abgewartet würde; die Einladung scheint so zu ergehen, dass ein Widerstand von vornherein nicht in Frage kommt. Daraus ist ersichtlich, wie der Besitzlose, der Arme (arm im richtigen Sinne) geeignet ist, dem Rufe Gottes zu folgen, wie er von Scheingütern nicht geblendet ist und sie dem wahren Gut nicht voranstellen kann.

Wenn man dieses Gleichnis hört, erinnert man sich sogleich an die eigenartige Parabel vom reichen Prasser und armen Lazarus. Es ist in ihr mit keinem Wort erwähnt, dass der Arme irgendwelche Tugenden an sich hat, und doch wird er sofort nach seinem Tod von den Engeln in den Schoß Abrahams getragen; umgekehrt geht der reiche Prasser verloren und hat eigentlich nichts in die Augen fallendes Schlechte getan, er hat sich bloß nicht gekümmert um den Lazarus. Unheimlich ist die Wirkung, die der Besitz, das Wohlergehen auf den Menschen ausübt, wie er immer in die Versuchung kommt, sich dem Mammon zu versklaven.

Die fünf Talente

Eine eigenartige Parabel! Ihr Ausgang ist anders, als wir zuerst erwarten möchten. Sind es nicht gerade die Armen, die am besten im Sinne Gottes zu leben verstehen? Sollten wir nicht erwarten, dass der Mann mit den fünf Talenten das Geld vergeudet, und dass der mit einem Talent Begabte durch seinen Fleiß und seine Gewissenhaftigkeit etwas zustande bringt? Allerdings, es steht nicht geschrieben, was unter den Talenten zu verstehen ist; und man kann sicher sein, wenn der Herr hier Unterschiede macht, dass man vielleicht nicht so sehr an quantitative als vielmehr an qualitative Unterschiede zu denken hat. Dann wäre derjenige, der die fünf Talente bekommen hat, jener, der die wertvollsten Gaben, höhere geistige Güter erhalten hat, während der mit einem Talent Begabte jener wäre, der mit den an sich leicht zu verwaltenden materiellen Gütern ausgezeichnet wurde. Wie es aber auch sein mag, jedenfalls wusste jeder dieser Knechte, dass er für seinen Herrn das Gut zu verwalten hatte. – Der erste und zweite Knecht erhielten eine große Auszeichnung, weil sie über wenigens getreu waren, der dritte Knecht aber wurde bestraft, weil er das Gut brach liegen ließ. Für seinen Herrn brachte es keinen Vorteil.

Die Verantwortung des Knechtes ist nun sehr aufschlussreich und eigentlich das lehrreichste an der Parabel. Er verantwortete sich so: Herr, ich kenne dich, du bist ein strenger Mann. Du erntest, wo du nicht gesät hast, du sammelst ein, wo du nicht ausgestreut hast. Darum fürchtete ich mich, ging hin und vergrub das Talent in der Erde; hier hast du dein Eigentum! Der Knecht verlor jede Freude an der Arbeit und Mühe, die nicht ihm, sondern seinem Herrn zugute kommen sollte. Konnte er nicht für sich arbeiten, so wollte er überhaupt nicht arbeiten. Da haben wir den habsüchtigen Menschen, der für sich zusammenscharrt und stets auf seinen Vorteil bedacht ist, der immer nur gibt, um wieder zu empfangen. Das geht so ein ganzes Leben weiter, bis ihm im Tode alles genommen wird. Das Spiel ist aus, – ein nutzloses und fruchtloses Leben ist abgelaufen. Warum erschien dem Knecht der Herr so hart? Weil er selbst ein harter Mann war, der nur auf sich selbst schaute.

Der ungerechte Verwalter

Die Geschichte des ungerechten Verwalters wirkt so wie ein Rätsel, das uns aufgegeben ist. Der Verwalter wird seines Amtes entsetzt, weil er das Gut nicht richtig verwaltet hat. Zuvor will er sich noch gute Freunde machen, um sorglos leben zu können. Und er wählt den Ausweg, dass er die Schuldner seines Herrn kommen lässt und sie einen Teil ihrer Schuld auf ihrem Schuldschein streichen heißt. Der Herr, der Rechenschaft verlangt, anerkennt die Schlaueit seines Verwalters.

Die Geschichte kann so niemals vorkommen und gerade deshalb fordert sie zum Nachdenken heraus. Sie sagt uns, dass es im Reiche Gottes ganz anders zugeht, als man vermutet. Im Reiche Gottes kann man sich das Lob seines Herrn wirklich dadurch erwerben, dass man die Schulden, die andere bei Gott haben, streicht. Wir sind nur Verwalter der von Gott gegebenen Güter, und daher schuldet man uns eigentlich nichts, sondern nur Gott. Ist mir mein Geld geraubt worden, dann ist es Gott, der durch den Diebstahl zuerst beleidigt wurde; ist mir meine Ehre geraubt worden, dann wieder ein Gut, das Gott mir bloß zur Verwaltung anvertraut hat. Aber dennoch ist es so, dass ich diese Schuld, die der andere eigentlich zuerst bei Gott hat, schenken kann.

Man kann sich nicht gut denken, dass Gott strenger ins Gericht gehen wird als wir Menschen. Habe ich meinem Beleidiger von Herzen verziehen, so wird auch Gott die Tilgung dieser Schuld wohl anerkennen. Deshalb bemüht man sich auch oft, mit Sterbenden sich zu versöhnen, nicht um dem Sterbenden das Sterben leichter zu machen, sondern man will drüben nicht jemanden haben, der von uns noch eine Schuld einzutreiben hat. Es ist also der sanfte Mensch, der sich berauben lässt, hier verstanden, der Mensch, der großmütig zu schenken weiß. Jesus gibt die Mahnung, sich Freunde zu machen mit dem „ungerechten“ Mammon, damit man in die ewigen Wohnungen aufgenommen wird. Wir wissen, dass das Leben im Himmel in vollster Harmonie sein wird mit dem Leben der hl. Dreifaltigkeit, und dass dieses Leben wieder im wesentlichen darin besteht, zu Dritt in einer dreipersönlichen Liebesekstase die gleiche Liebe zu haben; daher ist es klar, dass uns nichts so sehr bereiten kann für dieses Leben wie die schenkende Selbstlosigkeit.

Dass diese Erklärung richtig ist, ergibt sich aus den folgenden Worten Jesu. Wer im Kleinsten treu ist, der ist es auch im Großen, wer im Kleinsten untreu ist, ist auch im Großen untreu. Wenn ihr den ungerechten Mammon nicht treu verwaltet, wer wird euch das wahre Gut anvertrauen? Die Treue im Kleinen hat hier einen etwas anderen Sinn, als sonst gebräuchlich; es ist damit nicht die treue Erfüllung auch der kleinsten Alltagspflichten gemeint, sondern überhaupt die richtige Verwendung der irdischen Güter, die im Vergleich zu den himmlischen eben klein sind.

Von den höchsten geistigen Gütern gilt es noch mehr als von den materiellen, dass sie Güter sind, die mitgeteilt werden wollen, dass es Gemeinschaftsgüter sind. Eine richtige Verwendung der höchsten Güter lässt sich also bei dem nicht erwarten, der im Kleinen nicht zu verwalten versteht.

Und weiter: Wer fremdes Gut nicht verwalten kann, der wird das eigene Gut noch viel weniger zu verwalten wissen. Dies ist ein Satz, der uns aufhorchen lässt. Der Grundsatz, der hier ausgesprochen ist, ist leicht verständlich. Fremdes, geborgtes Gut, von dem man weiß, dass es wieder zurückverlangt wird, behütet man besonders, weil man weiß, dass man ersatzpflichtig ist, wenn man es beschädigt, und auch aus persönlicher Rücksichtnahme. Wer hier nun schleuderhaft umgeht, wird sein Eigentum noch unordentlicher verwalten. Es ist nun sehr bedeutsam, wenn aus diesem Grunde der Mensch, der Irdisches nicht recht verwaltet, in die himmlischen Wohnungen nicht aufgenommen werden kann. Damit ist nämlich gesagt, dass unser gegenwärtiger Besitz (dazu gehört alles, was wir unser Eigen nennen, auch unser Leib und unsere Seele) ganz anders uns zugehört, als dies bei den künftigen Gütern der Fall sein wird; erst diese werden uns zu wahren Eigentümern haben und nicht nur zu Verwaltern, und diese himmlischen Güter sind letzten Endes nichts anderes als Gott selbst! Wer wird euch dann geben was euer ist? So wird mir das unendliche Gut einst mehr zu eigen sein als heute mein Leib und meine Seele.

Alle Worte der Heiligen Schrift sind uns gesagt, dass sie uns Licht bringen in das Alltagsleben. Es hätte keinen Sinn, wenn wir uns begeistern könnten an der vollkommenen Selbstlosigkeit, aber die Gelegenheit, sie zu üben, nicht wahrnehmen würden. Außergewöhnliche Dinge denken ist fruchtlos, wenn wir nicht die nächste sich bietende Möglichkeit benützen, um danach zu handeln. Wir müssen nicht unsern Stand und unsere Beschäftigung ändern und können doch unsere Bereitschaft zur schenkenden Selbstlosigkeit bewähren. Manche Berufe sind überhaupt nur in dieser Gesinnung zu bewältigen: der Priester- und Ärzteberuf, der Beruf des Lehrers und Fürsorgers und Krankenpflegers; der Beruf, den jeder Verheiratete von Gott erhalten hat, den jeder Mensch hat, der in einer Familiengemeinschaft oder auch in einer andern Gemeinschaft von Menschen lebt, hat Gelegenheiten genug, sich in der Entsagung zu üben. Dadurch erst, dass man sich immer wieder und immer mehr die Tatsache ins Bewusstsein ruft, dass man an seinen Mitmenschen, nicht an der „Menschheit“, sondern zuerst an den uns täglich begegnenden Menschen – eine Aufgabe zu erfüllen hat, dass man ihnen zu dienen hat, dadurch stärkt man in sich selbst die Fähigkeit der Entsagung, die, wie man sofort sieht, nichts rein Negatives ist, sondern notwendige Vorbedingung für jede Art großmütigen Handelns.

Die Arbeiter im Weinberg

Wieder ein Gleichnis, das uns über die Art, wie im Reiche Gottes „gerechnet“ wird, in Erstaunen setzt und das unverstündlich bleibt, wenn man nicht ganz genau zusieht. Ein Weinbergsbesitzer nimmt Arbeiter auf und einigt sich mit ihnen auf einen Taglohn von einem Denar. Um die dritte, sechste und neunte Stunde geht er aus und nimmt Arbeitslose auf und verspricht ihnen zu geben, was recht ist. Sogar in der elften Stunde geht er noch aus, trifft wieder Arbeitslose, die er auffordert, in seinen Weinberg zu gehen, und sie gehorchen. Dann kommt die große Abrechnung, und es ist schon sehr eigenartig, dass die zuletzt gekommenen als erste ihren Lohn erhalten, und noch sonderbarer, dass diese einen ganzen Denar erhalten; und es ist beinahe unverstündlich, dass der Herr, der mit den letzten so gut ist, mit den ersten nach dem strengen Recht vorgeht und auch ihnen nicht mehr als einen Denar gibt. Die Letzten begehren auf, aber sie werden zurechtgewiesen; sie haben gar keinen Grund, sich für benachteiligt zu

halten, sie bekommen ordnungsgemäß ihren Lohn, sie haben sich um sonst nichts zu kümmern, der Herr kann mit seinem Geld bezahlen, wie er will.

Es ist gut sich an die unumschränkte Macht Gottes zu erinnern und sich zu sagen, dass man dort, wo man kein Recht hat, auch nichts zu fordern hat, und dass man daher, weil man auf nichts Anspruch hat, auch nicht murren darf. Aber nicht nur die Tatsache, dass der Herr mit seinem Vermögen tun kann, was er will, ist uns angedeutet. Der Herr lässt uns auch erraten, dass es nicht Willkür ist, wenn er dem einen mehr gibt als dem andern.

Wie verschieden sind doch diese Arbeiter in den Weinberg gekommen. Die ersten sind in ein Rechtsverhältnis zum Herrn getreten, sie haben zuerst mit ihm den Lohn ausgemacht; die andern, die um die dritte, sechste und neunte Stunde kamen, sind in den Weinberg gegangen im Vertrauen auf das Wort des Herrn: ich werde euch geben was recht ist; sie arbeiteten also nur in der Hoffnung auf einen Gewinn, ohne zu wissen, wie groß er sein wird; die aber um die elfte Stunde kamen, gingen in den Weinberg bloß im Gehorsam. Sie haben nicht einmal das Wort: ich werde euch geben, was recht ist, gehört und hofften vielleicht auf einen Lohn am nächsten Tag. Sie überließen also alles der Gnade des Herrn, sie hatten ja nichts, worauf sie hätten pochen können, ohne sich zugleich vor sich selbst zu schämen. Wenn man aber Gott gegenüber tritt und sich schämt, weil man nichts hat, weil man nur mit leeren Händen kommt, ist man dann nicht ein wahrhaft Armer, der nur von der Gnade lebt? So kamen alle Heiligen zu Gott, ihr ganzes Leben erscheint ihnen wie ein Müßigstehen, und am Abend ihres Lebens sehen sie erst ein, wie sie hätten arbeiten sollen. Aber sie sind so mutig und greifen auch in der letzten Stunde noch zu, nicht in der Hoffnung auf Lohn, sondern um den Herrn zufriedenzustellen.

Das Wesen der Gemeinschaft mit Jesus Christus

Die Geburt Gottes im Herzen des Menschen

Das Ziel des Menschen besteht darin, Kind Gottes zu werden. Er soll zum Kind Gottes, zum Sohne Gottes geboren werden, oder Gott soll in ihm geboren werden; dies sind alles Ausdrücke, die das gleiche bedeuten. Da Gott die Mitteilbarkeit selbst ist und sich überall dort mitteilt, wo die Empfänglichkeit für ihn da ist, deshalb ist die vornehmste Aufgabe, die der Mensch zu erfüllen hat, die, sich für den Empfang Gottes zu bereiten. Freilich darf nicht vergessen werden, dass diese Bereitung selbst wieder das Werk Gottes ist, der die Menschen auf vielfältige Weise dazu anregt, sich für ihn frei zu machen. Ist aber ein Mensch so weit gekommen, dass er sich mit Freude in der Entsagung in ihrer vielfältigen Bedeutung geübt hat, dann vollzieht sich mit Sicherheit die „Geburt Gottes“ in seinem Herzen.

Wenn wir diesen Satz aussprechen, meinen wir, dass dann, wenn der Mensch frei wird von irdischen Rücksichten, jener Keim des göttlichen Lebens, der mit der Taufe in sein Herz gelegt wurde, zur Reife gelangt, dass jetzt erst das, was Gott mit der Taufe bezweckt hat, zur Vollendung kommt, soweit hier auf Erden eben von Vollendung gesprochen werden kann.

Wenn wir von der Geburt Gottes im Herzen des Menschen reden hören oder, wie es gebräuchlicher ist, von dem übernatürlichen Leben der Seele, dann schleicht sich oft etwas wie Er-

müdung in unser Denken ein. Wir können uns darunter nichts Genaues vorstellen und wissen nie recht, ob hier eine bloß symbolische Ausdrucksweise vorliegt oder wirkliches Leben und auch Erleben, das diese eigenartige Ausdrucksweise rechtfertigt. Um möglichst klar zu sehen, müssen wir uns zu verdeutlichen suchen, was unter diesem Wort zu verstehen ist, und worin sich die Eigenart jenes Lebens zeigt, das ein Mensch auf Grund dieses übernatürlichen Geschehens, wie die Gottesgeburt es darstellt, leben kann.

Jenes Gespräch, das Jesus mit Nikodemus geführt hat, kann uns hier am besten Aufschluss geben. Nikodemus mag sich in der Lage vieler befunden haben, für die die Frage nach dem Jenseits das lebhafteste Interesse besitzt und die auch geneigt sind, das Fortleben nach dem Tode zu bejahen. Jedenfalls hatte er eine Frage über das künftige Leben auf dem Herzen, als er in jener Nacht an der Tür Jesu anklopfte. Die Frage, was man tun müsse, um dieses ewige Leben zu erlangen, machte ihm wohl kaum Schwierigkeiten. Er war ohne Zweifel überzeugt, dass ein anständiges Leben genüge, um einmal drüben gut anzukommen, eine Einstellung, die auch die heutigen Menschen, soweit sie noch annehmen, dass es nach dem Tode „etwas gibt“, durchwegs teilen, und diese ihre Annahme für einen Glauben halten.

Jesus zerstört diesen „Glauben“, dass ein „gutes Leben“ dazu hinreichen könne, das ewige Leben zu erlangen. Es muss zuerst eine Bedingung erfüllt werden, damit sich das jenseitige Tor öffnet, und diese Bedingung ist die Wiedergeburt, die Wiedergeburt im Wasser und im Geiste. Als Nikodemus diese Worte hörte, war er ebenso unwissend und ebenso unklar, wie wir es vielleicht sind, wenn wir diese Worte hören. Der einzige Unterschied mag darin gelegen sein, dass uns das Wort von der Wiedergeburt geläufiger ist als ihm; ob aber der Inhalt dieses Wortes uns klarer ist als ihm, lassen wir einmal dahingestellt.

Jesus suchte das dunkle Wort von der Wiedergeburt seinem nächtlichen Besucher durch ein Gleichnis vertrauter zu machen. „Der Wind weht, wo er will; du hörst sein Brausen, aber du weißt nicht, woher er kommt und wohin er geht. Ebenso verhält es sich mit jedem, der aus dem Geist geboren ist.“ Der aus dem Geist Geborene ist also ein Mensch, der den anderen ungreiflich ist, er geht seinen Weg und kann von niemanden gehemmt werden, er verhält sich ganz anders als die andern Menschen, er lebt wohl unter den andern, er ist dort, wo die andern sind und doch geht er an allem vorüber, wie der Wind gegenwärtig ist und doch vorüberbraust. Das Entscheidende aber ist: man weiß von dem aus dem Geist Geborenen nicht, woher er kommt und wohin er geht. Nur er selbst kennt seinen Ausgang und kennt sein Ziel. Sein Ausgang nämlich, das heißt der Grund, aus dem heraus er tätig ist, ist Gott, und was immer er tut, er zielt mit seinem Wirken wieder auf Gott hin: auf Gott, wie er in sich ist, auf Gott, wie er den anderen, nicht wiedergeborenen Menschen verschlossen ist und unbekannt.

Der aus dem Geist Geborene handelt also anders als ein anderer, und zwar handelt er deshalb anders, weil er anderes und mehr erkennt als andere, weil ihm ein Licht der Erkenntnis aufgegangen ist und weil er sein Auge vor diesem Licht nicht verschlossen hat. Das Neue, was in sein Leben eingetreten ist, und seinem Leben eine andere Richtung gibt, dies ist der Glaube.

Was hat man doch über den Glauben für verschwommene Anschauungen. Wenn man einen Menschen fragt: Bist du gläubig? wird er diese Frage vielleicht bejahen und damit meinen, dass er an die Existenz Gottes glaubt, das heißt, dass er annimmt, dass es einen Schöpfer des Universums gibt. Vielleicht glaubt er auch nur an irgendeine „Kraft“ im Universum, die er als Gott

bezeichnet. Wie es aber auch sei, jedenfalls nimmt er seine Annahme oder seine Überzeugung, die er sich gebildet hat für „Glaube“ und meint nun sich in nichts Wesentlichem von jenen Menschen zu unterscheiden, die Christus der Herr und die die Kirche als gläubige Menschen bezeichnet. Es ist klar, wenn man jeden Menschen mit irgendeiner Ansicht über Gott als gläubigen Menschen anspricht, dann gibt es sehr viele Gläubige in der Welt; aber es ist nicht zu sehen, wieso die Forderung des Heilandes von der geheimnisvollen Wiedergeburt bei diesen vielen zutreffen sollte.

Nein, der Glaube des Christen ist etwas ganz anderes als irgendeine feste Überzeugung, die der Mensch sich gebildet hat. Der Glaube des Christen ist wohl eine feste Überzeugung, eine Erkenntnis über Gott, aber eine so tiefe und reiche Erkenntnis, dass sie viel gewaltiger ist, als der Mensch sie sich je hätte durch eigene Überlegung bilden können. Der Glaube des Christen ist nicht nur eine neue Erkenntnis, die zu den alten erworbenen Erkenntnissen dazu tritt, sondern eine solche, die die bisherigen Erkenntnisse und das gesamte Leben in einem neuen Licht erscheinen lässt und daher auch zu einer anderen Tätigkeitsweise anregt. Der Glaube des Christen ist ein Ja-sagen zu dem Worte, das Gott gesprochen hat, ein Ja, eine Annahme und Aufnahme der Erkenntnis und Weisheit Gottes in das eigene Herz. Eine Erkenntnis, die so sehr unseren Geist neu gestaltet, dass man mit Recht von einer Wiedergeburt sprechen kann.

Wie kann eine solche Wiedergeburt unseres Geistes geschehen? Das ist die Frage, die Nikodemus stellt, und die wir stellen wollen. Die Antwort Jesu ist zunächst eine Verwunderung über die Unkenntnis des Lehrers in Israel, und es ist in der Tat so, daß man sich diese Frage sparen könnte, wenn man nur etwas Einsicht hat. Da es sich im Glauben um eine Erkenntnis ganz neuer Art handelt, um eine solche, wie sie nie aus eigener Kraft möglich ist, so kann sie nicht anders als durch Gott selbst vermittelt werden, durch Gott, insofern er sich uns Menschen zugesellt hat als unser Bruder. „Niemand ist in den Himmel aufgestiegen außer jenem, der vom Himmel herabgestiegen ist, dem Menschensohn.“ Noch ist niemand in das Gezelt Gottes eingetreten mit Ausnahme der heiligen Menschheit Jesu, die durch die Menschwerdung Gottes bis in den Himmel erhoben wurde. So ist also bis jetzt noch niemand hinaufgestiegen als Christus seiner Menschheit nach, derjenige, der zuerst seiner Gottheit nach durch die Menschwerdung vom Himmel herabgestiegen ist. Wie soll also ein Mensch auf einem andern Weg teilhaben an dem geistigen Leben Gottes als dadurch, dass er in enge Verbindung tritt mit jenem, der als erster in den Himmel aufgestiegen ist. Indem die Person Christi erkannt, anerkannt und geglaubt wird, wird damit zugleich das Jawort zu dem von Gott geoffenbarten Wort Gottes gegeben.

Der Glaube ist eine Annahme der von Gott vorgelegten Wahrheiten über die Geheimnisse Gottes. Diese Wahrheiten sind durch die Menschwerdung Christi uns Menschen zugänglich geworden. Man kann zu ihnen und damit in die Gemeinschaft mit dem Dreifaltigen nicht anders gelangen als durch die Einigung mit der Person Christi. Wer daher das ewige Leben erlangen will, das heißt das Leben des dreieinigen Gottes, kann es nur durch die geistige Gemeinschaft erlangen mit dem Einzigem, der aus dem Schoß des Vaters herabgekommen ist, ohne den Schoß des Vaters zu verlassen. Dies aber ist unser Glaube. So wird es klar: Wer glaubt, der ist vom Tod zum Leben übergegangen; wer glaubt, hat das ewige Leben.

Die Glaubenswahrheiten sind Wahrheiten, die mit dem natürlichen Licht der Vernunft nie hätten erfasst werden können. Aus dieser Tatsache ergibt sich, dass die Offenbarung des innergöttlichen Lebens nur so wirksam geschehen konnte, dass gleichzeitig mit der Darlegung dieser Wahrheiten auch der menschliche Geist so weit gestärkt wurde, um überhaupt fähig zu werden, das vorgelegte Glaubensgut auch in sich aufzunehmen. Auch der beste Lehrer kann nichts nützen, wenn nicht das Kind eine bestimmte Begabung mitbringt, weil es sonst mit der gebotenen Weisheit nichts anzufangen weiß. Gott hat dem Menschen nicht nur seine Weisheit vorgelegt, sondern zugleich seinen Geist empfänglich gemacht, ihn disponiert für diese Wahrheit.

Wir haben schon gesprochen von der Grundhaltung der Seele, die ein immerwährendes Drängen hat hin zur Wahrheit, Schönheit und Güte. Dieser geistigste Teil der Seele muss von Gott mit seinem Licht begnadet sein, damit seine Wahrheit aufgenommen werden kann. Wir wissen, dass der Mensch immer in sich zwar dieses Streben nach Wahrheit hat, dass es aber stark überdeckt, ja ganz in den Hintergrund gerückt werden kann, nicht nur gelegentlich in einer schwachen Stunde, wenn er sündigt (um dann gleich seine Sünde als solche zu erkennen und sie als schlecht zu bedauern), sondern es gibt auch eine habituelle, gewohnheitsmäßig falsche Einstellung zu Gott, zu den Menschen und den Dingen, aber auch zu sich selbst.

Es gibt einen habituellen Widerspruch gegen die Anlage zur Wahrheit. Es ist vor allem der stolze Mensch, der gewohnheitsmäßig nicht vor sich selbst anerkennt, wer er ist, und durch sein gesamtes Auftreten zeigt, dass er der in ihm leuchtenden, natürlichen Wahrheit widerspricht. Dieser Mensch, der das Licht, das in ihm ist, zur Finsternis gemacht hat, ist natürlich für das weit stärkere Licht, das Gott ihm spenden will, um die göttlichen Wahrheiten annehmen zu können, unempfänglich. Er wendet sich dagegen mit allen möglichen Ausflüchten. Sein Stolz ist so groß, dass er auch hier verlangt, dass die dargebotenen Wahrheiten erst bestehen können vor dem Richterstuhl seiner eignen kleinen menschlichen Vernunft. Er will sich nicht einem göttlichen Licht unterwerfen, sondern umgekehrt soll Gott ihm unterworfen sein. Er ist sich selbst letzte Norm für die Erkenntnis der Wahrheit.

So geht das Gericht jetzt schon durch die Welt. Der Mensch, der den vorgelegten Glaubenslehren seine Zustimmung verweigert, offenbart damit, dass sein Geist, der für die Wahrheit bestimmt ist, das Licht Gottes nicht aufzunehmen vermag, jenes Licht, das die dargebotenen Wahrheiten sofort als wahr erfassen lässt. Er offenbart damit, dass er die natürliche Anlage für die Wahrheit unterdrückt hat, dass er sie aus irgendeinem Grunde nicht annehmen will, zumindest dort nicht, wo sie in sein Leben eingreifen müsste. So kommt das Licht Gottes in sein Eigentum, und die Seinen nehmen es nicht auf. So erklärt sich das furchtbar harte Wort der menschengewordenen Milde: Wer nicht glaubt, ist schon gerichtet!

Wie viele von uns haben schon erkannt und haben es allen ihren Bekannten und Freunden gesagt, dass Glaube und Unglaube in Wahrheit eine eminent ethische Angelegenheit ist. Wie viele gibt es, die da meinen, was einer glaubt, das heißt welcher Überzeugung einer ist, sei gleichgültig, wenn er nur ein anständiger Mensch wäre. Dieser Satz ist wahr und falsch. Es ist wohl wahr, dass es zuletzt gleichgültig ist, ob ein Mensch sich selbst diese oder jene Überzeugung bildet, ob diese wahr oder falsch ist. Es ist menschlich, sich zu irren, und deshalb, weil einer irrt, ist er nicht schlecht. Es ist aber dieser Satz insofern falsch, als der christliche

Glaube nicht nur eine Überzeugung ist, sondern eine Zustimmung, eine bejahende Antwort zu der von Gott dargebotenen Wahrheit.

Wenn es eine solche Wahrheit gibt, dann ist es doch offensichtlich, dass man sich keine größere Beleidigung Gottes denken kann als die Ablehnung dieser Wahrheit, die noch dazu von der Unendlichkeit der Liebe Gottes kündet. Wenn man noch weiter bedenkt, dass sich in der Ablehnung zugleich der Widerspruch zu dem natürlichen Wahrheitsdrang offenbart, dann sieht man ein, wie sich im Glauben und Unglauben die Berufung zum Leben oder zum Tod entscheidet, wie sich hier grundsätzlich Heiligkeit und Unheiligkeit eines Menschen zeigt. Wer glaubt und sich taufen lässt, wird gerettet werden; wer aber nicht glaubt, wird verdammt werden. Diese Worte stammen nicht von einem fanatischen Religionsgründer, der keinen Widerspruch dulden kann, sondern es ist das Wort der ewigen Weisheit.

Wenn wir vom übernatürlichen göttlichen Leben hören, dann sollen wir uns sagen, dass ein geistiges Erfassen der Geheimnisse Gottes nur dadurch möglich ist, dass uns Gott die Geheimnisse vorlegt; es ist ein Erfassen, das nur dadurch zustande kommen kann, dass Gott zuerst unsere Verstandeskraft zu größeren Leistungen befähigt, begnadet. Aber Gnaden können nicht erzwungen werden, sie können aber auch nicht aufgezwungen werden, und daher ist der Mensch zuletzt dafür verantwortlich, ob er im Besitz des Glaubenslichtes ist oder nicht.

Wenn ein Mensch unter der Mitwirkung Gottes vorgelegte Glaubenswahrheiten annimmt, so ist dies also eine Tat, die über die Kraft seiner Natur hinausgeht, und man kann sie daher eine übernatürliche Tat nennen. – Aber wir sind nicht nur dazu gerufen, übernatürliche Werke zu vollbringen, sondern es wird immer von einem übernatürlichen Leben gesprochen. Auf Grund von einzelnen Taten kann man noch nicht von einer Wiedergeburt sprechen. Damit ein Mensch wiedergeboren ist, ist erforderlich, dass das Neue in ihm, die neue göttliche Erkenntnis, dauernd in ihm ist. In einer ähnlichen Weise, wie im Menschen seine Erkenntniskraft dauernd bleibt, wie er immer ein geistiges Wesen ist, auch wenn er nicht gerade geistig tätig ist, z. B. im Schlaf, so muss, damit man von einem göttlichen Leben sprechen kann, im Menschen eine dauernde Fähigkeit zur Erkenntnis übernatürlicher Wahrheiten da sein. Die übernatürliche Erkenntnis muss dann ebenso zum täglichen Bedürfnis gehören wie die natürliche Verstandestätigkeit. Man spricht daher eigentlich erst dann von einem übernatürlichen Leben, wenn der menschliche Geist so umgeformt ist, dass er eine bleibende Anlage für die Erkenntnis des Göttlichen in sich trägt, wenn er im Grunde der Seele so sehr vergeistigt ist, dass er den Geist Gottes nicht als etwas Fremdes, sondern als etwas ihm Zugehöriges empfinden kann. Diese Vergeistigung der Seele nun ist dasjenige, was man in der Sprache der Theologen die heiligmachende Gnade nennt, was man oft auch schlechthin als Gnade bezeichnet. Und wenn man sagt, ein Mensch ist im Stande der Gnade, dann meint man, seine Seele befindet sich in diesem übernatürlichen vergeistigten Zustand, in welchem ihr die Erkenntnis der göttlichen Wahrheiten ebenso angemessen erscheint wie dem natürlichen Menschen die Erkenntnis der weltlichen Dinge.*

* Die dauernde Befähigung zum Glauben, die mit der hl. Gnade verliehen wird, geht nur durch Sünden wider den Glauben verloren

Man hat mit zahlreichen Bildern und Gleichnissen den neuen Zustand, in dem sich die Seele durch die heiligmachende Gnade versetzt sieht, beschrieben. Von diesem neuen Göttlichen in der Seele hat Jesus mit der Samariterin gesprochen. Er hat zu ihr von dem lebendigen Wasser gesprochen, das er ihr zu bieten vermag, ein Wasser, das gleich einer Quelle im Innersten des Herzens entspringt und fortströmt ins ewige Leben. Weil dieses Wasser selbst zur Quelle wird, deshalb wird derjenige, der es besitzt, auch niemals mehr dürsten. Die Frau bittet, ohne zu wissen und ohne wissen zu können, worum es sich eigentlich handelt, um dieses Wasser. Da wird aber der Herr ernst und sagt ihr: Rufe mir deinen Mann! Es war hier nämlich ein Hindernis da für die Spendung dieses geistigen Quellwassers. Die Frau lebte in einem unrechten und unwahren Verhältnis. Sie lebte so mit dem Mann, wie wenn sie mit ihm verheiratet wäre, ohne es zu sein. Es war also ein unwahrer Zustand, und sie empfand auch diese Unwahrheit und sagte daher: Ich habe keinen Mann. Wir erinnern uns, was wir von der Vorbereitung für die Spendung des übernatürlichen Glaubenslebens sagten, insbesondere, dass die natürlichen Anlagen für das Wahre und Gute und Schöne nicht dauernd und halsstarrig unterdrückt werden dürfen. Hier sehen wir einen Beweis, wie der Herr zuerst die Frau aus ihrer verkehrten Lebensweise herausführt, bevor er ihr die Glaubensgnade spendet.

Die Väter haben es geliebt, den neuen Zustand der Seele mit einem durch die Sonne erleuchteten Kristall zu vergleichen. Wie dieser nun selbst zu leuchten beginnt und selbst zu einer kleinen Sonne wird, so tritt auch mit der Seele eine Veränderung ein. Sie bleibt Geschöpf, aber ihre geistige Struktur verändert sich; sie wird so vergeistigt, dass sie in das Licht, das sie erleuchtet, umgewandelt zu sein scheint. Um diesen Vergleich noch treffender zu gestalten, müsste man sich den Kristall erleuchtet und Licht spendend vorstellen infolge einer in seinem Innern verborgenen, mit ihm nicht identischen Lichtquelle.

Man hat auch den Vergleich einer durch ein Bild besiegelten Wachsmasse gebraucht. Die Seele im Gnadenstand trägt gleichsam das Bild Gottes in sich aufgeprägt. Aber sie trägt dieses Bild nicht aus eigener Kraft. Es würde sofort verblassen, wenn das Siegel aus der Seele entfernt würde, so wie der Kristall sofort zu leuchten aufhört, wenn er nicht mehr vom Strahl des Lichtes getroffen wird. So muss man also, und dies ist sehr wesentlich, sich vorstellen, wie nur jener Mensch im Stande der Gnade ist, dem dieser Gnadenstand stets unmittelbar von Gott her erhalten wird. Aus eigener Kraft kann sich die Seele weder diese Vergeistigung erwerben noch, wenn sie diese empfangen hat, erhalten. So ist es notwendig, dass diese Vergeistigung der Seele, diese neue Eigenschaft, die sie erhält, durch einen ununterbrochenen Akt Gottes festgehalten wird.

Durch einen immerwährenden Akt Gottes wird also die Natur der Seele überhöht, und die Folge dieser zweiten Natur, die die Seele besitzt, ist die, dass sie nicht nur allen von Gott oder im Auftrag Gottes durch die Kirche vorgelegten Wahrheiten zuzustimmen vermag, sondern dass sie auch von sich aus sich jetzt diesen Wahrheiten zuwenden und sich in ihnen geistiger Weise aufhalten kann. So wie dem gewöhnlichen Menschen die Gedanken an sein irdisches Fortkommen, an die natürliche Erholung, an seine Freunde, seine Familie naturgemäß sind, so sind nun dem wiedergeborenen Menschen die Gedanken an Gott, an den Vater, Sohn und Geist, an das Opfer, an das Jenseits vertraute Gedanken, zu denen er gerne und wie aus einem natürlichen Antrieb stets wieder zurückkehrt.

Da es sich bei der geistigen Wiedergeburt um eine Überhöhung der ganzen Natur handelt und nicht nur der Verstandeskraft, so ist es weiter einleuchtend, dass durch sie alle Seelenkräfte, vor allem der Wille, von der Gnade mitergriffen sind, dass der Wille nun dem neuen Ziel, das sich der Erkenntnis bietet, nachstrebt, dass er Gott, wie er in sich ist, zustrebt, dass er auf eine neue übernatürliche Weise liebt.

Beachten wir nun noch einmal, dass die Seele durch die Gnade in ihrem Kern überhöht wird, teil hat an der geistigen Natur Gottes wie der Kristall am Licht der Sonne, in dem er aufleuchtet, dass sich aus dieser Natur eine gewisse Leichtigkeit ergibt in der Erkenntnis der göttlichen Geheimnisse, denen sich dann der Wille in Liebe hingibt. Wenn wir an diese Tatsachen denken, dann sehen wir auch leicht ein, was man ausdrücken will, wenn man sagt, die Seele sei durch die Gnade ein übernatürliches Bild Gottes des Dreifaltigen geworden. Wie nämlich der Vater die unendliche Wesenheit der Gottheit in sich trägt und wie er aus seiner unendlichen Fülle sein ihm wesensgleiches ewiges Wort spricht, so trägt die Seele durch die Gnade die göttliche Natur durch Teilhaben in sich, und aus dieser Vergeistigung nun vermag sie in neuer Weise Gott zu erkennen, so wie er in sich ist. Wie Gott in sich nämlich einer und dreifaltig ist, so erkennt ihn auch die Seele als solchen und bekennt ihn als dreifaltigen und einfachen; wie er ein Gott ist, der die Welt erlöst, so erkennt ihn auch die Seele durch ihren Glauben. Im Glauben spricht die Seele also gleichsam das ewige Wort Gottes nach. Und wie weiterhin der Geist der Liebe Vater und Sohn umschlingt, so entsteht auch in der Seele aus ihrer durch die Gnade möglich gewordenen Glaubenserkenntnis ein Liebesstrom, der sie hinträgt zu dem geliebten Gegenstand, zu Gott, dem Dreieinigen und vereinigt sie mit ihm. Diese Liebe ist so ein Bild des Heiligen Geistes.

Wir stellten oben die Frage, ob das Wort von der Wiedergeburt und von dem göttlichen Leben in uns nicht am Ende bloß ein Wort ohne Inhalt sei, und wir können nun auf Grund der betrachteten Tatsachen sagen, dass mit dem Worte „göttliches Leben“ sehr viel gemeint ist, und dass man auch sehr klar sagen kann, was man darunter zu verstehen hat. Die Tatsache aber, dass das Glaubensleben wirklich ein übernatürliches Leben ist, unerreichbar für so viele, die sich den Weg dazu versperrt haben, kann uns die tägliche Erfahrung lehren. Wenn wir mit Menschen ohne wahren Glauben zusammenkommen, können wir eine für religiöse Dinge schier unbegreifliche Verständnislosigkeit entdecken. Soweit ein Gespräch über diesen Gegenstand überhaupt möglich ist, lässt sich nur von irgend welchen ganz nebensächlichen oder peripheren Dingen sprechen, eine wirkliche Auseinandersetzung über religiöse Dinge ist aber ebenso unmöglich wie eine Auseinandersetzung mit einem ganz gehörlosen unmusikalischen Menschen über irgendeine Symphonie. Der Gehörlose weiß, dass er sich kein Urteil zutrauen kann, während der Ungläubige meint, sein Urteil dem des andern nicht nur entgegenhalten zu dürfen, sondern damit den andern noch überwinden zu können. Diese Erfahrung, die jeder gläubige Mensch machen kann, zeigt ihm schon den Reichtum der Seele, den er sein eigen nennen darf.

Freilich, um zu einer ganz lebendigen Erfahrung des göttlichen Funkens unseres Glaubenslebens zu gelangen, ist es notwendig, dass sich dieses Leben entfaltet. Jedes Leben strebt nach Entfaltung und so auch das übernatürliche. Seine Entfaltung wird vor allem darin bestehen, dass Glaube, Hoffnung und Liebe, also jene Kräfte, die unmittelbar aus der überhöhten geistigen Natur fließen, wachsen. – Das ist nun die Frage, die uns beschäftigen

muss: Wie vollzieht sich das Wachstum dieser wesentlich christlichen Tugenden? Es ist wohl eine praktisch sehr wichtige Frage; denn wenn man bestrebt ist, sein religiöses Leben zielbewusst zur Entfaltung zu bringen, dann muss man vor allem sich um das Wachstum dieser göttlichen Tugenden mühen.

Die Betätigung der drei göttlichen Tugenden ist eine Grundvoraussetzung, um die Tatsächlichkeit unseres übernatürlichen Lebens an sich zu erfahren. Wie wir uns unserer geistigen Natur nicht unmittelbar, sondern nur auf Grund unserer geistigen Betätigung bewusst werden, ebenso werden wir uns auch unserer Übernatur nur durch die übernatürliche Betätigung bewusst. Mit dieser Betätigung ist zugleich auch eine wahre Gotteserfahrung verbunden. Wir erinnern uns, dass der Gnadenstand zurückzuführen ist auf ein ununterbrochenes Wirken Gottes in der Seele. Das übernatürliche Bild Gottes bleibt nur deshalb der Seele eingeprägt, weil der göttliche Siegelring nicht aus der Substanz der Seele herausgezogen wird. So besitzt also jeder mit der Gnade zugleich auch den Spender der Gnade. Fast ängstlich haben die großen Theologen und Kirchenlehrer darüber gewacht, dass über der Lehre vom Gnadenstand nicht vergessen wird, dass der Begnadigte mit der Gnade auch die Person des Gnadenspenders besitzt. „Die Liebe Gottes ist ausgegossen in unsern Herzen durch den Heiligen Geist, der uns gegeben ist.“ (Röm.5,5.) Wo immer aber der Heilige Geist ist, dort muss auch der Sohn und der Vater sein. Man darf nie vergessen, dass wir nicht durch Gaben, sondern durch Gott selbst bereichert sind. Jesus hat davon gesprochen, dass er uns seinen Geist senden wird (Joh. 15, 26), dass der Geist der Wahrheit, den die Welt nicht empfangen kann, von uns gekannt sein wird, weil er dauernd in uns sein wird (Joh. 14, 17). Ebenso wie der Heilige Geist wird auch der Sohn und der Vater im Gerechten wohnen. „Wer mich liebt, bewahrt mein Wort; mein Vater wird ihn lieben, und wir werden kommen und Wohnung bei ihm nehmen.“ (Joh. 14, 23.)

Wir wissen also von der tröstlichen Tatsache, dass mit der Gnade zugleich auch die göttlichen Personen uns geschenkt sind, die das Werk der Gnade wirken und ohne deren Werk wir unmöglich das übernatürliche Leben leben können. Somit muss es auch möglich sein, nicht nur zur Erfahrung der Übernatürlichkeit unseres Lebens zu gelangen, sondern auch zu einer Erfahrung der göttlichen Personen, die uns unablässig dieses Leben schenken. Gewiss ist aber, dass zu einer Gotteserfahrung im eigentlichen Sinn nicht nur eine bloße Aufmerksamkeit gehört, nicht ein „Lauschen“, wie man es vielleicht gelegentlich auszudrücken pflegt, sondern ein „Tun“, die Tatsache also, dass dieses von Gott ermöglichte Leben in besonderer Reinheit gelebt wird. Soviel ist sicher: je vollkommener die göttlichen Tugenden geübt werden, umso reicher ist auch die Tätigkeit Gottes in uns, und umso mehr besteht die Möglichkeit, die Wirksamkeit Gottes in der eigenen Seele auch zu erfahren. Ja, erst dann wird man zu einer ständigen Erfahrung des göttlichen Lebens in der eigenen Seele gelangen. Um hier gar keine Illusionen aufkommen zu lassen, wollen wir sofort hinzufügen, dass dort, wo irgendeine Art von Genusssucht, und wäre es in der feinsten Weise, den Menschen nach einem Gotteserlebnis streben lässt, dass er dort dieses Erlebnis nicht haben wird, oder wenn er etwas erlebt, so wird es nicht Gott sein, den er erlebt. Man wird die unendliche Selbstlosigkeit Gottes nicht in einem Zustand der Selbstsucht genießen können. Es gibt daher keinen andern Weg zum „Gotteserlebnis“ als den Weg der vollkommenen Tugend, des vollkommenen Glaubens, der vollkommenen Hoffnung und Liebe. Wollen wir unser Ziel ganz erreichen und zu Kindern Gottes im vollen Sinne dieses Wortes werden, dann müssen wir jenen Weg beschreiten, der unser Glauben, Hoffen und Lieben zur Vollendung führt.

Das Wachstum der göttlichen Tugenden

Der Glaube

Wenn wir uns einmal die Wahrheit zu eigen gemacht haben, dass unser Glaube ein Ja sagen ist zu den uns von Gott vorgelegten Wahrheiten über das innergöttliche Leben, dann begreifen wir auch, dass der Glaube einen sehr verschiedenen hohen Grad haben kann. Denn es ist offenbar, dass die Zustimmung, die ich einem Menschen zu seiner Rede gebe, sehr ungleich sein kann. Ich kann nur halb hinhören, nur halb verstehen; ich kann das Wort im Gedächtnis bewahren und stets mit mir herumtragen oder auch, ohne es zu leugnen, wieder vergessen. So kann auch der Glaube insofern einen verschiedenen hohen Grad haben, als die Glaubenssachen mit verschiedenem Verständnis angenommen werden. Ist es nicht so, dass für viele Gläubige nur ein sehr kleiner Teil der Glaubenswahrheiten lebendig ist? Es gibt einen Gott, er belohnt das Gute und bestraft das Böse, er verzeiht im Bußsakrament. Das sind oft die einzigen wirklich ins religiöse Leben des einzelnen eingreifenden Wahrheiten. Die andern werden nicht geleugnet, aber man sieht nicht ein, welche Bedeutung sie für das Leben haben können. Das Wachstum des Glaubens wird somit darin bestehen, dass der Glaube in seinem ganzen Gehalt in das Bewusstsein eintritt. Man darf sich nicht mit der Tatsache begnügen, dass man glaubt, sondern muss die Glaubensstugend so wie jede andere und vor allen anderen zu pflegen wissen.

Auf welche Weise kann der Glaube am besten entfaltet werden? Da es sich um eine Entfaltung der höchsten geistigen Fähigkeit handelt, muss man sich sagen, dass diese Entfaltung nicht ohne Mühe geschehen wird, nicht ohne Widerspruch des niederen, tierischen, selbstsüchtigen Menschen. Welche Überwindung muss man auf sich nehmen, um einmal soweit zu sein, sein Leben selbständig zu führen und eine Familie gründen zu können! So ist es klar, dass man für sein Glaubensleben nicht nur so nebenbei etwas sorgen soll, sondern dass man mit Ernst darangehen muss, hier weiterzukommen.

Die erste Mühe muss deshalb darauf gerichtet sein, den Glauben kennenzulernen. Dies kann ziemlich einfach so geschehen, dass man sich für die kirchlichen Festzeiten mehr interessiert und die Festgeheimnisse näher zu verstehen sucht, oder indem man einmal die kirchlichen Gebete näher betrachtet und sich fragt, ob man ihren Inhalt auch wirklich versteht. Dabei geht es nie um ein bloß verstandesmäßiges Begreifenwollen, sondern darum, die Bedeutung der einzelnen geoffenbarten Tatsachen für das alltägliche Leben zu sehen. Solange die Wahrheiten des Glaubens nicht Leitstern sind für die Lebensgestaltung, solange ist man auch noch nicht in ihr Wesen eingedrungen; denn die Worte, die Jesus zu uns gesprochen hat, sind Geist und Leben.

Es ist ferner auch leicht einzusehen, dass man sich dem Glaubensinhalt nicht so zuwenden darf wie irgendeinem andern Gegenstand des Wissens. Denn der Glaube ist ein Ja sagen zu einer Wahrheit, die Gott selbst auf dem Weg über seine Kirche den Menschen vorlegt, und daher ist große Ehrfurcht notwendig und eine kindliche Gesinnung, das heißt, man muss den Willen haben, sich in den Dingen, zu denen man nicht aus eigener Verstandeskraft gelangen kann, unterweisen zu lassen, so wie eben ein Kind im Bewusstsein seiner Unfähigkeit sich unterrichten lässt.

Es kann sein, dass ein Mensch ein großes Interesse hat am Glauben und eine sehr eingehende Kenntnis besitzt, und dass dennoch dieser Glaube in seinem Leben nicht Gestalt annimmt. Daher ist es eine sehr wichtige Aufgabe, aus den einzelnen übernatürlichen Wahrheiten auch Folgerungen für das Leben zu ziehen. Dies geschieht durch das betrachtende Gebet.

Es wird jedem Menschen leicht möglich sein, dieses Gebet zu üben, wenn er den Sinn desselben versteht. Das Ziel, dem das Gebet zustrebt, ist kein anderes, als eine Tatsache der Offenbarung so sehr ins Gedächtnis zu rufen und so klar zu sehen, dass sie für das eigene Leben, für das Leben des heutigen Tages Bedeutung gewinnt. Es ist doch klar, dass ein Tag, an dem man sich morgens bewusst wurde, dass Christus der Herr gegenwärtig ist, dass er mein Leben in seiner Hand hat und mir eine Aufgabe zuweist und verlangt, dass ich mit ihm das Kreuz trage, anders aussehen wird als ein Tag, an dem dies nicht der Fall ist, an dem man sofort an seine Arbeitsstätte ging, ohne einen Gedanken an Gott gefasst zu haben. Das Entscheidende an dem betrachtenden Gebet ist mein Wille, von den Tatsachen des Glaubens zu leben. Wenn die Zeit auch für uns Heutige kurz bemessen ist, so besteht dennoch die Möglichkeit, sich die übernatürliche Welt zu vergegenwärtigen und sich zu erinnern, dass alles, auch der heutige Tag, der Entfaltung dieses Lebens in mir zu dienen hat. Man muss soviel Zeit erübrigen können, um zu sehen, wie man das Tagewerk einbauen kann in seine Glaubenswelt. Es kommt nicht so sehr auf die Zeit an als auf jene Willenshaltung und Disziplin, die mich davor rettet, die vergänglichen Dinge höher zu achten als die unvergänglichen, um mir so die nötige Freiheit des Geistes in der Hast der täglichen Arbeit zu sichern.

Es sei an den Weg erinnert, den Franz von Sales den Anfänger zu gehen empfiehlt. Als Vorbereitung auf das Gebet soll man sich in die Gegenwart Gottes versetzen. Dabei kann man entweder an die Allgegenwart Gottes denken, die es uns unmöglich macht, je von ihm getrennt zu sein, oder an die Gegenwart Gottes in der eigenen Seele, an Christus, der vom Himmel aus seine Aufmerksamkeit uns unablässig, besonders bei unserm Gebet, schenkt, oder auch an Christus im allerheiligsten Sakrament des Altars.

Nachdem man sich so in die Gegenwart Gottes versetzt hat oder besser – sich an die Wirklichkeit Gottes erinnert hat, soll man den Herrn um Gnade und Hilfe bitten, um ihm durch das Gebet zu dienen.

Auf diese Vorbereitung folgt nun die eigentliche Betrachtung, die im Wesentlichen darin besteht, bestimmte Wahrheiten des Glaubens in das Gedächtnis zu rufen und die aus ihnen sich ergebende religiöse Haltung einzunehmen. Aus diesen Wahrheiten ergibt sich mit einer gewissen Selbstverständlichkeit bald eine dankbare oder demütige Haltung, der Wunsch zur Sühne oder zur Nachfolge Christi, ein Verlangen nach größerer Liebe oder besserem Dienst. Diese religiöse Haltung soll nun im eigentlichen Gebet zum Ausdruck kommen und gestärkt werden.

Die Echtheit dieser Haltung und des erstarkten Strebens wird deutlich in dem Willen, diese Haltung mit hinaus in den Alltag zu nehmen und in der Berufsarbeit Dank, Sühne, Liebe und Gottesdienst zu verwirklichen.

In einer vielleicht noch ansprechenderen Weise hat Theresia von Jesus ihre Nonnen das betrachtende Gebet gelehrt. Ihre Worte sind umso wertvoller, als sie an Menschen gerichtet

sind, die sich schwer tun mit dem Betrachten und erst dazu überredet werden müssen, sich diesem Gebet hinzugeben. Theresia gibt ihren Mitschwestern zunächst den Trost, dass man auch ohne besondere Betrachtung durch das bloße mündliche Gebet zur höchsten Vereinigung mit Gott gelangen könne, und dass dazu nicht einmal sehr lange mündliche Gebete notwendig seien. Sie findet bei ihren Schülerinnen jedenfalls Zustimmung, wenn sie fordert, dass das „Vaterunser“, „Ave Maria“ und das „Credo“ aber doch jedem Christen geläufig sein muss. Auch darin findet sie Zustimmung, wenn sie verlangt, dass man wissen muss, was man eigentlich betet. Wenn man das Vater unser betet, dann ist es nur recht und billig, wenn man sich dabei auch erinnert, wer uns dieses Gebet gelehrt hat. Sie macht sich nun selbst hier den Einwand, es sei überflüssig, sich daran zu erinnern, weil es ohnedies eine bekannte Sache sei. Aber sie entgegnet, es sei andern Lehrern gegenüber auch ein Undank, wenn man sich ihrer nicht mehr erinnern wollte, um wie viel mehr wäre es ein Undank Christus gegenüber. Wenn man sich auch nicht ununterbrochen an den göttlichen Lehrer erinnert, so soll man es doch oft tun. Man soll sich dabei auch seiner Lehre erinnern, dass man sich vor dem Gebet in die Einsamkeit zurückziehen solle. So hat er selbst auch gehandelt. Sich zurückziehen heißt sich in Gedanken von der Welt des Alltags trennen, denn man kann sich nicht gleichzeitig mit ihr und mit Gott beschäftigen. Nun geht Theresia noch einen Schritt weiter und lehrt, es sei sehr vorteilhaft, sich vorzustellen, Christus habe mich dieses Gebet gelehrt und stehe mich unterweisend mir zur Seite. Der Lehrer ist ja nie weit von seinem Schüler entfernt, so dass er laut rufen müsste. Indem sie dies ausspricht, merkt sie wohl den Widerspruch bei ihren Hörern, dass dies doch schon betrachtendes Gebet sei, und sie gibt dies zu, indem sie zugleich versichert, dass man ohne betrachtendes Gebet auch das mündliche Gebet gar nicht verrichten kann. Wer immer also gut beten will, muss auch dabei betrachten. Wie soll man nun das betrachtende Gebet üben? Zuerst soll man sich seiner Sündhaftigkeit bewusst werden, das Confiteor sprechen und sich mit dem Kreuz bezeichnen. Hernach soll man sich Christus gegenwärtig vorstellen, und zwar wie er in Liebe und Demut uns unterweist. Man soll überhaupt an seiner Seite, soviel man kann, verweilen. Das mag dem Beter anfänglich schwer vorkommen, aber im Verlauf von einigen Jahren hat er es gelernt. Man vermag ja auch in seinem Geist sehr hässliche Dinge anzusehen, warum also nicht das Schönste, was man sich vorstellen kann. Wenigstens mit einem Blick soll man die Augen der Seele immer wieder auf Christus hinrichten, der in Wirklichkeit auf diesen Blick der Seele wartet, wie es im Hohen Lied geschrieben steht.

Um nun die Art der Freundschaft, in der Christus zu der Seele steht, zu beschreiben, greift Theresia zu einem kühnen Vergleich. Sie erinnert daran, wie sich eine Frau ihrem Mann gegenüber verhält, wie sie sich seinen Stimmungen anbequemen muss, wie sie traurig sein muss, wenn er es ist, wie sie sich zur Heiterkeit zwingen muss, wenn der Mann heiter ist. Christus nun benimmt sich der Seele gegenüber wie die Frau dem Mann gegenüber. Ist die Seele im Leid, so findet sie sofort den leidenden Christus, ist sie in der Freude, so findet sie den triumphierenden Herrn. Das eigene Leid verstummt sofort, wenn man es gemeinsam mit dem leidenden Christus trägt, weil sein Leid unvergleichlich härter ist. Gewiss kostet es etwas Mühe, stets Christus zu folgen, aber man soll diese Mühe nicht scheuen. Auch für Magdalena war es nicht leicht, Christus bis unter das Kreuz zu geleiten. Um sich diesen Wandel in der Gegenwart Christi zu erleichtern, empfiehlt Theresia schöne, zur Andacht stimmende Bilder bei sich zu haben. Man soll sich also daran gewöhnen, mit dem gegenwärtigen Christus zu sprechen wie ein Freund zum Freunde spricht. Der erste Einwand, der sich dem modernen

Menschen aufdrängen mag, wird der sein, dass man sich auf diese Weise eigentlich doch in Illusionen bewegt und sich Dinge einredet, die nicht da sind. Dies kann wohl der Fall sein – wenn man sich z. B. Christus in einer bestimmten menschlichen Gestalt vorstellen wollte – aber dies muss nicht der Fall sein. – Im allgemeinen lebt der ungläubige Mensch in der Illusion, als wäre Gott nicht gegenwärtig, obwohl er doch auch den unaufmerksamen Menschen stets im Dasein erhält. Christus aber ist tatsächlich seiner Gottheit nach nicht nur gegenwärtig im Grunde der Seele, sondern auch seiner Menschheit nach, insofern er uns ständig seine Aufmerksamkeit schenkt und insofern er jedes gute Werk, vor allem jedes Gebet, mit mir verrichtet. Es gibt kein Gebet, das zum Himmel dringt, wenn es nicht durch Christus unsern Herrn dahin getragen wird. Durch die Unterweisung der hl. Theresia wird also der Mensch an die Wirklichkeit gemahnt, dass er sein Wirken nie allein, sondern in Gemeinschaft mit Christus verrichten soll. Es ist nichts anderes als die paulinische Mahnung: Tut alles im Namen unseres Herrn Jesus!

Aber einen andern Einwand können wir noch machen. Durch diese Art der Betrachtung wird doch das Glaubensleben nicht gestärkt. Es wird doch dabei zu wenig Rücksicht darauf genommen, dass der ganze Glaubensinhalt allmählich vor der Seele vorüberziehen und diese erfüllen soll. Darauf aber kann man erwidern, dass erstens Christus alles in allem ist. Wer Christus in seine Seele aufnimmt, hat damit auch die ganze Offenbarung in sich aufgenommen. Zweitens ist zu beachten, dass jeder Mensch bestimmte Glaubenswahrheiten besonders tief zu erfassen vermag, und dass sie für ihn immer wieder der Ausgangspunkt seines religiösen Strebens sein werden. Jeder hat soviel Freiheit, dass er sich seinen „Standort“ frei wählen kann, von dem aus er die ganze Offenbarung überblickt. Drittens aber ist zu betonen, dass das Wachstum des Glaubens nicht nur dadurch geschieht, dass der ganze Glaubensinhalt lebendig gemacht wird, sondern noch in der anderen Weise, dass der Beweggrund für unser Glauben immer reiner und eindeutig ein göttlicher wird.

Wir erinnern uns, dass gesagt wurde, dass Gott sowohl den Geist empfänglich macht für die Tatsachen des Glaubens wie auch, dass diese Tatsachen durch ihn der Seele vorgestellt werden müssen. Der wahre eigentliche Grund für den Glauben ist also Gott; seine Wahrheit ist es, die geglaubt wird, und sein Licht ist es, durch das man zu glauben vermag. Der natürliche Verstand ist dabei erhellt, und unter dem Druck des Willens stimmt er den Wahrheiten zu. Der Verstand sucht nun nach menschlichen Gründen, die ihm das Zustimmung erleichtern. Es ist ihm eine große Erleichterung, dass vernünftige Überlegungen ihm zeigen, dass die Glaubenstatsachen der Größe Gottes und den Bedürfnissen der Menschheit angemessen sind. Er freut sich, dass seine Vernunft es ihm ermöglicht – entgegen den Behauptungen Ungläubiger – , beweisen zu können, dass zwischen den Tatsachen des Glaubens und den Forderungen der menschlichen Vernunft kein Widerspruch besteht. Er mag sich freuen, dass durch wissenschaftliche Funde der Profangeschichte wertvolle Belege für die Wahrheit der biblischen Überlieferung geliefert werden, und es ist ihm eine Stärkung in seiner Glaubensfreude, wenn er sieht, dass die Lehren der großen Geister der Menschheit sich in Harmonie mit den Lehren des Christentums befinden und als natürliche Grundlage der christlichen Weltanschauung angesehen werden können.

So wertvoll die vernünftigen Stützen des Glaubens sind – sie begründen ihn nicht und daher – dies wird oft übersehen – vermag der Entzug dieser Stützen den Glauben auch nicht zu

zerstören. Es ist freilich ausgeschlossen, dass gesicherte Ergebnisse der Vernunft in direktem Widerspruch stehen könnten zu den übernatürlichen Wahrheiten der Offenbarung; aber es ist schon möglich, dass die irrende Vernunft des einzelnen glaubt, Widersprüche feststellen zu müssen. Oder wenn keine Widersprüche festgestellt werden, so kann es zumindest sein, dass dem einzelnen all das, was ihm eine Zeitlang als Stütze seines Glaubens erschien, zusammenbricht.

Es gibt, um einige alltägliche Beispiele zu nennen, zahlreiche Menschen, die am Glauben irre werden, weil der Priester, auf den sie große Stücke gehalten haben, das Vertrauen nicht rechtfertigt; sie werden irre, weil ihre Vorstellung von der göttlichen Gerechtigkeit nicht übereinstimmt mit dem, was sich in der Welt ereignet; sie lesen ein Buch, in dem Beweise gegen das Christentum geführt werden, denen sie nichts zu entgegnen vermögen, und das bringt ihren Glauben in Verwirrung. Dies ist ein Zeichen, dass ihr Glaube noch unentwickelt ist, dass er sich zuerst auf Gründe zweiter Ordnung stützt, das heißt auf die eigene Vernunftkenntnis, die ja nie den Glauben hätte hervorrufen können; es zeigt sich da, dass auf die eigentliche und einzige wahre Grundlage des Glaubens, die Wahrheit Gottes selbst, zu wenig geachtet wird. Gott will nun den Menschen dazu erziehen, immer mehr auf sein Wort hin zu glauben, und damit der göttlichen Erkenntnisweise immer näher zu kommen; deshalb zerschlägt Gott selbst dem einzelnen Menschen die bloß natürlichen Stützen seines Glaubens. So kommt jeder Mensch früher oder später in Glaubensschwierigkeiten, alle natürlichen Hilfsmittel versagen, und es bleibt in der dunklen Nacht des Glaubens nichts anderes übrig, als das Bewusstsein der Glaubenspflicht. Wenn ein Mensch einmal dahin gelangt ist, mitten in allen inneren Schwierigkeiten an seinem Glauben festzuhalten, dann ist dasjenige, was ihn am Glauben hält, der Grund seines Glaubens, nur mehr Gott selbst. Man kann sich selbst zu dieser Entfaltung des Glaubens erziehen, indem man in seinen Gebeten Gott als den wahren Grund des Glaubens bekennt, indem man trotz aller guten Gründe, die man für seinen Glauben hat, dennoch immer wieder bekennt: Gott, ich glaube nicht, weil ich einsehe, sondern weil du, die unendliche Weisheit, gesprochen hast. Seitdem ich getauft bin, hast du meinen Geist für dein Wort empfänglich gemacht, genau so wie du mir den Antrieb in die Seele gegeben hast, das Gute zu tun und das Böse zu meiden.

Unsere Sinne sagen uns: die Erde steht still, und die Sonne dreht sich um die Erde; unsere vernünftige Erwägung sagt uns das Gegenteil. Besteht ein Widerspruch zwischen meinen Sinnen und meiner Vernunft? Ein Widerspruch besteht nur dann, wenn die Sinne sich ein Urteil anmaßen wollen, das ihnen nicht zukommt. So besteht auch nur dort ein Widerspruch zwischen Wissen und Glauben, wenn die natürliche menschliche Vernunft sich ein Urteil anmaßt in Dingen, in denen sie nicht zuständig ist.

Die Glaubensprüfung, besser gesagt seine Läuterung, findet sich im Leben jedes Heiligen, angefangen von Johannes dem Täufer, der im Kerker an Jesus – dem er doch das Zeugnis der Messianität ausgestellt hat, über den er doch die Geistestaupe schweben sah und die Stimme des Vaters vernahm – die Frage richtete: Bist du es ... bis hin zur liebenswürdigen Theresia vom Kinde Jesu, die zu Mutter Agnes von Jesus sagte: „Die Schwestern kennen meine Leiden nicht; als ich zum blauen Firmament emporschaute, dachte ich nur daran, den materiellen Himmel zu bewundern, der andere verschließt sich mir mehr und mehr.“

Wir wissen, dass die Glaubenserkenntnis jene Erkenntnis vorbereitet, die wir einmal im Himmel haben werden, wo wir Gott schauen werden von Angesicht zu Angesicht. Je mehr der Glaube geläutert wird, umso mehr verschwindet an ihm das rein menschliche Beiwerk. Jesus hat es vorhergesagt : „Bisher habe ich in Bildern und Gleichnissen zu euch gesprochen; es kommt die Stunde, in der ich unverhüllt vom Vater Kunde geben werde“ (Joh. 16, 25). Je mehr der Mensch im Glauben voranschreitet, umso weniger benötigt er Bilder und Gedanken, um seine Seele zu göttlichen Begierden zu entflammen; es genügt ein einfacher Blick in das Innere des eigenen Geistes und die Gewissheit, hier den unendlichen Dreifaltigen wohnen zu haben, um Geist und Seele zu sättigen und sich zu jedem Opfer bereit zu machen.

Wenn man diese Weise des Wachstums des Glaubens beachtet, dann begreift man auch, dass mit dem Rat zum betrachtenden Gebet und dem Bemühen darum noch nicht alles getan ist, dass man sich auch darum bemühen muss, in seinem betrachtenden Gebet immer einfacher zu werden. Sehr von Nutzen ist hier Bossuets „Kurze und leichte Anleitung, um das Gebet im Glauben und der einfachen Gegenwart Gottes zu üben.“[†] Nach all dem, was wir oben über das Wesen des Wachstums unseres Glaubens vorausgeschickt haben, werden diese Worte, die wir in Auswahl bringen, in ihrer Bedeutung offenbar werden.

„Man muss sich daran gewöhnen, seine Seele mit einem einfachen und liebeatmenden Blick auf Gott und auf Jesus Christus, unsern Herrn, zu nähren; und man muss sie deshalb sanft den Erwägungen, dem Reden und der Menge von Affekten entziehen, um sie in Einfalt, Ehrfurcht und Aufmerksamkeit zu erhalten und sie so Gott ihrem einzigen und höchsten Gut, ihrem ersten Anfang und letzten Ziel näher zu bringen.“

Die Betrachtung ist sehr gut zu ihrer Zeit und überaus nützlich im Anfange des geistlichen Lebens; aber man darf nicht dabei stehenbleiben, weil die Seele durch ihre Treue, sich abzutöten und zu sammeln, gewöhnlich ein reineres und innigeres Gebet erhält, welches man das Gebet der Einfalt nennen kann. Dieses besteht in einem einfachen Blick oder liebeatmender Aufmerksamkeit auf einen göttlichen Gegenstand, sei dies nun Gott selbst oder eines seiner Geheimnisse, oder irgendeine andere christliche Wahrheit. Die Seele gibt also die Erwägung auf und bleibt in stiller Beschauung, welche sie friedlich, aufmerksam und empfänglich für die göttlichen Wirkungen und Eindrücke erhält, die der Heilige Geist ihr mitteilt.

Die Übung dieses Gebetes muss gleich mit dem Erwachen beginnen, indem man einen Akt des Glaubens an den gegenwärtigen Gott erweckt, der überall ist, und an Jesus Christus, dessen Blicke uns nie verlassen werden, wären wir auch im Mittelpunkt der Erde verborgen. Man kann diesen Akt in fühlbarer und gewöhnlicher Weise erwecken, wie wenn jemand innerlich spräche: Ich glaube, dass mein Gott gegenwärtig ist; oder es ist eine einfache Vergegenwärtigung im Glauben, welche in reinerer und geistigerer Weise vor sich geht.

Man soll sich dann nicht vervielfältigen, um mehrere andere Akte zu erwecken, sondern man muss einfach aufmerksam auf diese Gegenwart Gottes achten und seinem göttlichen Blick ausgesetzt bleiben, indem man in dieser andächtigen Aufmerksamkeit verharrt, solange unser

[†] In Grou: Handbuch für innerliche Seelen

Herr uns die Gnade dazu verleiht, ohne sich zu bemühen, etwas anderes zu tun, als was uns eben begegnet; denn dieses Gebet ist ein Gebet mit Gott allein und eine Vereinigung, welche alle andern Sonderaffekte der Seele im höchsten Grade in sich enthält und die Seele zur Passivität befähigt, indem Gott der einzige Herr ihres Innern wird und in ganz besonderer Weise darin wirkt. Je weniger tätig das Geschöpf ist, umso mächtiger wirkt Gott; und da das Wirken Gottes eine Ruhe ist, so wird ihm auch die Seele in diesem Gebet einigermaßen ähnlich, und es werden ihr dabei wunderbare Wirkungen zuteil. Ist die Zeit des Gebetes gekommen, so muss man es mit großer Ehrfurcht mit dem einfachen Gedanken an Gott beginnen, indem man seinen Geist anruft und sich innig vereinigt mit Jesus Christus, und es dann in derselben Weise fortsetzen. Dasselbe gilt vom mündlichen Gebet der heiligen Messe und selbst der Gewissenserforschung. Das Licht des Glaubens, welches uns zur Aufmerksamkeit auf Gott stets wach erhält, zeigt uns unsere kleinsten Unvollkommenheiten und erfüllt uns mit Reue.

In derselben Weise muss man sich bei allen seinen Handlungen und in seinem ganzen Wandel verhalten.

Es ist zu bemerken, dass sich diese wahre Einfalt in einem beständigen Absterben und in vollkommener Losschälung auswirkt, weil sie uns in einer willkommenen Geradheit auf Gott hinschreiten lässt. Diese Gnade erhält man aber nicht durch Nachdenken und Forschen, sondern durch große Reinheit des Herzens und die wahre Verachtung und Abtötung seiner selbst. Wer sich scheut zu leiden, sich zu demütigen, sich selbst abzusterben, wird nie dazu gelangen.

Man darf nicht vergessen, dass es eines der größten Geheimnisse des geistlichen Lebens ist, dass der Hl. Geist uns nicht nur durch Erleuchtungen, Tröstungen und fühlbare Gnadenhilfen führt, sondern auch durch Finsternisse, Blindheit, Überdruß, Traurigkeit und Empörung der Leidenschaften. Ich sage noch mehr, dass dieser kreuzigende Weg notwendig ist, dass er gut, der beste, der sicherste ist und uns schnell zur Vollkommenheit führt. Eine erleuchtete Seele schätzt die Führung Gottes sehr hoch, welcher zulässt, dass sie von den Geschöpfen erprobt und von Versuchungen bedrängt wird, und sie begreift sehr wohl, dass dies eher Gnaden als Übel sind, da sie lieber mit dem Kreuz auf Kalvaria sterben, als in Wonne auf dem Thabor leben will.“

Die Hoffnung

Man versteht unter dieser Tugend die sichere Erwartung der notwendigen Gnadenhilfe von oben und der ewigen Anschauung Gottes als Endzustand. Der Grund für diese Erwartung kann kein anderer sein als das Wort Christi. Gnade lässt sich im eigentlichen Sinne nicht verdienen. Nur insofern kann man von einem Verdienen der Gnade reden, als Gott „aus Gnade“ eine bestimmte Gnadenordnung festgesetzt hat und für eine gut verwendete Gnade eine andere versprochen hat. Aber die erste Gnade, die ein weiteres Verdienen von Gnade ermöglicht, kann in keiner Weise vom Menschen aus seiner Kraft erworben oder von Gott erzwungen werden. So wenig der christliche Glaube ist, so wenig ist die Hoffnung ein unsicheres vages Erwarten eines künftigen Ereignisses, sondern ein ganz sicheres Erwarten, ein Rechnen mit der Gnade, ein Rechnen mit der Glorie.

Aus dem Ziel, das sich ein Mensch setzt, kann sein Charakter erkannt werden, seine innere Größe oder seine Erbärmlichkeit. Man erhofft nur, was man erlangen will; Gnade und Glorie sich erhoffen, heißt sie ersehnen, das heißt jetzt und für die Ewigkeit ein Leben herbeiwünschen, das in seiner Heiligkeit unendlich hinausgeht über die Kräfte des rein Menschlichen. Aus der Tugend der Hoffnung kann also auf großmütigen und hochherzigen Charakter geschlossen werden.

Ebenso wie der Glaube, kann und muss auch die Hoffnung sich allmählich entfalten. Diese Entfaltung wird wieder in zweifacher Weise vor sich gehen. Einmal dadurch, dass das erhoffte Ziel klarer gesehen und damit inbrünstiger verlangt und erwartet wird. Diese Art des Wachstums hängt ganz eng mit der Entfaltung des Glaubenslebens zusammen. Die andere Art der Entfaltung wird dadurch geschehen, dass der Grund der Hoffnung immer ausschließlicher Gott wird.

Gewiss weiß man und bekennt es, dass der Grund der Hoffnung die Barmherzigkeit Gottes ist. Aber etwas anderes ist es, etwas erkennen, und etwas anderes, eine Erkenntnis bis zu ihren letzten Konsequenzen zu leben. So sehr man meint, auf Gott allein sich zu stützen, es ist doch immer auch die eigene Tugend, die uns hoffen lässt. Es ist nun durchaus nicht verboten, in den Erfolgen, die man auf sittlichem Gebiet erringen kann, eine Bestärkung der Hoffnung auf die schließliche Vollendung zu sehen. Aber es ist ein Irrtum, in der eigenen Sittlichkeit die Ursache des Heiles zu erblicken. Die Ursache ist der hilfreiche Gott.

Vielleicht baut man nicht auf die eigene Heiligkeit, aber man ist doch in Ruhe, nicht weil man auf das unendliche Erbarmen Gottes hofft, sondern weil man nicht so große Fehler gewahrt, die wegen des künftigen Gerichtes Besorgnis erregen könnten. Woher kommt diese Ruhe? Kommt sie nicht aus einem Mangel an Einsicht in das Wesen der Heiligkeit? Ist es nicht eine ähnliche Einstellung, wie sie auch derjenige zu besitzen scheint, der sich als guten Christen bezeichnet, weil er gelegentlich in eine Kirche eintritt und an einem besonderen Festtag eine Predigt anhört? Ja wir können sagen, unsere Einstellung kommt daher, weil wir unsere eigene Schwäche nicht erfasst haben. Je näher aber ein Mensch dem göttlichen Licht kommt, umso mehr erschrickt er über seine eigene Unheiligkeit; je mehr er erfährt, was es heißt, Gott ist treu, umso mehr leidet er unter seiner Untreue. Daher kommt es, dass sich die Heiligen für die unheiligsten Menschen gehalten haben, und dass sie in äußerster Verzagtheit kamen und nichts hatten, woran sie sich klammern konnten als einzig und allein – die Unermesslichkeit des göttlichen Erbarmens.

Unsere Hoffnung ist umso vollkommener, je ausschließlicher der Grund des eigenen Heiles in Gott gesehen wird, je weniger der Schmerz über die eigene Niedrigkeit ein Hindernis für das Vertrauen ist.

Heißt dies aber nicht dem Streben nach Vollkommenheit die Spitze abbrechen und in die Versuchung zu vermessenlichem Vertrauen führen? Wer diese Frage stellt, weiß erstens nicht, dass die Sorge um das eigene Heil erst dort aufsteht, wo die eigene Niedrigkeit drückend empfunden wird, wo man sein eigenes Leben in einem unendlichen Abstand sieht vom Leben Gottes; und zweitens, dass die Tugend der Hoffnung kein Mensch aus sich erwecken kann, sondern ebenso wie den Glauben nur in Folgsamkeit gegen Gottes Gnade. Der Gnade Gottes kann man nicht

gleichzeitig folgen und ihr widersprechen, und daher ist auch vollkommenes Hoffen nicht vereinbar mit dem Wunsch nach einem unheiligen Leben.

Weder soll uns das Bewusstsein, ohne Sünde zu sein, ein Hindernis bilden, in Gott den alleinigen Grund unseres Heiles zu sehen, noch auch soll die Erkenntnis der Sündhaftigkeit eine Spur von Unsicherheit in uns zurücklassen über die restlose Tilgung der Schuld durch Gott. Der hoffende Mensch wartet nicht auf seinen Richter, sondern auf seinen Retter. Wer immer mehr seine Hoffnung auf Gott allein setzt und immer weniger auf sich selbst oder ein Geschöpf, der geht damit auch immer mehr ein auf das Gnadenwirken Gottes und macht sich damit immer mehr empfänglich für Gott selbst.

Die Liebe

Das erste aller Gebote und zugleich das Prinzip und Ziel der andern ist das Gebot der Gottesliebe. Die Liebe ist das Band der Vollkommenheit. Sie einigt nämlich unsere Seele mit Gott und gibt allen unseren Kräften und Betätigungen die Richtung hin auf Gott. Mit ihr sind die andern Tugenden gegeben. Glaube und Hoffnung setzt sie voraus und schließt auch alle andern Tugenden in sich, die ihr untergeordnet und von ihr belebt werden. Daher kann Paulus sagen: „Die Liebe ist langmütig, die Liebe ist gütig, die Liebe ist nicht eifersüchtig, sie handelt nicht unbescheiden, sie prahlt nicht, sie überhebt sich nicht, sucht nicht das ihre, kennt keine Erbitterung“ (I Kor. 13, 4f.); daher gilt das Wort Augustins: „ama et fac, quod vis – liebe und tue, was du willst“.

Die christliche Vollkommenheit besteht daher in der immer vollkommener geübten Gottes- und Nächstenliebe.

Wenn wir hier von der Gottesliebe reden, so meinen wir die aus der Gnade fließende übernatürliche Liebe. Wir sind uns bewusst, dass es auch eine natürliche Liebe zu Gott gibt. Es ist gut, sich darüber klar zu werden, dass wir schon von Natur aus dazu angelegt sind, Gott zu lieben, ihn nicht nur irgendwie, sondern über alles zu lieben. Was nämlich der Verstand als höchstes Gut erkennt, das muss auch der Wille umfassen. Unser geistiges Erkenntnisvermögen aber begreift, wenn auch unvollkommen, Gott als das höchste und grenzenlose Gut, und daher entsteht auch das Verlangen nach diesem Gut. Da der Wille das Gute wollen muss – dazu ist er ja erschaffen –, so muss er auch das höchste Gut, die Quelle alles Guten, wollen. Ja, es ist sogar das Streben da, Gott, als den Urheber alles Guten, mehr als sich selbst zu lieben. So wie die Hand sich opfert, um den ganzen Leib, von dem sie abhängig ist, zu schützen, so will jeder vor allem die Quelle seines eigenen Seins bejahen, und daher hat auch der Mensch zu Gott, von dem er ganz abhängt, eine größere Zuneigung als zu sich selbst. Freilich ist diese natürliche Hinneigung durch die Erbsünde und die persönlichen Sünden geschwächt, so dass der Mensch Gott ohne Gnade nicht mehr zu lieben vermag als sich selbst. Aber die Neigung dazu ist vorhanden und ist selbst im Verdammten nicht ausgelöscht.

Das Urteil unserer Vernunft über die Hinneigung, die wir von Natur zu Gott haben, wird durch die Erfahrung bestätigt. Sie sagt uns, dass das Herz des Menschen für ein unendliches Gut geschaffen ist. Der Wille hat in gewissem Sinn ein unendliches Verlangen. „So schrankenlos Gott ist im Geben, so schrankenlos ist die Seele im Nehmen.“ Gott allein vermag auf ihn

eine unwiderstehliche Anziehung auszuüben; den Reizen der geschaffenen Welt gegenüber bleibt er frei.

Wir staunen über unsere eigene Natur, über die Höhe des sittlichen Strebens, wie es von Natur in den Menschen hineingelegt wurde. Aber wir müssen hinzufügen, dass Gott von uns eine übernatürliche Liebe verlangt. Diese übernatürliche Liebe zu Gott ist eine Liebe der Freundschaft. Der natürlichen Vernunft ist es unzugänglich, dass Gott und Mensch im Freundschaftsverhältnis stehen sollten. Der natürliche Mensch kann es verstehen, dass man Gott bewundert und achtet, dass man ihn durch einen äußeren Kult verehrt; dass man aber Freundschaft haben kann mit dem unendlich Überlegenen, Unbegreiflichen, scheint ihm unfassbar zu sein. Was der Vernunft unfassbar ist, das wird durch den Glauben auf Grund der Offenbarung erfassbar. Durch unsern Glauben nämlich haben wir erkannt, dass die Grundlage jeder echten und wahren Freundschaft – die Gemeinschaft des Lebens – durch die Gnade, die dem Geschöpf gegeben wird, vorhanden ist. Während die Grundlage der natürlichen Gottesliebe die Erschaffung ist, so ist das Fundament der freundschaftlichen Gottesliebe die Teilnahme am göttlichen Leben, die Gnade.

Die Liebe der Freundschaft ist die Liebe des Wohlgefallens, des Wohlwollens und Wohltuens; sie ist eine tätige und großmütige Liebe und schließt in sich eine dreifache Tat ein:

Ein Ausgehen aus sich selbst, um dem andern wohl zu tun.

Ein sich einigen mit dem andern durch die Mitteilung der eigenen Gedanken und Wünsche.

Ein sich opfern für den andern, um dem andern die Erreichung seiner Ziele zu ermöglichen.

Diese Begriffsbestimmung der freundschaftlichen Liebe gewinnt erst Leben, wenn man sie in der Verwirklichung von Seiten Gottes schaut.

Das Ausgehen aus sich selbst, um wohlzutun, das sich einigen und sich opfern, zeigt sich uns am wunderbarsten in der Menschwerdung, in der sich das Wohltun an der Kreatur, das mit der Erschaffung seinen Anfang genommen hat, vollendet in der Vereinigung der menschlichen mit der göttlichen Natur. Die Selbstopferung hat im Kreuz seinen tiefsten Ausdruck gefunden. Diese Liebe Gottes, des Urhebers der Gnade, ist das Fundament der übernatürlichen Gottesliebe, die daher die genannten drei Kennzeichen besitzen wird. Die Liebe Gottes zum Kinde Gottes verlangt von diesem eine Antwort, verlangt die Liebe Gottes über alles bis zum Selbstopfer.

Wir müssen Gott lieben durch die Erfüllung seines Willens. Sein Wille wird uns aus den verschiedenen Geboten klar. Es wird immer Zeiten und Gelegenheiten geben, wo die Erfüllung der allgemeinen Gebote uns schwer fällt, wo die gefallene Natur uns nach abwärts ziehen will. Da verlangt die Liebe von uns, dass wir hart sind mit uns selbst. Es ist das Zeichen eines demütigen Geistes, wenn man sich auch immer wieder mahnen lässt, sich vor der schweren Sünde zu hüten und Furcht zu haben vor sich selbst. „Wer steht, sehe zu, dass er nicht falle.“

Aber trotz aller Demut und Selbsterkenntnis, dass wir nicht sicher sind vor der schweren Sünde, verlangen wir nach mehr, nach einem besseren Erweis unserer Gottesliebe als die Meidung der schweren Sünde. Wir sind sogar enttäuscht, wenn man uns sagt, es sei ein hoher Grad von

Gottesliebe, wenn man auch in unwichtigeren Dingen sich vom göttlichen Willen nicht entfernt. Es ist klar, dass wir es gerne anerkennen, dass ein Mensch, der bewusst mit allen Halbheiten im Dienste Gottes bricht, anders gesagt, der keine lässlichen Sünden zulassen will, ein sehr frommer Mensch ist; aber es ist uns dies zu negativ ausgedrückt, und wir verlangen nach einer besseren Erklärung, worin die Gottesliebe liegt. Es ist in der Tat so, dass diese Erklärung, dass man sich vor Sünden aller Art hüten muss, wenn man Gott lieben will, wie auch die schönere Ausdrucksweise, dass man den göttlichen Willen ganz erfüllen muss, wenn man seine Liebe beweisen will, richtig und gut ist; aber es kommt darin nicht das zum Ausdruck, was das Kind Gottes vom Knecht Gottes unterscheidet; es ist damit nicht gesagt, worin sich die Liebe des Gottesfreundes von der Liebe des bloßen Geschöpfes unterscheidet.

Wir stellen also die Frage, worin zeigt sich die Liebe des Gotteskindes? Das erste und wichtigste, was in der Seele des Gotteskindes vor sich gehen muss, ist die süßschmerzliche Erkenntnis: Deus caritas est, Gott ist die Liebe, und ich werde von der Liebe geliebt! Zuerst muss die Seele aufwachen, um das Große, was der Herr ihr ohne Unterlass schenkt, zu gewahren. Die Erfüllung der Gebote Gottes führt dazu, diese Liebe Gottes immer tiefer zu erfassen. Wenn wir sehen wollen, auf welchem Weg Jesus uns zu dieser Erkenntnis und damit auch zur ganz großen starken Liebe führen will, müssen wir nur hinblicken auf die Weise, wie er seine Jünger auf den Weg der Gottesliebe gewiesen hat.

Lange hat Jesus gewartet, bevor er den Jüngern das Geheimnis seiner Liebe kundgetan hat. Zuerst hat er ihnen den so hart scheinenden Auftrag gegeben, das Reich Gottes zu verkünden, dabei aber nichts mitzunehmen, was zum Lebensunterhalt notwendig ist: „Nehmt weder Gold noch Silber, noch sonstiges Geld in euren Gürteln mit, keine Reisetasche, nicht zwei Röcke, keine Schuhe, keinen Stock.“ (Mt. 10, 9f.) Gelegentlich hat er sie dann gefragt: „Hat euch etwas gemangelt?“

Und sie bekannten: „Es hat uns nicht gemangelt.“ (Lk. 22, 35 f.) Was war also der Sinn des harten Gebotes? Sie hatten erfahren, dass nicht sie für sich sorgten, sondern der Herr. Immer wieder aufs neue machten sie die überraschende Erfahrung: Wir sind nicht verlassen! So haben sie am eigenen Leib die Wahrheit des Heilandswortes erfahren: „Suchet das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, und alles wird euch hinzugegeben werden!“ Die Erfahrung, die die Apostel hier machten, kann jeder von uns auch machen. Was erschwert denn die Erfüllung der einzelnen Gebote manchmal so außerordentlich? Ist es nicht die Furcht, man könnte dabei zu kurz kommen? Ist es nicht die Angst vor irgendeiner Entbehrung, einem Schaden, den man nimmt, wenn man sich so ganz an das Wort Gottes hält? Wo immer aber dieses oft auch im Alltagsleben so hart scheinende Gebot gehalten wird, gerade dort erfährt man auch, wie man gerade dadurch bereichert wird und den köstlichsten Frieden genießen darf.

Der Herr gibt noch eine andere Unterweisung. Kaum sind die Jünger von ihrer ersten Mission zurückgekehrt, so werden sie schon vor eine neue unlösbare Aufgabe gestellt. Ein Heer von Menschen steht an wüster Stätte und hat den Worten Jesu gelauscht, und nun ist es spät, die Leute sind hungrig, und die Apostel sollen für Nahrung sorgen. Zuerst sollen sie sich ganz klar werden, wie weit sie helfen könnten. Sie zählen alle Vorräte zusammen, und nachdem sie das getan haben, kommen sie zu dem Schluss, es ist zu wenig, was wir tun können, wir können nicht helfen. In diesem Augenblick erhalten sie vom Herrn den Auftrag: „Geht, teilt das Brot

und die Fische aus!“ Mit welchem inneren Widerstreben mögen sie diesen Auftrag ausgeführt haben! Es gab hier auch wirklich viel, was man gegen diesen Befehl hätte einwenden können. Erstens ist die Hilfe soviel wie nichts; zweitens was werden die vielen andern, die nichts bekommen, sagen? Sie werden nur zu murren anfangen. Jesus aber erzieht seine Jünger dazu, für die andern Menschen zu sorgen und dabei bis zur Grenze des Möglichen zu gehen. Bei ihnen soll es nicht so sein, dass Hilfe versagt wird, weil sie nur zum geringen Teil geleistet werden kann. Die Jünger sollen stets tun, was sie tun können. Indem sie nun alle ihre Vorräte aus teilen, lernen sie dabei wieder, wie Gott dort hilfreich eingreift, wo man selbst das Letzte geleistet hat; sie können die Fülle und die Zartheit der Menschenliebe Jesu bewundern.

Wenige Stunden nachher erleben sie auf die eindrucksvollste Weise, wie der Herr für sie sorgt. Wieder einmal sind sie allein auf dem See und haben mit widrigem Wind zu kämpfen. Da kommt der Herr auf den Wellen schreitend zu ihnen. Die Jünger, vor allem Petrus auf den Wasserwogen, erfahren die hilfreiche Sorge des Herrn. Und was geschieht nach dieser inneren Vorbereitung? Der Herr offenbart in der Synagoge von Kapharnaum seine natürlich nicht mehr fassbare Liebe, seinen Willen, alle Menschen mit dem Brot, das vom Himmel kommt, zu speisen, den Menschen sein Fleisch und sein Blut zur Nahrung zu geben, und deutet damit an, dass diese Speise erst durch sein Sterben möglich werden wird. Er enthüllt also zugleich seine Liebe bis zum Tod. Die Jünger sind vorbereitet genug, um dieses Wort gläubig anzunehmen; aber es ist noch zu hoch für sie, zu geistig, als dass ihr Gemüt auch davon berührt werden könnte. Später aber werden sie von dieser Wahrheit, von der Wirklichkeit der Überfülle der Gottesliebe auch in ihrem Herzen getroffen werden. Es war bei der unmittelbaren Vorbereitung auf ihre erste heilige Kommunion, da sie in ihrem Herzen und in ihrem ganzen Gemüt aufs tiefste sich verwundet fühlten, als sie den Herrn sahen, wie er aufstand, um jedem einzelnen von ihnen den niedersten Sklavendienst zu verrichten, wie er sich niederneigte, um ihnen die Füße zu waschen. Da wachten sie erst ganz auf, da kam es ihnen erst zum Bewusstsein, daß der Herr, der doch wahrlich ihr Herr war, schon immer unter ihnen weilte, wie wenn er ihr Diener wäre. Da wurden sie so klein vor dem großen Gott, dass sie sich nun nicht mehr sträubten, sondern einfach geschehen ließen, wenn er nun ihnen auch sein Fleisch und sein Blut reichte, das Sakrament der Liebe das erstemal spendete.

Soll die Liebe des Gotteskindes aufwachen, dann muss durch die treue Erfüllung der göttlichen Gebote immer klarer werden, mit welchem Übermaß von Liebe Gott uns zuerst geliebt hat; wenn man ganz kleinlaut geworden ist vor Gott und nur mehr vor ihm schweigen kann, dann erst nimmt man auf, welche Gabe uns zuteil wird. „Wenn du die Gabe ken ntest!“

Es ist klar, dass wir nicht immer „erleben“ können, mit welcher Liebe wir geliebt werden, und dass unser Empfinden immer wieder unendlich weit hinter der Wirklichkeit zurückbleiben wird. So geht es uns ja auch oft bei ganz natürlichen Ereignissen, die an und für sich unser ganzes Herz in Bewegung, in Freude oder Trauer stürzen müssten; infolge der Größe des Erlebnisses empfinden wir zunächst überhaupt nichts und wundern uns über unsere Empfindungslosigkeit. Aber auch wenn ich nichts empfinde und mir ganz kalt und gleichgültig vorkomme, so kann ich dennoch mir sagen, dass ich die höchste Gewissheit darüber habe, von

Gott in unbeschreiblicher Weise geliebt zu werden, von ihm bereichert zu sein, so reich zu sein, dass ich eigentlich nicht imstande bin, mir noch etwas zu wünschen.

Wenn meine Liebe zu Gott stark werden soll, dann muss also zuerst diese Einsicht, von der Liebe geliebt zu sein, in uns Raum gewonnen haben. Man muss klar sein, dass uns Gott nichts Geringeres als sich selbst zum Geschenk macht, und als notwendige Folge muss sich daraus ergeben, dass man sich selbst nicht mehr gehören will, sondern sein Selbst an Gott übergibt. Man muss es im Glauben festhalten, dass Gott ein Gott ist, der nur „verwundet, um zu heilen, und nur tötet, um lebendig zu machen“, das heißt, man muss in allen Schwierigkeiten des Daseins und in allen Leiden Wirkungen der Liebe Gottes zu uns sehen. Wenn in der Seele einmal diese Gesinnung sich Bahn bricht, dann entsteht in ihr wieder eine neue Bereitschaft zur Entsagung. Sie weiß sich im Besitz so großer Gnaden, im Besitz Gottes selbst, weiß auch, dass sie gegen ihren Willen, ohne ihre Zustimmung niemals dieses Gutes beraubt werden wird, und so entsteht in ihr eine neue Gelassenheit den verschiedenen Schwierigkeiten und Zuständen in ihrem Innern gegenüber. Sie ist überzeugt, dass sich nichts Wesentliches ändert, solange sie Gott liebt.

Es ist das Zeichen einer mächtigen Gottesliebe, wenn der Mensch bereit ist, sich von Gott lieben zu lassen, wenn er von der Überschwenglichkeit seiner ununterbrochenen Liebe mehr überzeugt ist als von der eigenen Existenz. Es ist das Zeichen der Liebe und – wenn man sich so ausdrücken darf – es ist das Zeichen, dass man es versteht, Gott eine Wohltat zu erweisen, Gott zu erfreuen. Ist es für uns nicht eine Wohltat, wenn wir einen Menschen finden, dem wir uns offenbaren können, bei dem wir uns verstanden wissen, der uns mit Freude anhört und uns bis zum Ende anhört? War es nicht eine Wohltat für Jesus, wenn in Bethanien Maria seinen Worten höchste Aufmerksamkeit zuwandte, und hat sie damit dem Herrn nicht mehr geschenkt als Martha, die sich bemühte, Jesus zu bedienen?

Man kann nicht besser Gott seine Liebe erweisen, als wenn man selbst schweigt und Gott reden lässt. Das heißt nicht in alberner Weise seine eigene Verstandestätigkeit ausschalten und einfach nichts tun, sondern das heißt ohne Vorbehalt alles aufnehmen wollen, was Gott uns durch seinen Sohn geoffenbart hat. Dabei ist es wesentlich, dass man Gott nicht sofort in die Rede fällt, um seine Gedanken auszusprechen. Jene Menschen, die vor Gott schweigen, das sind diejenigen, die Gott das Wertvollste schenken; sie überlassen ihm ihren Verstand, ihr Gedächtnis, ihren freien Willen, und deshalb werden ihre Seelenkräfte ganz in Gott getaucht. Wenn sich solche Menschen nun selbständig betätigen, so tun sie dies nach der Weise Christi. Mit sicherem Instinkt finden sie, was Gott angenehm ist, sie erhalten den Sinn Christi.

Haben wir schon einmal beachtet, wie verschieden die Freunde Christi sich dem Herrn gegenüber verhalten? Ein treffliches Beispiel zur Veranschaulichung des Gesagten ist die Begebenheit, die vom letzten Besuch Jesu in Bethanien erzählt wird. Jesus im Kreis seiner Jünger – Maria, Martha und Lazarus sind auch anwesend. Worüber die Unterhaltung ging, wissen wir nicht, aber kaum einer wird gespürt haben, dass dieses Gastmahl anders war als die anderen, und dass es das letzte Mahl in Bethanien gewesen ist. Ja, wie wenig rücksichtsvoll und laut sich die Jünger benommen haben ohne Einfühlung für das, was in der Seele Jesu vor sich ging, sieht man aus ihren Reden, die sie nach der Salbung Jesu durch Maria führten. Auch jetzt, da dies geschehen war, merkten sie kaum das Unschickliche ihres Betragens. Es wäre doch

schließlich Sache des Herrn gewesen, eine abwehrende Geste zu machen; und mit dem Tadel, den Judas und mit ihm viele andere gedankenlos aussprachen, haben sie doch auch Jesus verletzt. Maria aber, die so gut zuzuhören verstand, hat nun bei diesem Gastmahl das Schweigen Jesu verstanden, und indem sie ihr kostbares Salböl über ihn ausgegossen hat, hat sie ihm jene Aufmerksamkeit erwiesen, jenes Verständnis für das, was seine Seele bewegte und was der Heiland vergebens bei seinen Jüngern gesucht hat. Diese Salbung war eine Handlung, die mit den Gedanken des Herrn bei diesem letzten Mahl übereinklang: „Das ist die Salbe, die sie für mein Begräbnis aufbewahrt hat“. Also hat mich Maria zum Begräbnis gesalbt. – Dieses Mitgehen erfüllte die Seele Jesu mit Trost. Da gab es in dem Kreis seiner Freunde doch wenigstens eine Seele, die bei ihm war und ihn nicht verließ. Das Zeichen der echten tiefen Liebe zu Gott ist also der Wille, von ihm sich das schenken zu lassen, was er schenken will, und wiederum ihm dies zu überlassen, was ihn erfreuen kann. So wie die Liebe Gottes zu uns immer da ist, so soll auch unsere Liebe immer da sein und sich bewähren. Nicht durch einmalige große Opfer wird daher Gott zufrieden gestellt, sondern durch die fortgesetzte Zustimmung zu den täglichen Opfern. Sind sie auch klein, so können sie doch Zeichen einer großen Liebe sein, und darauf kommt es an. Aus der Bereitwilligkeit, mit der man den täglichen Mühen zustimmt, mit der man sich von Gott „berauben“ lässt, kann man das Maß seiner Liebe zu Gott erkennen. Da kommt es immer wieder zu dem, was ja die Liebe kennzeichnet, zur Vereinigung mit Gott. Zur Vereinigung gehört das volle Zusammenklingen des göttlichen und des geschöpflichen Willens (wer sich mit dem Willen Gottes vereint, ist mit Gott selbst vereint). Bei meinen Opfern, die ich freiwillig darbringe, weiß ich nun nie, ob sie auch ganz nach dem Willen Gottes sind. Sie bezeugen zwar meinen guten Willen, aber nie wird man jene Freude der vollkommenen Vereinigung mit Gott erleben, wie es dann der Fall ist, wenn man sich bei seinem Opfer bewusst ist, das zu tun, was Gott verlangt. Die Übung der Liebe Gott gegenüber wird also vor allem darin bestehen, das zu wollen, was Gott will; sie wird sich in einer peinlich genauen Pflichterfüllung erweisen, im Gehorsam gegenüber den Vorgesetzten, in der Treue gegenüber übernommenen Verpflichtungen, im Gehorsam gegenüber dem Priester, den man sich zum Beichtvater erwählt hat.

Wenn man beachtet, was das göttliche Leben ist, dass es dabei darauf ankommt, mit Gott „ein Geist zu werden“, dann wird man diese religiöse Haltung verstehen. Die vollkommene Unterwerfung unter den Willen Gottes führt naturgemäß dazu, dass der Mensch immer heiliger wird. Denn „dies ist der Wille Gottes, eure Heiligung“. Das Bild Christi, des Sohnes Gottes, zeichnet sich immer klarer in ihm ab, die Gesinnungen Christi, sein Denken, Wollen und Fühlen wachen immer mehr in ihm auf, und aus dem passiven sich Gott Überlassen und Gehorchen wird die neue Aktivität geboren, die Tatkraft Christi. Mit derselben Sicherheit, mit der der Wille Gottes erkannt, geliebt und erfüllt wird, mit der gleichen Sicherheit wird nun auch erkannt, was den Menschen not tut, und auf welchem Weg ihnen geholfen werden kann. In dem Menschen, der sich nicht gegen die Geburt Gottes in seiner Seele sträubt, wird jene Nächstenliebe wach, die mit Weisheit und Klugheit gepaart ist und die, trotz aller Bereitschaft zum Ganzopfer für das Wohl des Nächsten, dennoch nichts Krampfartiges und Krankhaftes an sich hat.

Die große Aufgabe, die dem Menschen gestellt ist, besteht darin, sich durch die Entsagung bereit zu machen für Gott. Wo immer der Mensch frei ist von Eigenliebe, dort teilt sich Gott ihm mit, da wird Gott in ihm geboren, und auf Grund dieser göttlichen Geburt vermag er das

über die menschliche Natur unendlich hinausgehende Leben des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe zu leben. Wie wir gesehen haben, bedeutet dieses Leben eine sehr weitgehende Entsagung. Sie geht so weit, dass der Mensch schließlich sagen kann: Ich habe alles gegeben, ich laufe leicht.

Aber dennoch tritt keine Verarmung ein, sondern an Stelle jener Güter, die man gewöhnlich festhalten will, tritt nun der Reichtum des Lebens Gottes. Er lebt in tiefster Gemeinschaft mit Gott, dem Dreieinigen. Er lebt kein Sonderleben mehr, er lebt nicht für sich, sorgt nicht für sich, er kennt nur eine Sorge, die Verherrlichung des Dreieinigen. Er lebt mit Christus gemeinsam ein Leben. Er lebt das Leben Christi. Seine Seele ist empfänglich für den leisesten Hauch des Heiligen Geistes.

Sein Leben, das nur der Verherrlichung Gottes dienen will, kann nicht verborgen bleiben, so wenig die Stadt auf dem Berge verborgen bleibt; sein Wort kann man nicht einfach überhören, wie man das „Rauschen gewaltiger Wasser und das Rollen des Donners“ nicht überhören kann, und dies ist der Fall, obwohl man seine Stimme nicht auf den Gassen hört, obwohl sie so sanft ist, „wie wenn der Harfenspieler seine Harfe schlägt“. Der Reichtum der mit Christus geeinten Seele tritt nach außen in Erscheinung, und dieser Reichtum ist für Jesus ein Grund zur Seligpreisung, denn, wer hat, dem wird gegeben werden, und er wird in Überfluss haben. Der Reichtum der Seele zeigt sich ausgedrückt in den letzten Seligpreisungen.

Die Auswirkung der Gemeinschaft mit Jesus Christus (Die Tugendfülle)

Selig sind die Barmherzigen, sie werden Barmherzigkeit erlangen!

Barmherzig ist ein Mensch, der sich zu dem Bedürftigen niederneigt, der mit seinem Reichtum der Not des Nächsten abhilft. Das Erbarmen setzt die Möglichkeit, Hilfe zu leisten, voraus; daher kommt es zuerst Gott zu, der sich über alle Kreaturen beugt und den Abgrund ihrer Armut mit seinem Reichtum erfüllt. Kein Geschöpf ist von der barmherzigen Liebe des Schöpfers ausgenommen. Eine andere Voraussetzung für das Erbarmen ist die Erkenntnis der Bedürftigkeit des anderen. Es müssen uns zuerst die Augen aufgehen für die Not der Welt, bevor wir uns um sie bekümmern. Je mehr der Geist Gottes von uns Besitz ergreifen kann, je mehr die Weisheit Gottes in uns „hineingeboren“ wird, umso mehr sieht man auch hinein in die Tiefen der menschlichen Armut und Bedürftigkeit, umso ähnlicher kann man auch Gott sein in seinem Erbarmen.

Wer mit Gott die Welt betrachtet, sieht sie in einem weit bedürftigeren Zustand, als sie sich selbst sieht. Er sieht den Bettler, der ihn um eine Gabe bittet, in einem viel ärmeren Zustand, als dieser sich selbst erblickt, und auch in jenen, die sagen, ich bin reich und habe Überfluss und bedarf nichts, wird er nichts als Bedürftigkeit sehen.

Die erbarmende Nächstenliebe ist wesentlich mit dem Christentum verbunden; sie steht an der Wiege des Christentums und ist ganz allgemein, sie nimmt also niemanden aus. Das Gebot des

Herrn: „Liebet eure Feinde, betet für die, die euch verfolgen, dann werdet ihr Kinder eures himmlischen Vaters, der seine Sonne aufgehen lässt über Gute und Böse und regnen lässt über Gerechte und Ungerechte“ (Mt. 5, 44 f.), wurde von seinen Aposteln weiter getragen: „Segnet, die euch verfolgen, segnet und verflucht sie nicht!“ (Röm. 12, 14). „Wenn deinen Feind hungert, gib ihm vielmehr zu essen, wenn ihn dürstet, gib ihm zu trinken! Wenn du das tust, sammelst du glühende Kohlen auf sein Haupt“ (Röm. 12, 20).

Das Erbarmen mit dem Nächsten, auch mit seinem Feinde, ist nicht ein Rat, sondern ein Gebot und gilt nicht nur für die Vollkommenen, sondern für alle Christen. Es ist ein wahrhaft übernatürliches Tun, aber wir Christen wissen ja, dass wir nicht auf unsere natürliche Kraft allein angewiesen sind, sondern dass wir eben übermenschliche Kräfte besitzen. Dieses Gebot der erbarmenden Feindesliebe wird nicht erfüllt werden können, wenn nicht zuerst die Liebe auch dem Freund erwiesen wird, und wenn diese Liebe dem Freunde gegenüber nicht zuerst in der leichten Form, das heißt in materiellen Dingen geleistet wird.

Wir besitzen wohl übernatürliche Kräfte, aber in uns steckt auch noch der alte Mensch mit seinen niederen, selbststüchtigen Gelüsten, und daher wird oft dem notleidenden Bruder nicht der geringste Dienst in rechter Weise geleistet. Jakobus beklagt diesen Fehler schon: „Kommt da in eure Versammlung ein Mann mit goldenem Ring und in prächtigem Gewande und auch ein Armer in schmutzigem Kleid, und richtet ihr eure Blicke auf den mit dem prächtigen Gewande und sagt zu ihm: Setz dich hierher auf den bequemen Platz! zu dem Armen aber: Stell dich dorthin oder setz‘ dich da unten an meinen Schemel! – kommt ihr da nicht mit euch selbst in Zweifel und lasst euch von bösen Gedanken leiten? Da ist ein Bruder oder eine Schwester, denen es an der nötigen Kleidung und an der täglichen Nahrung fehlt. Wenn nun einer von euch zu ihnen sagt: Geht in Frieden, wärmt euch und sättigt euch! er aber ihnen nicht gibt, was zum Leben nötig ist, was nützt das ...“ (Jak. 2, 2 ff.; 2, 15 f.)

Wir nennen die Unterstützung der Armen in materieller Weise die niederste und leichteste Form der Nächstenliebe, weil sie im Vergleich zu den andern Formen der erbarmenden Liebe die einfachste und leichteste Art darstellt. Tatsächlich erfordert sie aber von uns sehr viel. Freilich, wenn man glaubt, genug getan zu haben, indem man Geld, das man entbehren kann, weiterschenkt, dann ist das Erbarmen nicht schwer; aber wie oft ist es mit wirklichen, spürbaren Opfern verbunden!

Wir kennen die Parabel vom barmherzigen Samaritanen. Wir verurteilen den Priester und Leviten, die den halb Erschlagenen sehen und doch vorübergehen; wir finden es so selbstverständlich, dass der Samaritaner nicht vorübergeht, sondern dem Armen hilft. Ist es auch so selbstverständlich, dass wir selbst in ähnlicher Lage dem Beispiel des Samaritaners folgen? Was hätten wir in einer ähnlichen Lage getan? Wir hätten geholfen, aber wahrscheinlich auf eine andere Weise. Wir hätten bei der Hilfeleistung nicht vergessen, daß wir selbst auch noch wichtige Geschäfte zu besorgen und deshalb nicht viel Zeit haben; wir hätten die Lage des Armen zu erleichtern gesucht, aber unsere Unwissenheit, wie man Verwundete behandelt, hätte uns die Möglichkeit gegeben, mit ruhigem Gewissen wieder fortzugehen und bloß das Nötige zu veranlassen; wir hätten möglichst rasch einem andern die Sorge für den Verwundeten aufgebürdet und hätten uns dann schnell aus dem Staub gemacht.

Möglich, dass wir auch in diesem Fall selbstloser gehandelt hätten, aber kommt es nicht häufig vor, dass wir uns Menschen, die uns suchen, die von uns etwas wollen, entziehen? Wir sehen uns selbst in bedürftigem Zustand. Wir sind eingedeckt mit Arbeit und wissen noch nicht, wie wir sie bewältigen können werden; da kommt jemand und will uns zum Mitträger seiner Last machen; wir brauchen unsere Zeit, und ein anderer will sie uns nehmen; wir müssen Ruhe haben, und ein anderer beansprucht uns. Ist es wichtiger, dass ich für mich Sorge als für den andern? Wie weit soll man da gehen im Verzicht auf sich selbst und in der Sorge für den andern? Gewiss, man kann bald jenes Maß an erbarmender Nächstenliebe finden, das dem Gebot gerecht wird und das Gewissen beschwichtigt; aber man sieht auch, wie sich gerade hier im Helfenwollen Möglichkeiten bieten, die Tugend bis zum Heroismus zu üben. Es ist ein Heroismus möglich im alltäglichen Gemeinschafts- und Familienleben, und es ist sicher, dass man jene Menschen, die sich dem andern zuliebe zurückstellen, als die wertvollsten und liebwertesten ansieht.

Eine unzählbare Schar von Menschen hat sich die Übung der Nächstenliebe in dieser materiellen Form zu ihrem Lebensprogramm gemacht. Es sind die großen Wohltäter der Menschen. Man kann diesen Beruf in sich verspüren und sich ihm auch hingeben, aber der Weg bis zur Vollendung ist hier wie überall ein weiter Weg und erfordert immer wieder neue Anstrengungen. Zwei Menschen können sich entschließen, mit dem Einsatz ihrer ganzen Kraft dem andern zu dienen, und doch, wie verschieden fällt dieser Dienst aus! Einst hatten die Jünger des Franziskus einen Aussätzigen zu betreuen und sicher haben sie sich die größte Mühe gegeben. Aber der Aussätzige war mit ihrem Dienst nicht zufrieden und schimpfte und fluchte über sein Los und verlangte schließlich, vom heiligen Franz selbst gepflegt zu werden. Unter seiner Pflege wurde er ruhig, ja unter der Berührung seiner Hände wurde er gesund. Daraus sieht man, dass es bei allen Werken der Nächstenliebe nicht nur auf den guten Willen ankommt, sondern auch auf den Grad der zuständlichen Heiligkeit, das heißt auf den Grad der Gottverbundenheit.

Je inniger ein Mensch mit Gott geeint ist, umso tiefer ist sein Glaube, umso klarer, eindrucksvoller erfasst er seinen Mitmenschen als das bedürftige Glied am Leibe Christi, umso mehr ist er erschüttert davon, dass Christus der Herr ihm selbst in der Gestalt dieses Armen erscheint, und umso zarter und behutsamer, mit umso größerer Liebe vermag er daher auch den Dienst am Menschen zu versehen. Je mehr Gott in der Seele eines Menschen geboren ist, je berechtigter sich der Mensch fühlen kann als „Sohn“ Gottes, umso lebendiger erstet auch in ihm die Liebe Christi, die ihn drängt, umso mehr darf er den Nächsten lieben mit der Liebe Christi, als der Jünger Christi.

Man kann die erbarmende materielle Nächstenliebe bis zum Heroismus üben, ohne besonders in die Augen springende Werke zu tun, bloß mit den allen Menschen möglichen Hilfeleistungen. So groß und schön ein Leben ist, das in dieser Weise dem Nächsten zu dienen sucht, der Dienst darf sich nicht in materieller Hilfe erschöpfen. Christus der Herr ist nicht zuerst gekommen, um die leibliche Not von den Menschen zu nehmen, sondern sie von dem Sündenelend zu befreien. So muss auch der Christ ein Erbarmen haben mit den Menschen, die tief in der Sünde stecken. Auch hier darf nicht unterschieden werden zwischen Freund und Feind, und eine notwendige Vorarbeit, die man leisten muss, um das christliche Denken zu fördern, besteht darin, die Schranken, die durch angelernte Vorurteile gegen bestimmte Menschen und

Menschengruppen aufgerichtet wurden, wieder niederzureißen, so dass man den Weg zum Menschen wieder findet.

Ein ergreifendes Beispiel, in welcher Weise man solche Hindernisse überwinden muss, hat uns der Herr gegeben, als er in Sichar mit der Samariterin zusammentraf. Der Heiland saß am Brunnen, als die Frau kam, um Wasser zu schöpfen. Die Regel, nach der ein Rabbi ein Gespräch mit einer Frau vermied, durchbrach er und sprach sie an. Er scheute sich sogar nicht, diese Samariterin um eine Gefälligkeit, um einen Trank Wasser zu bitten. Diese Bitte war nicht nur eine „kluge“ Form, das Gespräch zu beginnen, sondern war darin begründet, dass der Herr von der weiten Wanderung ermüdet wirklich an Durst litt.

Wie schwer ist es oft, ein Gespräch mit einem Menschen zu beginnen, von dem man meint, er sei einem nicht gut gesinnt, ihn um eine Hilfeleistung zu bitten und damit ihm den Triumph zu gewähren, seinem Gegner eine Gnade erweisen zu können. Wie haben wir in ähnlichen Fällen Furcht vor dieser Demütigung und wie ziehen wir es vor, lieber zu leiden, als vom Gegner uns einen Dienst erweisen zu lassen, von einem Gegner, den wir nicht einmal kennen, von dem wir gar nichts wissen, ausgenommen vielleicht die Tatsache, dass er gegen unseren Stand oder unsere Lebensauffassung ein Vorurteil hat. Wir werden den Menschen von diesem Vorurteil aber nicht befreien, wenn wir ihm nicht die Möglichkeit geben, in uns selbst auch den Menschen kennenzulernen, den Menschen, der so glücklich ist, niemanden als seinen Feind zu betrachten.

Wenn diese Vorarbeit geleistet ist, dann muss man noch weiter gehen und die offenbaren Sünden und Schwächen von Freund und Feind mit den Augen Gottes betrachten. Dann wird man sehen, dass sie das große Unglück dieser Menschen sind. Sie werden noch einmal, früher oder später, unter ihren Sünden zu leiden haben; ja sie leiden gegenwärtig schon darunter und müssen den Frieden entbehren. Es ist also kein Anlass, auf die ohnehin schon leidenden Menschen noch einen Stein zu werfen. Ja es ist sehr grausam, die andern Menschen zu verurteilen. Was macht eigentlich einer, der den andern als Sünder bezeichnet, der vom andern sagt: Das ist ein Lügner, ein Schwindler, ein Geizhals? Er gibt ein endgültiges Urteil ab über den andern, über den Gott noch nicht das letzte Urteil gesprochen hat. Er urteilt über einen Menschen, wie wenn dieser keine Möglichkeiten mehr hätte, sich zu ändern. Noch ist der Mensch mitten auf der Reise zur Ewigkeit, noch sind in ihm viele Möglichkeiten, zur Selbsterkenntnis und zur Umkehr zu gelangen, und durch das Urteil wird ihm der gute Wille zur Umkehr abgesprochen. Er wird so behandelt, wie wenn er in jenem unveränderlichen Zustand der Bosheit stünde, wie wenn er bereits von Gott ausgestoßen wäre.

Das Urteil, das über den Mitmenschen gefällt wird und das seine Minderwertigkeit feststellen will, ist auch deshalb so widerlich, weil es immer nur die Minderwertigkeit hervorhebt und durch diese Einseitigkeit schon ungerecht ist, weil es auch hier noch in der Beurteilung der Krankheit oft ein Fehlurteil ist.

Finden wir unsere Art, über andere zu urteilen, nicht wieder in der Behandlung, die Maria Magdalena vom Pharisäer Simon erfuhr? Die Sünderin, die in sein Haus kommt und Jesus zu Füßen fällt, widert ihn an. Die Ruhe und Gelassenheit, mit der Jesus die Sünderin gewähren läßt, ist ihm ein deutlicher Beweis dafür, dass Jesus kein Menschenkenner ist und kein Prophet. Derartige missgünstige Urteile gehen durchaus darauf zurück, dass man sich selbst zum Maß

macht und den andern mit sich vergleicht, aber nur so weit den Vergleich anstellt, als er zu eigenen Gunsten ausgeht. Oder auch darauf, dass man aus Neid die tatsächliche Überlegenheit des andern nicht gelten lassen will und seine Überlegenheit zu einer relativen Unterlegenheit macht, indem man das gute Handeln verdächtigt und minderwertige Motive unterschiebt. So bezeichnet schon das lässige Schulkind seinen fleißigen Kameraden als Streber, und sehr häufig handeln auch Erwachsene so, indem sie jedes fleißige Arbeiten als Liebedienerei bezeichnen. Ihnen allen sollen die Worte, die Jesus an Simon gerichtet hat, zur Mahnung sein.

Wenn der allwissende Gott den Vergleich anstellt, dann werden Licht und Schatten sich vielleicht ganz anders verteilen. Ja selbst wenn man im gegenwärtigen Zustand dem andern eindeutig überlegen ist, ist man noch nicht am Ziel, und wie leicht kann es sein, dass die Ersten die Letzten sein werden und die Letzten die Ersten! Ist auch meine Schuld vielleicht gering, eine Schuld ist jedenfalls da, und sicher ist sie größer als meine Sühnekraft, so dass ich auf das Erbarmen des Herrn angewiesen bin. Ich bin also keineswegs in einer wesentlich andern Lage als jener, der eine größere Schuld an sich hat. Wenn nun der Herr diesem auch die größere Schuld erlassen sollte, wie leicht kann es dann sein, dass dieser nun ob der größeren Wohltat auch eine größere Liebe, das ist Heiligkeit besitzt, mir also weit überlegen ist! So muss man sich also hüten vor dem Urteil, zumal ich heute noch nicht weiß, ob der Nächste mir nicht morgen voran sein wird.

Aber wer kann wirklich beurteilen, ob ich heute überhaupt noch dem andern überlegen bin? Vielleicht bin ich heute schon tief unter den von mir verachteten Menschen gesunken. Während ich mein Urteil über den andern spreche, gerade in diesem Augenblick mag der „Sünder“ als Gerechtfertigter aufstehen und den Tempel verlassen wie jener Zöllner. Gerade in dem Augenblick, da Simon der Pharisäer sich seine Gedanken über die Sünderin macht, stehen die Sünden des Pharisäers vor der Seele Jesu. „Ich kam in dein Haus, und du gabst mir kein Wasser für meine Füße; du gabst mir keinen Kuss, du salbtest mein Haupt nicht mit Öl. .“ In dieser Sekunde stehen vor dem Auge des Gottmenschen die guten Werke der Sünderin: Sie hat meine Füße mit ihren Tränen benetzt, sie hat seit ihrem Eintritt nicht aufgehört, meine Füße zu küssen, sie hat mich mit Salböl gesalbt – jene Werke, die aus reiner Liebe hervorgehen und alle Sünden tilgen. So muss man also zurückhaltend sein mit seinem Urteil.

Aber selbst dort, wo kein Freispruch möglich ist, darf man noch nicht verurteilen; vielmehr muss man Erbarmen haben aus der Erkenntnis heraus, dass die Sündhaftigkeit ja das tiefste Elend des Menschen bedeutet, das mein Erbarmen herausfordert. Der Sanftmütige überwindet den eigenen Zorn und lässt sich auch durch erlittenes Unrecht nicht aus dem Gleichgewicht bringen, er kann selbst den Tod noch ohne Groll hinnehmen. Der Barmherzige jedoch sieht noch in seinem Feind den „armen“ Sünder und vermag noch mit seinem Tod die Armut seines Feindes hinwegzunehmen und seine Blöße zu bedecken. „Vater, verzeih ihnen, sie wissen nicht, was sie tun!“ spricht der Meister; „Herr, rechne ihnen dies nicht zur Sünde an!“ spricht der Jünger und bereitet damit die Bekehrung des Paulus vor.

Selig die ein reines Herz haben, sie werden Gott schauen

Wo immer ein Mensch sich empfänglich macht für Gott und daher von Gott erfüllt wird, da wird er mit der göttlichen Klarheit und Reinheit erfüllt, da ist sein Auge ungetrübt, und er vermag alle Dinge im göttlichen Licht zu schauen.

Wenn man von der Reinheit des Herzens spricht, dann meint man erstens jene Klarheit, die in die Seele einzieht, wenn sie sich von allem, was sie verunreinigt, frei gemacht hat, und zweitens die von Gott geschenkte übernatürliche Klarheit und neue Erkenntnisfähigkeit.

Selig sind jene Menschen, die sich durch die Befreiung von aller Unreinheit für das göttliche Licht empfänglich gemacht haben. Wenn man die Armut im Geiste sich ganz zu eigen gemacht hat, dann ist es sicher, dass man auch damit zugleich jene Reinheit besitzt, die Bedingung ist für die besondere Begnadung mit dem göttlichen Licht. Es könnte also genügen, bloß von jener neuen Schau Gottes, der Welt und aller Dinge zu sprechen, die den Menschen, die sich für die Gottesgeburt durch die Armut des Geistes vorbereitet haben, zuteil wird. Vielleicht dient es aber doch der Klarheit, wenn wir noch einmal von jener „Armut“ sprechen, insofern sie nämlich eine Reinigung unserer Seele bedeutet.

Die Unreinheit der Seele, von der man sich befreien muss, besteht darin, dass sich der „niedere“ Mensch in uns gegen den „höheren“ immer wieder empört, und darin, dass der „höhere“ Mensch sich immer wieder gegen den Gottesgeist entscheidet. Diese Unordnung in unserem Seelenleben ist es, die es zu überwinden gilt; und da man eine Unreinheit des niederen und des höheren Menschen unterscheiden kann, so muss auch die Befreiung eine zweifache sein; der sinnliche Mensch und der geistige Mensch muss rein werden, und daher kann man eine Reinigung der Sinne und eine solche des Geistes unterscheiden.

Die Reinigung der Sinne bedeutet die Befreiung unseres Geistes vom Diktat der sinnlichen Begierden ; sie besteht in der Herstellung der rechten Ordnung zwischen Vernunft und Leidenschaft, Vernunft und Triebleben. Wir wissen alle von dieser Disharmonie aus eigener Erfahrung zu erzählen. Wir wissen alle, dass es schon vorgekommen ist, dass wir anders gehandelt haben, als unsere Vernunft es verlangt hätte. Unsere Vernunft hat geraten, die Lebensführung bescheidener zu gestalten, aber die Verschwendungssucht hat die Stimme der Vernunft übertönt; die Vernunft hat eine Schonung unserer Gesundheit verlangt, aber wir haben, das kommende Übel voraussehend, dennoch nicht auf eine kurze vorübergehende Unterhaltung verzichten wollen. Da ist die Vernunft eine Gefangene der Leidenschaft geworden. Ja die Leidenschaft kann so groß werden, dass sie vollends blind macht. Wie oft kann man das Wort eines Menschen hören, der sich eine schwere Verfehlung zu Schulden kommen ließ: Ich wusste nicht, was ich tat! Die Leidenschaft kann so gewaltig werden, dass sie die Stimme der Vernunft nicht nur überhört, sondern überhaupt ausschaltet, dass der Mensch, jeder vernünftigen Überlegung beraubt, sich selbst vergisst. Nach der Tat kommt es dann zur Ernüchterung, kommt es zur reuevollen Scham; jetzt schmerzt es den Menschen, dass er sich wie ein unvernünftiges Tier benommen hat.

Die Begierden drängen so unsere Vernunft zurück oder schalten sie aus, noch häufiger unterwerfen sie sich die Vernunft und bringen sie dahin, Fehlurteile zu fällen. Es wacht in unserem

Herzen ein Verlangen nach einer Sache auf, und sofort stützt die Vernunft dieses Verlangen durch eine Fülle von „Gründen“. Plötzlich erwacht in der Seele der Wunsch, eine Arbeit, die man sich vorgenommen hat, abzubrechen und sich zu unterhalten, und sofort behauptet die Vernunft, es sei ein Gebot der Klugheit, auszuspannen; plötzlich erwacht der Wunsch, ins Theater zu gehen, und sofort urteilt die Vernunft: Du hast recht, das ist Kulturbedürfnis. Heute erwacht eine Zuneigung zu einem Menschen, und sofort begründet die Vernunft diese Zuneigung mit den außerordentlichen Qualitäten dieses Menschen; morgen empfindet man aus geringfügigem Anlass eine Abneigung gegen denselben Menschen, und man rechtfertigt dies mit den vielen Schattenseiten seines Charakters. – Heute entschließt sich einer in einen Abstinenzverein einzutreten, aber nur deshalb, weil er heute keinen Durst hat, morgen zwingen ihn schwerwiegende Gründe wieder auszutreten, aber in Wahrheit ist er nur wieder durstig geworden. So kommt es dazu, dass die Leidenschaften unsere Vernunft unterjochen und sich dienstbar machen.

Es soll also der sinnliche Mensch in uns gereinigt werden, und man sieht leicht ein, dass dies in der Weise wird geschehen müssen, dass man nie gegen die bessere Einsicht handelt, dass man nicht plötzlich ohne Überlegung handelt, dass man sich selbst etwas misstraut und bei Dingen von einiger Bedeutung nicht zu schnell handelt, sondern noch etwas zuwartet. Dies besonders dann, wenn man merkt, dass man nicht ganz im Besitz seiner gewohnten Kraft ist, wenn man merkt, dass man von Trauer oder Furcht erfüllt ist oder dass man aufgebracht und zum Ärger und Zorn aufgelegt ist. In diesen Fällen kann man sicher sein, dass die Vernunft nicht ganz frei ist in ihren Entschlüssen, auch wenn es nicht so erscheint.

Will man zu dieser inneren Freiheit gelangen, dann muss man sich darin erst üben, und dies wird wieder dadurch geschehen, dass man die Kraft seiner Entsagung prüft. Man kann dies sehr leicht tun, indem man die von der Kirche dazu ausersehenen Zeiten benützt, um sich in Speise und Trank etwas zu entziehen, indem man sich gewöhnt, unangenehme Dinge nicht aufzuschieben oder Dinge, die man begonnen hat, auch zu vollenden. Durch diese kleinen Mittel bleibt der Mensch stets wachsam und wird nicht so leicht durch einen plötzlichen Ansturm der Begierden überwunden werden. Man wird ferner auch auf jene Entsagungen achten, die uns von Gott auferlegt werden. Indem man sich schnell in die Lage hineinfindet, in die man hineingestellt wurde, die unangenehmen Ereignisse nimmt, wie sie kommen, wird man innerlich allmählich frei von der Herrschaft der niederen Begierden.

Neben der Reinigung des sinnlichen Menschen ist auch die des geistigen notwendig. Wenn wir uns der Herrschaft der niederen Begierden entzogen haben, so bleibt doch unsere Erkenntnis-kraft verdunkelt und der Wille schwach. Wir sind immer versucht, alle Dinge an uns zu messen und übersehen, dass alles, was immer wir tun, in Unterordnung unter einen höheren Willen zu tun ist. Diesseits und Jenseits stehen einander nicht beziehungslos gegenüber, sondern das diesseitige Leben muss ganz hingeordnet sein auf das künftige Leben in Gott. Es hat daher jeder Christ bei all seinem Handeln sich die Frage zu stellen: Was bedeutet dies für die Ewigkeit? Dabei wird er die Erfahrung machen, dass er sich gestehen muss, dass sehr vieles ohne Bedeutung für die Ewigkeit ist oder dass die Art seines Wirkens, die Absicht, die ihn dabei beseelt, vor Gott nicht bestehen kann.

Immer dann, wenn der Gedanke an den Tod oder die Ewigkeit lähmend auf den Menschen wirkt und die Freude an der Arbeit und am ganzen Leben zu bedrohen scheint, ist dies ein sicheres Zeichen dafür, dass sein Leben nicht in Harmonie ist mit dem letzten Ziel. Wo immer jedoch der Gedanke an die Ewigkeit der Schaffensfreude, der Lebenslust einen Auftrieb gibt, dort ist die richtige Unterordnung des Geistes unter den Geist Gottes gegeben. Man wird, um seinen Geist zu reinigen, daher bestrebt sein müssen, die „gute Meinung“ immer wieder zu erneuern, d. h. man wird bei seinem Tun und Leiden den Willen Gottes und seine Ehre zuerst berücksichtigen und sich immer mehr von selbstüchtigen Motiven befreien müssen. All das, was oben von dem Wachstum unseres Glaubens, Hoffens und Liebens gesagt wurde, gehört auch zur Reinigung unseres Geistes.

In dem Maß nun, als wir Menschen reinen Herzens sind in dem Sinne, dass wir frei sind von der Herrschaft des niederen Menschen und frei sind von allen unlauteren, egoistischen Absichten, in dem gleichen Maß werden wir auch rein im Herzen kraft der göttlichen Klarheit, die uns zuteil wird.

Die neue Stellung zu Gott, zur Welt und allen Dingen, die mit der Reinheit des Herzens gegeben ist, offenbart sich auf vielfältige Weise. Man kann bei diesen Menschen eine große Furchtlosigkeit feststellen. Die Furcht vor dem Leben und dem Sterben, die Furcht vor Krankheit, die Furcht vor der Arbeit, vor den Menschen weicht immer mehr zurück.

Freilich geschieht das nicht ohne eigene Anstrengung. Die Furcht wird überwunden nicht aus dem eigenen Kraftgefühl heraus, sondern aus der tiefen Erkenntnis der majestas divina, der göttlichen Majestät. Das göttliche Licht lässt uns Gott so groß und gewaltig erscheinen, dass die Gottesfurcht, das ist die Furcht, den unendlich großen Gott zu beleidigen, die andern Arten von Furcht zurücktreten lässt. Es setzt sich die klare Erkenntnis immer mehr durch, dass es im Grunde ein einziges Übel gibt, dem man mit aller Kraft zu entrinnen suchen muss, und dies ist die Sünde. Es ist dies nicht eine sklavische Furcht vor Gott, sondern eine Furcht, die aus der Liebe stammt und die nichts so sehr fürchtet, wie die Beleidigung des Geliebten. Die Furcht Gottes wird zum Schattenbild jeder Tugend; denn da sich die Liebe auf alle Tugenden bezieht, findet sich auch in jeder Tugend etwas von der Gottesfurcht, die Furcht, diese Tugend zu verlieren. Je mehr die Seele rein ist, umso mehr tritt die Furcht um die eigene Person zurück, umso größer aber wird die liebende Furcht Gottes.

Die Majestät Gottes, von der die Seele berührt ist, ist die Majestät des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes, in dessen Nähe sie zitternd eintritt. Sie erfasst in neuer Weise, dass sie Kind des Vaters im Himmel ist, und dass sie in Christus, ihrem göttlichen Bruder, stets Zutritt hat bei ihm. Sie erfasst nun auch alle Menschen als Kinder dieses Vaters und als Erlöste Jesu Christi und steht ihnen daher in der nötigen Ehrfurcht gegenüber. Diese Ehrfurcht verhindert ein freches Benützen aller Dinge nur für den eigenen Vorteil.

Dieses vertrauensvolle Verhältnis, in dem sich der Mensch zu Gott seinem Vater sieht, bedeutet für ihn eine Quelle der Kraft in allen schwierigen Tagen des Lebens. Es gibt eine Tugend, die die Tugend der Stärke heißt, und die darin besteht, Schwierigkeiten zu ertragen. Man braucht diese Tugend sowohl, wenn man irgendein schwieriges Werk unternimmt, als besonders, wenn man Schweres zu erleiden hat. Im Erleiden zeigt sich erst, wie weit es her ist mit der inneren Kraft. Gewiss gehört auch Mut und Kraft dazu, ein Werk zu beginnen; aber hier hat man die

Möglichkeit, seine Kraft erst zu prüfen. Man unternimmt nur Dinge, zu deren Leistung man sich befähigt glaubt; man weiß auch meist, dass, falls das unternommene Werk zu schwer werden sollte, man es unvollendet lassen kann; wenn man aber etwas erleiden muss, dann kann man nicht die Art des Leidens noch seine Dauer bestimmen, und daher gehört zum Erleiden eine größere Kraft als zum Wirken. Wenn man die Sache so betrachtet, dann sieht man sofort ein, dass die Lehre vom Erdulden und Leiden nicht eine Lehre für Schwächlinge ist, sondern für großmütige Seelen.

Die höchste Tat Christi bestand nicht in seiner gewaltigen Predigt und nicht in seinen Wunderwerken, sondern in seinem Kreuzestod. Diese Tugend der Stärke muss der Christ betätigen. Der Glaube an den Gekreuzigten und seine Hilfe schafft ihm die Möglichkeit, seinem Meister auch auf dem Kreuzweg ähnlich zu werden. Je reiner nun eine Seele ist, je mehr Gott in ihr geboren werden kann, je näher sie zu Gott dem Dreifaltigen kommt und je heimischer sie sich in ihm fühlt, umso mehr wächst auch ihre Stärke, umso mehr vermag sie sich auf die Kraft Gottes selbst zu stützen. Es gibt eine besondere Geistesgabe, die Gabe der Stärke, die darin besteht, dass sich der Mensch unter dem Antrieb des Geistes auf Gott selbst stützt bei seinem Wirken und seinem Erleiden. Er lebt dann in dem Bewusstsein: Alles vermag ich in dem, der mich stärkt (Phil. 4, 13). Das Vertrauen zu Gott ist so groß, dass man sich auf seine Stärke und Macht so stützt, wie wenn es die eigene wäre.

Diese Fähigkeit, sich auf die Kraft Gottes selbst zu stützen, wird nicht nur einigen auserwählten Seelen zuteil, und es ist auch gar nicht eine Fähigkeit, die nur in ganz seltenen Fällen bei außerordentlichen Werken zur Tat werden müsste; das einfache, alltägliche Leben ist vielfach so, dass eine heroische übermenschliche Kraft notwendig ist, um es zu meistern. Man muss nur an die schauerlichen und zermürenden Leiden großer Massen der Menschheit denken, um sich zu sagen, dass das Los vieler, vielleicht der meisten Menschen so ist, dass sie es nicht zu ihrem Heil fruchtbar tragen könnten, wenn sie sich nicht auf die Allmacht Gottes selbst zu stützen vermöchten, die alles möglich macht.

Der Mensch mit dem reinen lauterem Herzen, der teilnehmen darf an der göttlichen Lauterkeit, vermag mit Ruhe und Überlegenheit die Dinge und die Ereignisse dieser Welt zu betrachten. Er erhält die Gabe der Wissenschaft. Dies bedeutet nicht, dass ihm nun mühelos ein Wissen zufällt oder dass er für die verschiedenen Wissenschaften eine besondere Begabung erhält, sondern so wie die einzelnen Wissenschaften das Verhältnis, in dem die Dinge zueinander stehen, erforschen, so erhält er ein tiefes Verständnis dafür, in welcher Bezogenheit alle Dinge zu ihrer letzten Ursache sind. Unter dem sanften Wehen des Geistes erfasst der Mensch, dass die Dinge nicht das sind, als was sie erscheinen, dass sie für sich, losgelöst von Gott, nichts sind, dass sie nur Gleichnisse des Ewigen darstellen und über sich selbst hinaus auf Gott hinweisen. Dies bewirkt eine innere Freiheit von allen Menschen und Dingen, so dass mit Leichtigkeit in ihrem Gebrauch das rechte Maß eingehalten werden kann; ja in vielen Fällen kommt es dahin, dass die Dinge, die von Gott erzählen, aber doch nicht Gott selbst sind, dass diese Gleichnisse Gottes in heroischer Weise zurückgelassen werden und eine Entsagung geübt wird, die die Welt in Erstaunen setzt. Meistens aber wird die Welt nichts von dem Grad der Entsagungsbereitschaft eines solchen Menschen erfahren, weil der Mensch, der vom Geist Gottes geleitet wird, seine Wissenschaft vom Wert oder Unwert der Dinge in kluger und maßvoller Weise verwertet.

Wenn der Mensch, vom göttlichen Licht erleuchtet, gelernt hat, alle Dinge auf ihren Platz zu stellen, wenn er sie richtig zu benützen weiß, als Wegweiser hin zu Gott und bei ihnen nicht als einen letzten Wert stehen bleibt, dann ist er ganz reif und geeignet für das Verständnis der Offenbarungswahrheiten. Der Glaube wächst in ihm in der Weise, wie dies oben beschrieben wurde. Sein Glaube ist nicht nur ein Zustimmung zu den dargelegten Wahrheiten, sondern er dringt tief ein in deren Sinn. Unter der Einwirkung der Verstandesgabe erfasst er, dass die Dunkelheit des Glaubens nicht ein Dunkel der Sinnlosigkeit ist, sondern von dem hellen Licht Gottes herrührt. Die Einwände, die man gegen den Glauben vorbringt und die früher Unruhe erweckten, erscheinen ihm nun kindisch.

Den Menschen reinen Herzens ist verheißen, dass sie Gott schauen werden. Es ist eine Verheißung, die für das Jenseits gilt, aber auch für das Diesseits insofern Bedeutung hat, als diese Menschen zu jener Erkenntnis Gottes auf Erden gelangen, die man als ein Schauen Gottes, als Kontemplation bezeichnet. Freilich nicht in dem Sinn, dass Gott unmittelbar von Angesicht zu Angesicht gesehen werden könnte, aber insofern, als der Mensch zu einem vorläufigen Ziel gelangt ist, nicht mehr über Gott nachdenkt, nicht mehr Erwägungen anstellt über seine Größe und Herrlichkeit, sondern von der Nähe des Unsichtbaren betroffen, vor ihm stille steht, über sein Dasein glücklich ist, sich in ihm geborgen weiß und wie ein schlafendes Kind mit geschlossenen Augen in seinen Armen sich ausruht. „Es kommt die Stunde, in der ich nicht mehr in Bildern zu euch sprechen, sondern unverhüllt euch vom Vater Kunde geben werde“ (Joh. 16, 25). Diese vom Herrn angekündigte Stunde scheint nun gekommen zu sein; es ist die Stunde, in der der Mensch zur erfahrungsmäßigen Erkenntnis kommt: Deus caritas est, Gott ist die Liebe, eine Erkenntnis, die zugleich tiefste Weisheit schenkt. Gott als die unendliche Liebe wird mit Klarheit erfasst als das Leben des eigenen Lebens, als die Seele der eigenen Seele. Die Welt erscheint als ein Spiegel der unendlichen Güte, und das Böse in der Welt scheint nur die Aufgabe zu haben, diese Liebe des Dreieinigen noch mehr hervortreten zu lassen. So erschrickt der Mensch mit dem reinen Herzen, der die unendliche Liebe in sich und in der Welt schaut, vor nichts mehr, auch nicht vor dem Kreuz, das er mit der menschengewordenen Weisheit besteigt und im gleichen Augenblick weiß, dass der Fürst dieser Welt gerichtet ist.

Selig, die den Frieden bringen, sie werden Kinder Gottes genannt werden

Wenn wir einmal im Jenseits die Vollendung erreicht haben werden, dann wird ein unzerstörbarer Friede unser sein; dann hat jedes Streben seine Erfüllung gefunden, denn Gott hat uns dann „über alle seine Güter gesetzt“; und wer immer in Gott ruhen kann, der hat in Gott alles gefunden und muss weder darauf ausgehen, irgendeinem Mangel abzuweichen, noch muss er in Sorge sein, dass ein Mangel je drohen könnte.

Hier auf Erden sind jene Menschen voll des Friedens und daher auch Bringer des Friedens, deren Verlangen in Gott bis zu einem gewissen Grad gestillt ist, und die sich daher auf Grund ihres Glaubens im Besitz Gottes wissen, in dem sie alle andern Güter zu eigen haben. „Deus meus et omnia“, mein Gott und mein alles! hat Franz von Assisi gebetet. Es ist das Gebet eines Menschen, der den verborgenen Schatz im Acker gefunden und alles verkauft hat, um ihn zu gewinnen, eines Menschen, der nichts anderes mehr zu ersehnen vermag als Gott, von dem er

sich schon überreich beschenkt weiß. Diese glücklichen in Gott befriedeten Menschen sind jene, die nicht nur alles in Gott gefunden haben, sondern die auch Gott in allen Dingen zu finden vermögen. In allen Ereignissen, in allen Aufgaben, in allen Freuden und Widrigkeiten sehen sie nur eine Botschaft Gottes an sie und lehnen sich daher gegen nichts auf und vergessen in allen Freuden nicht den Geber dieser Freuden, die unerschaffene Freude selbst. Die Menschen, die sich so in tiefem Einklang befinden mit dem Willen Gottes, haben auch in sich selbst den Frieden, das heißt, sie haben unter allen ihren Kräften und Bestrebungen die rechte Ordnung hergestellt; das Niedere in ihnen dient dem Höheren, und alles ist Gott unterworfen.

Diese mit Gott und mit sich selbst zur Ruhe gekommenen Menschen sind es auch, die den andern den Frieden bringen. Was immer ein Mensch wirkt, hat ja nicht nur für ihn, sondern für die Gesamtheit Bedeutung. Es gibt keine Sünde, die nicht für die Umwelt ihre Folgen hätte; aber es gibt auch keine Tugend, an der nicht die Mitwelt Anteil bekäme. So ist schon aus diesem Grunde ersichtlich, dass ein Mensch, der sich zum Frieden mit Gott durchgerungen hat, für viele andere zum Segen sein wird.

Es gibt Menschen, die so tief in Gott befriedet sind, dass ihre bloße Gegenwart genügt, um in andern das Verlangen nach dem Frieden mit Gott wachzurufen, um andern ein Anreiz zur Bekehrung zu sein; in ihrer Gegenwart wird jeder Streit begraben, und Zank und Feindschaft können nicht entstehen. Es genügte die Anwesenheit des heiligen Franz in seiner Vaterstadt, um den langen Streit zwischen Bischof und Bürgermeister beizulegen.

Die Friedenbringer werden Kinder Gottes genannt. Es war ja die vornehmste Aufgabe des Sohnes Gottes, Frieden auf Erden herzustellen, Frieden der Menschen mit Gott und dadurch auch den Frieden der Menschen untereinander. Wir wissen, auf welche Weise Christus den Frieden hergestellt hat, dass der Schuldbrief durch das Kreuz getilgt wurde. So ist das Kreuz das Zeichen des Sieges über die Entzweiung, das Zeichen, das die friedvolle Einigung ankündigt. Und die Friedenbringer, die da Kinder Gottes genannt werden, haben daher auch einen besonderen Anteil am Kreuz; und ihr Opfer ist es, das den eigenen Frieden mit Gott sichert und vertieft und das auch an der Befriedung der Mitwelt mitwirkt.

Wenn sich der Mensch bereit gemacht hat für die Geburt Gottes in der eigenen Seele, und wenn Gott in der eigenen Seele seinen Sohn gebiert, dann erwacht wie von selbst das Verlangen nach Sühne und Buße, das Verlangen nach dem Mitvollzug jenes Opfers, das Gott unendlich verherrlicht und die Sünden der Menschen sühnt. Die Teilnahme am hl. Messopfer ist für diese Menschen nicht nur ein äußerliches Gebot, sondern ein tiefes seelisches Bedürfnis, und die Gebete, die in der heiligen Messe gesprochen werden, drücken zugleich am besten aus, was das Gotteskind unausgesprochen in sich trägt.

Es soll im Folgenden nun nicht eine „Messerkklärung“ gegeben werden, es soll nur deutlich gemacht werden, inwiefern in den Gebeten der heiligen Messe das Wollen, Fühlen und Denken des Gotteskindes zum Ausdruck kommt, und – da die Mitfeier dieses Opfers die beste Bereitung ist für „die Geburt Gottes im Seelengrund“, so kann diese Darlegung vielleicht auch eine Anleitung für Gottsucher sein, wie sie sich seelisch stimmen sollen zu einer recht fruchtbaren Mitfeier des Opfers, das durch seine unendliche Sühnekraft den Frieden vermittelt.

Die Vormesse. Man beginnt die heilige Messe im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes und hat sich damit zum Bewusstsein gebracht, dass man zum Kinde, zum Freund und Vertrauten Gottes erhoben wurde, daß man gerufen ist, Anteil zu haben am verborgenen Leben Gottes, das heißt am Leben, wie Gott es in sich unabhängig von aller Schöpfung lebt.

Nach der Anrufung der heiligsten Dreieinigkeit beginnt der Psalm 42. „Ich will hintreten zum Altare Gottes, zu Gott, der meine Jugend erfreut.“ Das Hinzutreten zum Altar ist zugleich ein Hinzutreten zu Gott selbst, und indem man sich seiner „Jugend“ erinnert, macht man sich klar, dass man seelisch stets jung bleiben muss. In der Jugend hat man große und kühne Pläne, man hat das Leben vor sich und freut sich der Zeit, wo man es wird so ganz genießen können. Diese Jugendlichkeit der Seele bewahrt sich das echte Gotteskind; denn Gott, sein Vater, beschert ihm Gnade um Gnade, und es ist gar nicht auszudenken, wie reich man noch in dieser Welt werden wird, da man doch Gott, die unendliche Freigebigkeit, zum Vater hat. Es ist so eine zuversichtliche Seelenstimmung lebendig geworden. Nicht von selbst, sondern sie ist gewollt hervorgebracht worden. Es ist gewiss nicht immer leicht, diese Freude in sich zu erwecken, aber es ist notwendig und sogar eine Pflicht; die greisenhafte Seelenstimmung, die einen Menschen schon in jungen Jahren erfüllen kann, ist nicht berechtigt. Sie kommt nur daher, dass man seine Augen vor den Lichtseiten des wahren Lebens verschließt, und dies ist nicht im Sinne Gottes. Überblickt man die ganze Glaubenswirklichkeit, dann ist die lähmende Freudlosigkeit im Grunde schon überwunden.

„Schaffe mir Recht, o Gott, und schlichte meine Sache wider unheiliges Volk; vom bösen und arglistigen Menschen errette mich!“

Die Freude und die Hoffnung übersieht durchaus nichts. Sie schließt nicht die Augen vor der dunklen Seite des menschlichen Lebens. Der Christ ist sich stets bewusst, von Feinden umgeben zu sein, er fühlt sich nie „gesichert“, er fühlt sich in gewisser Weise sogar hilflos in dem ungleichen Kampf mit den bösen Mächten, die ihn manchmal von außen, stets aber von innen bedrängen; manchmal ist es eine ganz offenbare Versuchung zum Bösen, manchmal auch eine ganz versteckte, ein langsames Durchdringen des irdischen Sinnes, ein allmähliches, anfangs kaum merkbares Herabg leiten von der Höhe. So machtlos der Mensch auch in diesem Kampf auf die Dauer ist, so bleibt er doch siegreich, wenn er sich pflichtgemäß stützt auf die Macht Gottes, wenn er auf Gott vertraut.

„Denn du, o Gott, bist meine Stärke. Warum doch hast du mich zurückgestoßen, und warum geh' ich betrübt einher, da mich der Feind bedrängt?“ Dies ist die große Leistung, die von uns immer wieder vollbracht werden muss, das Erfassen der unsichtbaren und nicht spürbaren Hilfe Gottes und die Sicherheit im Bewusstsein, in dem unsichtbaren Gott Hilfe zu finden. Eine schwere Aufgabe, die uns da oft gestellt wird, weil es uns dem Empfinden nach so vorkommt, wie wenn wir von Gott verlassen wären, ja wie wenn wir von ihm zurückgestoßen wären und ganz allein den Kampf gegen das Böse kämpfen müssten. In diesem Vers werden wir immer wieder an den Triumph erinnert, den der Glaube in uns feiern soll und das hoffende Vertrauen. Wie viele fromme Menschen mag es geben, die in schweren Stunden unausgesetzt zu Gott beten, deren Gebet aber nichts ist als das Suchen nach einer fühlbaren Hilfe. Sie fürchten, Gott könnte ihnen die Hilfe versagen, wenn sie ihn nicht durch ihr Gebet gleichsam festhielten.

In dem Kampf gegen das Böse wird aber nie der letzte Sinn des Daseins gesehen; die Tatsache, dass man vor dem Bösen auf der Hut sein muss, hindert nicht ein positives starkes Streben nach vorwärts, ein Sichausstrecken nach den höchsten Gütern.

„Sende aus dein Licht und deine Wahrheit; sie führen und geleiten mich auf deinen heiligen Berg und in dein Gezelt.“

Die Bitte um Licht und Klarheit ist hier ausgesprochen. Wie selten ist diese Bitte ernst gemeint. Wie selten ist es der Fall, dass man wirklich an Erleuchtungen glaubt. Der Weg zu Gott ist nicht so einfach, dass man ihn ohne Erleuchtungsgnade gehen könnte. Es handelt sich freilich nicht um Erkenntnisse, die uns das Leben in dieser Welt erleichtern sollen, sondern um eine Kenntnis des wahren Weges zu Gott, den gerade ich gehen soll. Aber – es ist in diesem Vers noch um weit mehr gebeten als um Erleuchtung. Hat nicht Jesus sich bezeichnet als das wahre Licht und als die Wahrheit? Die Bitte: „Sende aus dein Licht und deine Wahrheit!“ bedeutet also zutiefst: Sende mir deinen eingeborenen Sohn! Dies ist eine Bitte, die ganz dem Willen Gottes entspricht. Die Sendungen der göttlichen Personen in die Seele des Menschen bedeuten nicht eine Veränderung in Gott selbst, sondern eine Veränderung in der Seele, die durch diese Sendung tiefer hineingezogen wird in Gott. Vergleichbar damit ist die Sendung des Sohnes Gottes in die Welt, die nicht eine Veränderung des unveränderlichen Gottes, sondern die Hineinversenkung der menschlichen Natur Jesu in Gott und ihre personale Vereinigung mit dem Sohne Gottes bewirkte. Sende aus dein Licht und deine Wahrheit, ist die sehnsüchtigste Bitte des Gotteskindes; sie besagt: Lass mich eins werden mit dem ewigen Worte Gottes und lass mich durch das ewige Wort Gottes hineingeführt werden in die Höhen des unzugänglichen Gottes und teilnehmen an seinen Geheimnissen!

Die Aussichten, die sich da eröffnen, sind so groß und schön, dass jedes zeitliche Ungemach dazu in keinem Verhältnis steht, daher: „Lobpreisen will ich dich mit Saitenspiel, o Gott, mein Gott. Warum bist du traurig, meine Seele, warum verwirrst du mich? Hoffe auf Gott, denn ihn werde ich noch preisen, mein Heil und mein Gott.“

Die Kühnheit der Bitte, die kindliche Vertraulichkeit, in der der Christ zu seinem Gott steht, lässt aber doch nie den Abstand vergessen, in dem man sich Gott gegenüber dadurch befindet, dass man sein Geschöpf bleibt und vor allem dadurch, dass man stets vor ihm steht als der Sünder. Mit der Liebe und dem Vertrauen bleibt daher immer die tiefste Zerknirschung verbunden, und der Mensch bekennt sich als den Sünder, der viel durch Gedanken, Worte und Werke gesündigt hat und stets um Verzeihung und Gnade zu bitten gezwungen ist. Diese innere Zerknirschung darf nie vergessen werden. Man möge beachten, wie oft das Erbarmen während der heiligen Messe angerufen wird! Freilich ist es nicht ein ängstliches Rufen um Verzeihung. So wenig das Vertrauen das Bewusstsein der eigenen Schuld auslöscht, so wenig tilgt der Ruf um Erbarmen die hoffende Liebe.

Wenn wir das Stufengebet betrachten, dann sehen wir sofort ein, dass die Mitfeier der heiligen Messe von uns eine große seelische Leistung verlangt. Es ist natürlich, dass man nicht jeden Tag sich dieser Wahrheit und nicht aller Wahrheiten erinnern kann, aber man kann wohl in sich jene innere Haltung, die aus diesen Gedanken sich ergibt, in sich erwecken. Man kann kraftvoll sich erheben von allen niederdrückenden Gedanken, kann sich auf Gott stützen wollen, kann

sich seines Zieles in Gott selbst, seiner Heimat in Gott bewusst werden und sich innerlich tief verneigen vor dem unendlich großen und heiligen Gott.

Die Demut des Gotteskindes ist in dem Kyrie auf die kürzeste Formel gebracht, denn in dem neunmaligen Ruf um Erbarmen werden der Vater, der Sohn und der Heilige Geist angerufen; da steht also der Mensch vor dem Gott, der ihm aus Liebe sein eigenstes Geheimnis, das Geheimnis des innergöttlichen dreifaltigen Lebens enthüllt hat, und dieser Gott wird um Erbarmen angefleht.

Die Art, wie man zu Gott rufen, ihn preisen und ihn bitten soll, kommt unvergleichlich im Gloria zum Ausdruck.

„Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden den Menschen auf Erden, die guten Willens sind!“ Dieser Wille zur Verherrlichung des Vaters und zum Frieden durch die Kraft des Opfers Christi findet eine ergreifende Form. Die einzelnen Personen werden angerufen, und man hat den Eindruck, wie wenn der Beter die Mangelhaftigkeit der menschlichen Sprache bedauern müsste, weil sie nicht den Reichtum der Seele und die Glut der Liebe in Worte zu kleiden vermag. Daher die Fülle der Ausrufe: Wir loben dich, wir preisen dich, wir beten dich an, wir verherrlichen dich, wir danken dir ob deiner großen Herrlichkeit! Was ist dies doch für ein selbstloses Danken: Dank, nicht für eine empfangene Gnade, sondern für die Herrlichkeit Gottes! Das Kind fühlt sich heimisch im Haus seines Vaters und darf sich an seinen Reichtümern erfreuen, wie wenn es die eigenen wären.

Die Herrlichkeit, die gepriesen wird, ist die Herrlichkeit des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Gleichzeitig mit diesem Lobpreis wird die Bitte um Erbarmen ausgesprochen. Sie richtet sich an den Sohn, an das Lamm Gottes. Das Lamm Gottes, das die Sünden hinwegnimmt, wird um Erbarmen angefleht. Also in dem Augenblick, da man um Erbarmen bittet, steht das Bild des sündentilgenden Gottes vor der Seele. Es ist also eine Bitte, die das erfleht, was Gott im Begriffe zu geben ist; es ist eine Bitte an den Menschensohn, der nicht nur helfen will, sondern der auch die Macht hat, zu helfen, da er doch zur Rechten des Vaters sitzt, also die Macht des Vaters, die Allmacht inne hat. Der Grund für die Sicherheit, Erhörung zu finden, ist nicht unsere große Bedürftigkeit, sondern das Wesen Gottes selbst; die Bitten werden ausgesprochen: denn du bist der Heilige, der Herr, der Allerhöchste!

Im weiteren Verlauf der heiligen Handlung werden nun eine Reihe von Bittgebeten gesprochen, die im Namen Jesu verrichtet werden. Vielleicht hat man sich schon öfter die Frage gestellt, was es heißt im Namen Jesu beten. Hier haben wir solche Gebete, deren Erhörung sicher ist. Es sind Gebete im Namen Jesu nicht nur, weil sie verrichtet werden, „per Christum dominum nostrum“, sondern deshalb, weil sie so geartet sind, dass sie wahrhaft durch Christus den Herrn vor den Thron des Vaters gebracht werden können.

Das Gebet ist eine Erhebung unseres Geistes zu Gott. Es ist aber ebenso das sich Herabneigen Gottes zu unserer Seele. Die reinigende, erleuchtende und heiligende Kraft des Gebetes geht immer zurück auf eine Einwirkung Gottes auf unsere Seele. Dieser Tatsache, dass Gott viel mehr uns helfen will, als wir zu bitten vermögen, sollten wir nicht vergessen. Die Kirche selbst lehrt uns diese Tatsache, indem sie dem Strom unseres Betens Einhalt gebietet und uns mahnt, still zu sein und zu hören, was Gott nun uns zu sagen hat. Die Epistel und das Evangelium wol-

len uns vorerst an diese Tatsache erinnern. Mag sein, dass uns das Wort des Evangeliums nicht immer sehr viel sagt, besonders wenn wir es schon sehr oft gehört haben; aber immer soll mich das Wort Gottes daran erinnern, dass Gott auf verborgene Weise zu mir sprechen will, dass er auf mich einwirkt, und dass ich innerlich still und ruhig sein soll vor dem Gott, der alles in allem wirkt.

Wenn immer Gott auf die eigene Seele einwirkt und wenn man diese Einwirkung wahrnimmt, dann stellt sich als Folge davon eine innere Ruhe ein. Die Seele ist gesättigt und befriedet. So schließt sich an das Evangelium bei den größeren Festen ein beschauliches Gebet der Ruhe, das Credo, an, das in diesem Zusammenhang nicht so sehr „Bekenntnis“ ist, als ein Ruhem der Seele in den Schönheiten der geoffenbarten Tatsachen des göttlichen Lebens.

Dergestalt ist die Seele also bereitet für einen neuen Anfang.

Die Opferung. Die Gebete, mit denen die Opferung von Brot und Wein begleitet ist, sind von einer überraschenden Kühnheit und deuten an, dass vom Opfernden eine große Leistung, ein wahres Opfer verlangt ist.

„Nimm auf, heiliger Vater, allmächtiger, ewiger Gott, diese makellose Opfergabe!“ Hier halten wir schon inne und wundern uns über diese Sprache. – Makellose Opfergabe? Ist sie dies wirklich? Sagen wir dies nur im Hinblick auf die Wandlung, durch die dieses Opfer ein makelloses wird? Nein, auch jetzt schon wird die Opfergabe als eine makellose bezeichnet. Wie ist dies aber möglich, da doch die Opfergabe den Opfernden symbolisiert, der opfernde Mensch aber eher alles andere denn makellos ist? Ja, der Opfernde kann nicht von einer absoluten Reinheit sein, aber er kann doch durch die Reinheit seiner Absicht, mit der er die Opferhandlung beginnt, als heilig bezeichnet werden. Seine Absicht ist lauter. Er betet nämlich: „Nimm diese Opfergabe an, die ich, dein unwürdiger Diener, dir meinem lebendigen und wahren Gott, darbringe für meine unzähligen Sünden, Fehler und Nachlässigkeiten und für alle Umstehenden und für alle gläubigen Christen, lebende und verstorbene, damit sie mir und ihnen zum Heile gereiche fürs ewige Leben!“

Der Opfernde hat die Absicht, zu sühnen, er anerkennt seine Unheiligkeit und ist deshalb vor Gott rein. Sein Wille zur Abkehr von der Sünde ist ein vollkommener, denn er will nicht nur seine Sünden, sondern alle Fehler und Nachlässigkeiten sühnen; er lehnt also jede, auch die geringste Beleidigung Gottes ab und beweist damit die Reinheit seiner Absicht. Er denkt dabei nicht nur an sich selbst, sondern an die Mitopfernden, ja an alle Menschen, auch an jene, die schon hinübergegangen sind. Setzt dies nicht eine große innere Leistung voraus, wenn ein Mensch so sprechen kann, einen entschiedenen Willen zur Vollkommenheit, einen festen Entschluss zum Dienst an der Mitwelt, einen starken Glauben an den allgemeinen Wert seines Opfers?

Und das Ziel des Opfers? Es soll mir und ihnen zum Heil fürs ewige Leben dienen. Das ewige Leben ist das Leben Gottes. Dieses soll auf Grund des Opfers in mir und in den andern erwachen. Mit aller Entschiedenheit wird damit die Fülle des Glaubenslebens hier, und drüben die Vollendung erstrebt.

Es folgt nun mit der Vermischung von Wasser und Wein ein Gebet von kindlicher Einfachheit. „Gott, der du die Würde der menschlichen Natur wunderbar erschaffen und noch wunderbarer wiederhergestellt hast, lass uns durch das Geheimnis des Wassers und Weines an der Gottheit desjenigen teilnehmen, der sich gewürdigt hat, unsrer Menschheit teilhaft zu werden, Jesus Christus, dein Sohn, unser Herr. . .“ Es gibt doch unmöglich eine Bitte, die kühner und „unbescheidener“ sein könnte! Betrachten wir doch, mit welcher Selbstverständlichkeit hier das Gotteskind um Teilnahme an der Gottheit (!) bittet, und zwar bittet es nicht um einen „Tropfen“ der Gottheit, sondern umgekehrt um eine so reiche Teilnahme, daß dagegen das eigene Leben in dem göttlichen verschwindet wie ein Tropfen Wasser im Wein! Das betende Gotteskind denkt in seiner Bitte an eine Teilnahme an der Gottheit Christi und spricht damit keine unverständene Bitte aus. Es will nicht teilnehmen an der Gottheit, um wunderwirkende Kraft, um Allwissenheit zu erlangen, sondern um rein und heilig und liebevoll zu werden, wie Jesus Christus es war. Seine göttliche, jedes menschliche Maß übersteigende Güte und Menschenfreundlichkeit soll in ihm lebendig werden, jene Güte, die noch in der höchsten eigenen Not an den Nächsten denkt und auf seinen Trost bedacht ist; dieses göttliche Leben, wie es sich am ergreifendsten nicht auf Tabor, sondern auf dem Kreuzweg offenbart, das will das Gotteskind in Empfang nehmen und zweifelt nicht an der Erfüllung seiner Wünsche.

Die Bitten, die hier ausgesprochen werden, sind wahrhaft groß und verraten eine adelige Gesinnung. Die Größe des Verlangens wird durch die folgende Bitte noch besonders deutlich.

„Wir opfern dir, o Herr, den Kelch des Heiles, indem wir zu deiner Milde flehen, dass er vor deiner göttlichen Majestät für unser und der ganzen Welt Heil mit lieblichem Wohlgeruch emporsteige.“ Dieses Opfer soll vor der Majestas divina bestehen können, es soll für die ganze Welt eine Bedeutung haben; dies ist ein Verlangen, das nur im Vertrauen auf die Milde Gottes ausgesprochen werden kann, das nur sie gewähren kann.

Dass man mit all seinen Gaben nur sich selbst meint, kommt in dem nächsten Gebet zum Ausdruck, in dem gebetet wird: „Lass uns, o Herr, bei dir Aufnahme finden!“ Dieses Opfer soll also nichts anderes sein als die Übergabe des eigenen Ich an Gott. Wieder ist dieses kühne Wagnis begleitet von der tiefsten Zerknirschung. Die Übergabe des eigenen Ich, die Aufnahme bei Gott geschieht „im Geist der Demut und mit zerknirschem Herzen“. Es kann nur geschehen, wenn der heiligmachende Geist dieses Opfer segnet.

Mit diesen Gebeten hat der Opfernde sich zur höchsten, ihm möglichen Leistung aufgerafft, und nun tritt wieder eine gewisse Ruhe und Entspannung ein. „Ich wasche mit den Unschuldigen meine Hände und will deinen Altar, o Herr, umgeben, auf dass ich die Stimme des Lobes höre und deine Wunder erzähle.“ Der Beter weiß sehr wohl, dass er sich nicht selbst den Heiligen beizählen darf; aber dennoch ist er gewiss, aus Gnade ihnen von Gott zugesellt zu sein, und die Tatsache, dass er in großer Selbstlosigkeit ein Opfer zu bringen vermag, beweist, dass er von der Gnade getragen ist. Aus Gnade also darf er in Verein stehen mit den Unschuldigen und darf sich bereiten für die Offenbarung des göttlichen Wortes. Immer wieder wird er sich bewusst, dass er nicht nur Gott etwas gibt, sondern dass er von Gott etwas empfängt, dass es seine Aufgabe ist, die Stimme des Lobes zu hören und erst nach dieser Empfängnis die Wunderwerke Gottes zu erzählen.

Der Beter ist sich seines Reichtums bewusst: „O Herr, ich liebe deines Hauses Zier, den Ort der Wohnung deiner Herrlichkeit.“ Der Altar ist für ihn die Stätte, an der er immer wieder sein höchstes Glück genießen kann; der Grund seiner Seele ist es, wo Gott in seiner Herrlichkeit wohnt. Der Beter wird sich so des Reichtums bewusst, den er stets in sich trägt, den er aber immer in den Zeiten seines Opfers aufs neue entdeckt. Mit innerer Gewissheit weiß er auf dem rechten Weg zu stehen und bittet seinen Gott, ihn auf diesem Weg zu erhalten und vor dem Bösen zu bewahren. Der Abschluss der Opferung und der Auftakt zur letzten Vorbereitung auf das Wesentliche des heiligen Opfers, auf die Wandlung, ist wieder ein Gebet der Ruhe und Beschauung, in dem die Seele sich in der Betrachtung der Größe und Herrlichkeit Gottes ergeht. Dies ist die Präfation. Ein Gebet, das ausklingt im Sanktus und mit dem Preis desjenigen schließt, der da kommt im Namen des Herrn.

Wandlung. Vor der Wandlung der Opfertgaben wird noch ein letztes Mal in innigster Weise die Bitte vor Gott ausgesprochen, er möge dieses reine und selbstlose Opfer, das für die ganze Kirche und für bestimmte Anliegen dargebracht wird, das in Gemeinschaft mit der ganzen triumphierenden Kirche vor Gott hingetragen wird, annehmen. Die Innigkeit der Bitte kommt durch den Altarkuss zum Ausdruck. Der Altar symbolisiert Christus. Christus also wird geküsst! Dabei wird gebetet: „Dich also, mildester Vater, bitten wir durch Jesus Christus, deinen Sohn, unsern Herrn, und flehen zu dir in Demut, dass du diese Gaben und unbefleckten Opfer annehmen wollest.“ Es ist, wie wenn der Vater durch unsere Liebe, die wir zu seinem Sohn haben, gerührt werden sollte, unsere Bitte zu erfüllen. Die Erfüllung der Bitte bringt die Wandlung. Das ist der Augenblick, in dem die Annahme unseres Opfers geschieht, in dem unser Opfer angenommen wird, indem es verwandelt wird in den sich selbst opfernden göttlichen Hohenpriester. Unser Opfer ist gewandelt in das Kreuzopfer. Unser Opfer bleibt unser Opfer, aber es ist zugleich aus unserm Opfer Christus geworden, der am Kreuz sich dem Vater schenkende Herr. Diese Tat Christi ist so groß und erschütternd, dass man nur schweigen kann. Diese Tat ist wie eine Botschaft an jeden Christen, so groß wie die Botschaft des Engels an Maria; denn durch diese Tat gibt sich Christus den einzelnen Menschen hin als ihr Eigentum, als ihre Opfertgabe, die sie nun mit Maria im Tempel darzustellen haben, die sie wie Maria unter dem Kreuz als ihre Opfertgabe dem Vater zu schenken haben. Hat Maria unter dem Kreuz nicht wahrhaft und wirklich ihr Eigentum Gott dem Vater geschenkt? Ebenso darf der Christ in Christus wahrhaft und wirklich sein Eigentum sehen, das er Gott schenken kann.

Dieser Opferwille ist nun geeint mit dem Opferwillen Christi. Wir können nie etwas aus uns allein tun, aber nie fühlt man so wie hier, dass man nun gemeinsam mit Christus vor dem Thron des Vaters steht und eine Handlung mit vollzieht, die zuerst Christus der Herr vollzieht. Nie ist man sich so wie hier gewiss, die Schwelle dieser Erde überschritten zu haben und in das unzugängliche Licht Gottes eingetreten zu sein. Da ziemt sich für uns nur ehrfürchtiges Schweigen, da muss jede selbstsüchtige, eigenwillige Geste verschwinden, da muss man sich bewusst sein, dass man die Worte, die man spricht, eigentlich bloß Christus nachspricht.

Die Bitten, die nun nach der Wandlung gesprochen werden, haben daher etwas von der Ruhe und Sicherheit der Bitten Jesu Christi in sich. Man steht vor dem unendlichen Gott nicht nur mit der reinsten Absicht, sondern mit einer Opfertgabe, die Gott angenehm sein muss; es ist der Mitvollzug der immerwährenden Hingabe des Sohnes an den Vater. Man bittet um seine Annahme, wie das Opfer des Abel, Abraham und Melchisedech angenommen wurde. Dies waren

Opfer, die Gott angenehm waren im Hinblick auf das kommende Opfer seines Sohnes, das sie vorausbezeichneten. Es ist eine Bitte, die nicht, wie es bei andern Bitten der Fall sein kann, mit der Möglichkeit einer nicht sofortigen Erhörung rechnet. Es ist eine Bitte in dem Sinne, wie auch Jesus stets seine Bitten vor dem Vater ausgesprochen hat und gedankt hat für die ständige Erhörung, obwohl er wusste, dass der Vater stets das wollte, was der Sohn wollte. Welches Glück ist es, in dieser Vertraulichkeit zu Gott zu stehen und nun auch seine geläuterten persönlichen Wünsche vor Gott hintragen zu können! Auch diese persönlichen Wünsche sind der Erhörung gewiss. Die Vereinigung, in der wir zu Jesus Christus stehen, ist so eng, dass wir seine Hingabe an den Vater zu unserer machen, dass aber auch er unsere Anliegen zu den seinigen macht. Welche Freude und welches Glück bedeutet es, wenn wir nun für unsere verstorbenen Freunde bitten und mit dieser Bitte nicht allein stehen, sondern diese Bitte mit dem Sohne vor den Vater hintragen! Wie fühlen wir uns so geborgen, wenn wir wieder nicht allein, sondern im Verein mit dem Sohne den Wunsch nach einer innigen Teilnahme an der Gemeinschaft der Heiligen aussprechen. Die Sicherheit ist so groß, dass nicht einmal der Gedanke, dass es auch anders sein könnte, sich aufzudrängen vermag; betet doch gerade in diesem Augenblick der Priester, indem er die heilige Hostie in Händen hält und zugleich den Kelch erhebt: „Durch ihn und mit ihm und in ihm ist dir, o Gott, allmächtiger Vater, in Einheit mit dem Heiligen Geist alle Ehre und Herrlichkeit von Ewigkeit zu Ewigkeit!“

Kommunion. In der heiligen Kommunion geschieht die Vereinigung mit Jesus Christus, dem sich opfernden und auf mystische Weise sterbenden Herrn. Das Ziel dieser Vereinigung kann kein anderes sein, als dass der Herr nun im Grund des menschlichen Herzens als auf einem neuen Altar sich weiterhin ganz und gar an den Vater hingibt.

Die Vorbereitung auf den erhabenen Augenblick der Einigung mit dem Gottmenschen ist das Gebet des Herrn. Was hat man doch aus diesem Gebet gemacht! Wie hat man doch vielleicht gerade hier übersehen, mit welcher Warnung der Herr dieses Gebet seine Jünger gelehrt hat! Sie sollten nicht viele Worte machen wie die Heiden, sondern die sieben Bitten dem Vater im Himmel vortragen. Mit diesen Worten ist jenen durchaus nicht das Wort geredet, die sich gegen die „langen Vaterunser-Reihen“ wenden, in der Erkenntnis, dass ein Gebet deshalb, weil es bloß einmal gesprochen wird, durchaus nicht andächtiger, besser oder sinngemäßer sein muss, als wenn es öfter gesagt wird; und deshalb, weil ein Gebet oft gesagt wird, muss es nicht sinnlos gesagt werden. Das oftmalige Beten eines Gebetes kann auch zum Ausdruck bringen die Beharrlichkeit, mit der man bei bestimmten Gedanken bleibt. Es ist also durchaus nichts gegen eine Wiederholung dieses Gebetes zu sagen, aber wir müssen achten, dass wir gerade dieses Gebet auch verstehen und dass wir es nicht geistlos beten. Geistlos beten wir aber, wenn wir beten, um eine bestimmte Sache zu erlangen, ohne dabei auf den eigentlichen Inhalt des Gebetes zu achten. Gewiss, man kann auch, um z. B. die Gesundheit zu erlangen oder um eine Not abzuwenden, ein Vaterunser beten; aber man soll sich dabei bewusst bleiben, dass damit nur eine der sieben Bitten näher umschrieben ist, die Bitte um das tägliche Brot, und dass man nicht vergessen soll, was die andern Bitten noch sagen wollen.

Wir schalten hier eine Erklärung dieses Gebetes ein, nicht in der Meinung, dass alle Gedanken bei dem Gebet stets vor unserm Geist stehen können; aber wenn man bloß einmal das Vaterunser durchgedacht und einmal versucht hat, es betrachtend zu beten, dann sieht man erst, aus welcher Grundstimmung und Grundhaltung heraus es zu sprechen ist. Und diese

Grundhaltung kann man dann schon leicht immer wiederherstellen und damit dieses schönste aller Gebete nicht geistlos, sondern geistvoll beten.

Vater unser: Diese Anrede muss uns erinnern, dass unser Schöpfer besorgt ist wie ein Vater: „Seid nicht ängstlich besorgt und fragt nicht, was sollen wir essen, was sollen wir trinken, womit sollen wir uns bekleiden? . . . Euer Vater weiß ja, dass ihr dies alles nötig habt. . .“ (Mt. 6, 25). Diese Anrede erinnert uns daran, auch dass wir „von Gottes Geschlecht“ sind, dass unser kostbarster Besitz das geistige Leben ist, das ohne Unterlass von Gott in uns gezeugt wird, das Gnadenleben, das uns erst im eigentlichen Sinne zu Kindern Gottes macht. Wir sprechen Gott als unsern Vater an und wissen damit, dass wir in die Rechte des Kindes eingetreten sind, dass wir ein „Recht“ haben auf Vergebung, wann immer wir ehrlich zurückkehren von unsern Irwegen, dass wir Erben Gottes und Miterben Christi sind. Gott ist für uns nicht fremdes Land, sondern unsere Heimat.

Wir bekennen mit dieser Anrede immer wieder, dass wir uns fühlen als eine Gemeinschaft von Brüdern und Schwestern, betonen also damit die Verwandtschaft mit allen Menschen und mit aller Kreatur.

Der du bist in dem Himmel. – Der Himmel ist dort, wo Gott ist. Gott ist überall, so ist auch der Himmel überall; aber dennoch ist er sehr fern von der Erde, ferner noch als der sichtbare Himmel über uns sieht wölbt. Gott, der in allen Dingen ist, ist doch auch über allen Dingen, und wenn wir zu beten anfangen und unsern Geist zu Gott erheben, müssen wir uns zu unserm Vater im Geiste erheben, der über allen Dingen ist, müssen uns selbst innerlich über alle Dinge erheben. Gott verlässt niemals den Himmel, ist immer weit über allen Dingen; dennoch ist er auch in meinem Herzen und macht, insofern er hier wohnt, mein Herz zu seinem Himmel. Welche Ehrfurcht muss ich da vor mir selbst haben, wie sehr erkenne ich es da als meine Aufgabe, in den Himmel, der in mir selbst ist, einzutreten !

Geheiligt werde dein Name. – Mit dem Namen bezeichnen wir das Wesen der Dinge. Der Name des namenlosen Gottes bedeutet die göttliche Wesenheit. Der Name wird geheiligt, heilig gehalten, wenn man die unendliche Weisheit und Güte, die göttliche Einfachheit und Allmacht heilig hält, wenn man sie über alles hochschätzt und ihr zu dienen sucht. Der Name Gottes ist Vater, Sohn und Geist; ich muss also die drei göttlichen Personen verehren, ich kann dies tun, indem ich bewusst darnach strebe, immer mehr Kind Gottes zu werden. Ich bin immer mehr Kind Gottes, je mehr ich das ewige Wort Gottes nachzusprechen imstande bin. Das Nachsprechen des ewigen Wortes aber geschieht durch meinen Glauben. Je vollkommener mein Glaube wird, umso vollkommener bin ich auch Kind Gottes. Der Glaube, jenes göttliche Licht, wird aber in dem Maß in meinem Herzen zu leuchten beginnen, in dem ich bereit bin, je empfänglicher ich dafür bin, je freier ich allen andern Dingen gegenüber bin, je ärmer ich bin. Je „ärmer“, umso gläubiger, je gläubiger, umso mehr Kind Gottes, je mehr Kind, umso größer die Heiligung des Vaternamens.

Der Name des Gottessohnes wird geheiligt, je mehr ich ihn erkenne als meinen göttlichen Bruder, je mehr und je ausschließlicher ich mich auf ihn stütze auf allen meinen Wegen, besonders auf meinem Weg zu Gott, je mehr ich also auf ihn meine Hoffnung setze. Je weniger ich aber bei andern Stütze und Trost suche, umso reiner bin ich. Je mehr ich mich auf den Sohn Gottes stütze, je inniger ich mich mit ihm zu vereinen wünsche, umso mehr lösen sich

alle Bindungen, in denen der irdische Mensch gefangen ist. „Wenn ich ihn liebe, bin ich keusch; wenn ich ihn berühre, bin ich rein; wenn ich ihn empfangen, bin ich jungfräulich.“

Der Name Gottes des Heiligen Geistes wird geheiligt, je mehr ich mich dem Geist der Liebe angleichen will, je mehr ich erfasse, dass mein Beruf darin besteht, die Liebe zu betätigen, je mehr sie das Beherrschende in meinem Leben wird. Dies wird umso mehr der Fall sein, je mehr man sich durch einen andern „gürten lässt und sich führen lässt auch dorthin, wohin man selbst nicht will“, je mehr man dem Eigenwillen entsagt und im Gehorsam sich den Führungen Gottes hingibt.

Zu uns komme dein Reich. – Das Reich Gottes, das heißt die Herrschaft Gottes, ist dort über uns gekommen, wo und in dem Maß der Heilswille Gottes an uns wirksam werden kann. Wir bitten darum um eine Ausbreitung des Gottesreiches auf Erden, es soll über die ganze Erde und in jedem einzelnen Menschen sich in möglichster Tiefe ausbreiten. Es ist die sehnsüchtige Bitte nach jener Vollendung des Gottesreiches, die erst im kommenden Zeitalter zur Reife gelangen kann. Der Christ gleicht, auch wenn er mitten in der Welt steht, doch auch einem Menschen, der Ausschau hält nach seinem Herrn, ob er noch nicht zurückkehrt von seiner Hochzeit; er gleicht den wachsamen Knechten, die sich gegürtet haben und brennende Lampen in den Händen tragen und auf das Pochen warten des zurückkehrenden Herrn.

Dein Wille geschehe wie im Himmel so auch auf Erden. – Wie arm und seufzend mag auch von guten Christen dieses Wort gesprochen werden! Es kommt einem meist nur in den Sinn, wenn eine schwere Prüfung über uns kommt. Dann beten wir mit Ergebung: Dein Wille geschehe. Aber vergessen wir nicht, dass der Wille Gottes unsere Heiligung, unsere Bereicherung und Beseligung bedeutet. Das Glück, das wir uns in unsern kühnsten Träumen ersehnen, ist wie nichts, verglichen mit jener Seligkeit, die Gott uns geben will, wenn wir uns nur nicht sträuben, wenn wir nur verstehen, immer wieder unser Ja zu sagen. Diese Bitte drückt also die Bereitschaft aus, dass der Heilswille Gottes an mir geschehen möge, und die Sehnsucht, Gott so gehorsam sein zu können mit jener Freudigkeit und Schnelligkeit, mit der die Engel im Himmel seinem Willen nachkommen.

Gib uns heute unser tägliches Brot! – In diese Bitte können wir unsere persönlichen, materiellen Anliegen hineinlegen. Es wäre das Zeichen eines hochmütigen Geistes, wenn man solche Bitten ablehnen wollte, wenn man meinte, darüber schon hinaus zu sein, und wenn man nur um Höheres bitten wollte. Ein solcher Mensch übersieht seine Schwäche und Gebrechlichkeit und weiß nicht, wie sehr ihm der tägliche Lebensunterhalt, seine Gesundheit, seine Freunde, seine Erholung helfen, ein guter Mensch zu bleiben. Es ist das Zeichen eines undankbaren Geistes, der nicht weiß, wieviel er von Gott täglich an solchen „niederen Gütern“ erhält, der immer erst dann darauf kommt, etwas besessen zu haben, wenn ihm dies wieder genommen wird.

Wenn wir die Bitte um das tägliche Brot aussprechen, so anerkennen wir damit unsere Gebrechlichkeit und zeigen damit an, dass wir die Gaben, die Gott uns gibt, nicht gering achten. Aber wäre es nicht vollkommener, diese Bitte zu unterlassen? Wäre es nicht besser, so weit zu kommen, dass man von vornherein einverstanden ist mit allem, was immer Gott verfügt? So spricht der stolze Mensch, der erstens meint, schon so weit zu sein, dass er aus eigener Kraft zu allen Heimsuchungen Gottes Ja sagen kann, der zweitens, wenn er bittet, nicht demütig und

gottergeben bitten kann und auch, wenn er seine Bitte ausgesprochen hat, es nicht Gott überlässt, wann und wie er ihn erhören will. Durch nichts wird ja unsere Abhängigkeit von Gott für uns selbst so deutlich wie gerade dadurch, dass wir um alles bitten müssen, auch um die Kraft, Ja sagen zu können.

Es mögen sich jene „frommen“ Seelen, die Gott um nichts zu bitten vermögen, weil sie meinen, mit seinem Willen schon so ganz geeint zu sein, fragen, ob sie instande sind, ihre Mitmenschen um etwas zu bitten, oder ob sie hier immer nur warten, bis diese ihnen von selbst helfen; ob sie, wenn sie in Not sind, jene bitten können, die ihnen ihre Bitten auch abschlagen können; ob sie, wenn sie bitten, auch wirklich bitten oder eigentlich mehr fordern oder ihre Bitte so einzukleiden wissen, dass sie zugleich dem andern zu verstehen geben, dass sie seiner Hilfe eigentlich nicht bedürfen. Man soll sich fragen, ob man innerlich hart und verbittert wird, wenn die Menschen unsere Bitten abgeschlagen haben. Wenn dies der Fall ist, dann soll man wissen, dass man noch einen weiten Weg vor sich hat, dass der volle Einklang mit Gott eine Illusion ist, und dass man noch nicht einmal gelernt hat, Gott um etwas zu bitten.

Gib uns heute unser tägliches Brot. – Wir meinen damit natürlich auch das Brot des Lebens, das der Herr uns täglich bricht. Die durch das hl. Sakrament uns täglich gewährte Vereinigung mit Christus ist die unschätzbare Gnade, und weil sie Gnade ist, muss sie erbeten werden. Möge uns diese Gnade nie zur Alltäglichkeit werden und zur Selbstverständlichkeit, und mögen wir in der Bitte um diese große Gnade verharren, damit Gott uns diese Gnade nicht wieder einmal nimmt oder den Empfang des Allerheiligsten erschwert!

Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern. – Den ersten Teil dieser Bitte sprechen wir gerne aus. Den zweiten Teil dagegen meist ohne viel zu denken, denn wir haben doch eigentlich keine Menschen, die uns etwas schulden. Nur selten sind die Zeiten, in denen es uns so scheint, als hätten wir bei den andern eine Schuld einzutreiben, und dann empfinden und verstehen wir, um was wir Gott eigentlich bitten. Wir sehen dann, dass wir das Vaterunser gar nicht sprechen können, wenn wir einem Menschen feindselig gesinnt sind, dass wir dann auch Gott gar nicht um sein Erbarmen anflehen, wie oft wir auch „miserere“ rufen mögen, denn wir bitten doch ausdrücklich, vergib, wie auch ich vergebe. Vergebe ich nun nicht, dann habe ich die Bitte, die im ersten Wort liegt, durch den folgenden Satz wieder aufgehoben; ich bitte also gar nicht um Verzeihung.

Wir meinen schon sehr viel getan zu haben, wenn wir einem Menschen ein Unrecht, das er begangen hat, nicht nachtragen oder nicht Gleiches mit Gleichem vergelten. Aber beachten wir, dass man eine Schuld in sehr verschiedener Weise nachlassen kann. Wären wir zufrieden, wenn Gott uns unsere Sünden so erließe, wie wir manchen Menschen ein hartes unbedachtes Wort, eine unschöne Handlung nicht nachtragen? Beachten wir in der Bitte das Wort „wie“ und erwägen wir, dass wir damit nicht nur erinnert werden, dass wir verzeihen müssen, sondern dass wir auch in großmütiger Weise verzeihen müssen. Erlittenes Unrecht müssen wir vergessen können, auch in Gedanken sollen wir nicht darauf zurückkommen.

Führe uns nicht in Versuchung. – Diese Bitte müssen wir richtig verstehen. Man kann in verschiedener Weise versucht werden. Der böse Feind versucht uns, um uns zu verderben. Er freut sich auf unsern Fall und legt alles darauf an, uns fallen zu sehen. Es gibt schlechte Erzieher, die ihre Schützlinge in Versuchung führen, das heißt auf die Probe stellen, um zu sehen,

wieviel sie sich von ihnen erwarten dürfen. Gott versucht nicht so. Er weiß, was in den Menschen steckt, und will sie nicht „erproben“. Aber manchmal will er ihnen selbst zum Bewusstsein bringen, dass sie nicht soviel sich zutrauen dürfen, als sie selbst meinen, und zeigt ihnen durch Schwierigkeiten, in die er sie fallen lässt, wie schwach sie sind, und gibt ihnen damit Gelegenheit zur Selbsterkenntnis. Gott weiß, was in den Menschen steckt, welche Kraft sie durch seine Gnade besitzen und wieviel sie mit seiner Hilfe leisten können. Deshalb führt er sie in jene Schwierigkeiten hinein, um ihre Tugend dadurch zur Vollendung zu führen.

Sehr oft stellt Gott an den Menschen Aufgaben, die an und für sich nicht schwierig sind, die nur für diesen Menschen infolge seiner schuldhaften Schwäche eine Gefahr bedeuten und eine Versuchung zur Sünde sind. So können ganz harmlose Dinge für den einen eine schwere Versuchung sein. Wenn man nun bittet, führe mich nicht in Versuchung, so heißt dies, führe mich heraus aus jenen Gelegenheiten, die für mich so leicht Anlass zur Sünde werden. Es ist dies eine Bitte, die die Demut fördert, die uns immer an unsere Schwäche erinnert.

Erlöse uns von dem Übel. – Die Sünde wird als das eigentliche Übel erkannt, deshalb auch jener Zustand, in dem man Gott noch beleidigen kann. In dieser Hinsicht ist die Lebenszeit ein übler Zustand und schwerer erträglich als selbst jener der Seelen, die sich am Läuterungsort befinden, von dem Verklärungszustand ganz abgesehen.

Die letzte Bitte des Vaterunser findet in den nächsten Gebeten ihre nähere Erklärung.

„Erlöse uns, o Herr, wir bitten, von allen Übeln, den vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen . . . gib gnädig Frieden in unsern Tagen, dass wir ... von Sünde frei und jeder Beunruhigung sicher seien!“

Damit kommt der zu Beginn des Kapitels ausgesprochene Gedanke zum Ausdruck, dass mit der Überwindung der Sünde, die uns von Gott trennt, die Vereinigung mit Gott, der Friede uns geschenkt wird. Der Friede, die Sättigung unserer Seele und aller ihrer Wünsche kann in diesem Leben nur unvollkommen erreicht werden. Je tiefer die Vereinigung mit Gott ist, umso größer daher auch der Friede. In dem Augenblick, da sich der Christ vorbereitet auf die Einigung mit dem Mensch gewordenen Gott, drängt sich daher auch immer wieder die Bitte um Frieden auf.

Bei der Vereinigung mit Jesus Christus im Sakrament wird aber weder übersehen, dass sich der Herr im verklärten Zustand befindet, noch auch, dass die Vereinigung geschieht mit jenem, der sein Sterben auf mystische Weise darstellt.

Der Priester lässt einen Teil der Hostie in den Kelch fallen und betet in diesem Augenblick: „Diese Mischung und Weihung des Leibes und Blutes unseres Herrn Jesus Christus gereiche uns, den Empfängern, zum ewigen Leben.“

Es ist ganz klar, dass nicht durch diese Handlung der Leib und das Blut Christi vermischt werden, da in jeder der beiden Gestalten der ganze Christus gegenwärtig ist; aber indem es betont wird, dass wir den Leib und das Blut empfangen, wird uns zum Bewusstsein gebracht, dass unsere Vereinigung mit Christus eine Vereinigung mit dem geopfertem Christus ist. Der sich selbst für uns hinopfernde Herr ist vor uns auf dem Altar, und ihn bitten wir wieder: „Erbarme dich unser“. Welche Sicherheit empfinden wir bei dieser Bitte? Eine so große Sicherheit, wie

man sie empfindet, wenn man einem Menschen um eine Gabe bittet und dabei sieht, dass sie uns schon gereicht wird. Wir müssen uns gleichsam beeilen, diese Bitte noch aussprechen zu können, da uns die Gabe schon zuteil wird. Die Gabe ist nicht nur das Erbarmen Gottes, sondern auch der Friede; gib uns den Frieden!

Indem wir jetzt um den Frieden bitten, der aus der Vereinigung mit dem geopfertem Heiland kommt, sind wir uns auch bewusst, dass es ein Friede sein muss, der mit weltlichem Frieden nichts mehr zu tun hat.

Die unmittelbare Vorbereitung auf die hl. Kommunion. „Herr Jesus Christus, der du zu deinen Aposteln gesagt hast, Frieden hinterlasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch, sieh nicht auf meine Sünden, sondern auf den Glauben deiner Kirche und würdige dich, sie nach deinem Willen in Frieden und in der Einheit zu befestigen.“

In dem Augenblick also, da man sich selbst bereitet auf die hl. Kommunion, denkt man an das große, die Welt befriedende Werk Christi. Man denkt also nicht zuerst an sich, sondern an Christi Reich und bittet, dass es Gestalt gewinnen möge, dass man selbst für das Wirken Christi nicht ein Hindernis darstellen möge. Es liegt hierin eine demütige Selbsterkenntnis vor, man anerkennt, dass die eigene Schwäche an und für sich Gott bestimmen könnte, die Gnaden weniger reich fließen zu lassen.

Nach diesem ersten Gebet für die Kirche betet man für sich selbst: „Herr Jesus Christus, der du nach dem Willen des Vaters unter Mitwirkung des Heiligen Geistes durch deinen Tod der Welt das Leben geschenkt hast, erlöse mich durch diesen deinen hochheiligen Leib und dein hochheiliges Blut von allen meinen Sünden und sämtlichen Übeln und mache, dass ich allzeit deinen Geboten anhangen und lass nicht zu, dass ich je von dir getrennt werde.“

Das sterbende Lamm ist es, das der Welt und mir das Leben gibt. Es gibt mir dieses Leben erstens durch die Befreiung von all dem, was ein Hindernis ist für die Vereinigung mit Gott, und vor allem dadurch, dass es mich in ein anderes Lebensprinzip hineinversetzt. Lass mich deinen Geboten anhangen, das heißt, lass mein Wollen in deinem heiligsten Willen verankert sein als einem mir nicht mehr fremden äußeren, sondern meiner geläuterten Natur gemäßen Willen. Es soll mir zur zweiten Natur geworden sein oder zur zweiten Natur werden, den Willen des Vaters zu erfüllen, jenen Willen, den der Sohn schon für sich erfüllt hat, und der im wesentlichen darin besteht, per mortem mundum vivificare, durch den eigenen Tod der Welt das Leben zu schenken.

„Lass nicht zu, dass ich von dir geschieden werde!“ Christus ist der Herr, der zu befehlen hat, und der alles wirkt. Lass mich also, das ist der Inhalt der Bitte, stets dein Gefangener sein, der Gefangene desjenigen, der nach dem Willen des Vaters unter Mitwirkung des Heiligen Geistes durch seinen Tod der Welt das Leben gibt. Lass mich an diesem deinem Leben, das du nun durch die hl. Kommunion nicht irgendwo, sondern in mir selbst weiter lebst, Anteil haben!

Es ist in der Tat eine große und kühne Bitte, die hier ausgesprochen wird, und der Mensch ist außerstande, so zu beten, wenn Gott ihm nicht hilft. Und noch weniger ist er imstande, diesem seinem Wunsch entsprechend zu leben, wenn er nicht von der Gnade gestützt wird. Daher noch die demütige Bitte: „Der Genuss deines Leibes, den ich Unwürdiger zu empfangen wage,

gereiche mir nicht zum Gerichte und zur Verdammnis, sondern diene mir nach deiner Güte zum Schutz der Seele und des Leibes und zur Heilung.“

Nach dem Empfang der hl. Kommunion unter der Gestalt des Brotes wird gebetet: „Was soll ich dem Herrn vergelten für alles, was er mir erwiesen hat?“ Ja was kann man Gott dafür geben, in welcher Weise kann man seinen Dank abstaten? Nicht besser als dadurch, dass man Gott ganz und gar gewähren lässt, dadurch, dass man anerkennt, nichts vergelten zu können, und immer bereiter sich macht für die Gaben des unendlich freigebigen Gottes. „Den Kelch des Heiles will ich ergreifen und den Namen des Herrn anrufen.“

Nach dem Genuss des heiligen Blutes wird gebetet: „Der Leib des Herrn, den ich genossen, und das Blut, das ich getrunken, hafte stets in meinem Innern und verleihe, dass kein Makel der Sünde in mir zurückbleibe, da die reinen und heiligen Geheimnisse mich erquickten.“ Christus soll also immer in mir leben, Christus, der sich hingibt für das Leben der Welt. Dabei sind die beiden Gedanken, die immer wiederkehren in den Briefen des Völkerapostels: „Ich bin in Christus Jesus, und Christus lebt in mir“, im Kommunionteil der hl. Messe in Form einer Bitte ausgesprochen. „Lass mich deinen Geboten anhängen“, „dein Leib und Blut hafte in meinem Innern!“

„So oft ihr dieses Brot esset und den Kelch trinkt, sollt ihr den Tod des Herrn feiern, bis er wiederkommt“ (1. Kor. 11, 26).

Diese große Aufgabe, die uns Paulus stellt, den Tod des Herrn zu feiern, bis er wiederkommt, erfüllen wir vor allem durch das Miterleben des unblutigen Kreuzesmysteriums der hl. Messe. Wir erfüllen diesen Auftrag auch durch das neue Leben, das wir durch diesen Genuss gewinnen; denn dieses neue Leben ist nichts anderes als ein Hängen mit Christus am Kreuz. Dies ergibt sich mit aller Klarheit aus der ersten Wirkung, die die hl. Kommunion in uns hervorbringt. Die erste Wirkung ist die Vermehrung der Liebe. Die Liebe aber zeigt sich zuerst in der Tat, die man zugunsten des andern wirkt, in der Tat, die mit dem Verzicht auf das eigene Wohl, auf die Erfüllung der eigenen Wünsche stets verbunden sein wird. Diese Liebe, die hervorströmt aus der Vereinigung, in der man mit Christus lebt, wird immer klarer eingehen lassen, dass man den Mitmenschen nichts Besseres zu geben vermag als den Frieden mit Gott, als das neue Leben in Christus, jenes Leben, das immer nur aus einem Sterben emporwächst. Immer klarer erfasst man, dass das Sterben in uns im andern das Leben wirkt, und daher muss in dem durch die häufige Kommunion mit Christus Geeinten das Verlangen wach werden, durch das eigene Lob-, Sühn- und Bittopfer, das in Gemeinschaft mit Christus immer wieder und ohne Unterlass gebracht wird, daran mitzuhelfen, der Welt das neue Leben zu vermitteln, den Frieden mit Gott.

Selig sind, die Verfolgung leiden um der Gerechtigkeit willen, denn ihrer ist das Himmelreich

Über die letzte der Seligpreisungen pflegt man am schnellsten hinwegzugehen; selten nimmt man sie ganz ernst. Ihr Inhalt ist dem nur natürlich denkenden Menschen allzu fern. Meist fühlt man sich nicht verfolgt, man findet in seinem persönlichen Bereich die Welt sehr freund-

dlich und sieht auch die anderen Menschen im ruhigen Besitz all ihrer Güter. Bemerkt man aber eine schlechte, ungerechte Behandlung, die anderen zuteil wird, glaubt man entweder nicht an Ungerechtigkeit oder man sieht darin ein Übel, dem man nicht entrinnen kann und an das man am besten nicht viel denkt.

Menschen, die sich selbst ungerecht behandelt wissen, vergessen erst recht auf die letzte Seligpreisung, ja sie ist ihnen unverständlich. Man kann die Seligpreisungen der Barmherzigen, der Reinen, der Friedfertigen verstehen, ja sogar jener, die arm sind, wenngleich dies schon bedeutend schwieriger ist; aber die Seligpreisung Verfolgter, ungerecht Verfolgter scheint mit dem Selbsterhaltungsgesetz in unversöhnlichem Gegensatz zu stehen. Jeder Mensch hat in sich ein so ausgesprochenes Empfinden für das Recht, dass er, wenn er selbst Unrecht tut, dafür noch einen Rechtsgrund sucht. Mit einem Unrecht, das er leidet, wird er sich schon um dessentwillen schwer abfinden; er wehrt sich dagegen mit allen Kräften, und wenn seine Mittel nicht ausreichen, schreit er zu Gott um Hilfe und wartet auf einen Eingriff des Himmels.

Hierin liegt ja auch einer der gewöhnlichsten Zweifel Gott gegenüber: Wenn es einen Gott gäbe, so könnte er dieses oder jenes Unrecht nicht zulassen. Der gewöhnliche Mensch will sich mit einer ausgleichenden Gerechtigkeit im Jenseits nicht zufrieden geben, und wenn er es schließlich tut, so geschieht es mit Seufzen; aber er hört nicht auf, erlittenes Unrecht als ein Unglück zu empfinden, und ist weit entfernt, die achte Seligpreisung für sich in Anspruch zu nehmen. Und doch ist es ein wesentlicher Grundzug christlicher Seelenhaltung, das Verständnis dafür und die Kraft aufzubringen, im gegebenen Augenblick dieser Erkenntnis gemäß sich zu verhalten. Wer sich hier nicht zurechtfinden kann, dem geht jedenfalls die Fülle religiösen Lebens ab.

Wir müssen uns freimachen von der kindlichen Vorstellung, als bestünde das Wesen des Christentums in einer neuen Lehre und neuen Geboten, über deren Einhaltung oder Nichteinhaltung am Ende der Zeiten das letzte Gericht entscheiden und Lohn oder Strafe verteilen wird. Mit dem Christentum ist unendlich mehr in die Welt gekommen als eine neue Lehre. Mit der Menschwerdung des Gottessohnes, mit der Hereinziehung der menschlichen Natur in die Gottheit, durch die Einigung dieser Natur mit der göttlichen Natur in der Person des Sohnes Gottes beginnt eine neue Schöpfung sich auf Erden zu vollziehen. Diese neue Schöpfung besteht darin, dass die Menschen hineinversetzt werden in das Licht Gottes, das nun in der Menschheit zu leuchten beginnt, dass die Menschen, soweit sie guten Willens sind, mit Jesus Christus verbunden werden, von ihm wahrhaft und wirklich ergriffen werden.

Wie ein Magnet das Eisenteilchen ergreift und wie dieses dann selbst magnetisch wird, so wirkt Christus auf die Menschen ein; und soweit sie sich nicht vor ihm verschließen, soweit nimmt er sie in sich auf, so dass ihre Natur dadurch umgewandelt wird, dass sie unter dem ständigen Einfluss Christi nun die Welt und alle ihre Aufgaben anders zu werten beginnen, wie eben der Gottessohn die Dinge dieser Welt anders sieht und wertet als derjenige, der „den Geist dieser Welt“ besitzt.

In dem gleichen Maße nun, als Christus uns ergreift und unsere ganze Lebensauffassung dadurch gewandelt wird, in dem gleichen Maß haben wir auch Anteil an seinem Leben in allen seinen Auswirkungen. So weit ist einer Christ, als er in Wahrheit sagen kann: „Christus lebt in mir.“ Wie inhaltsreich ist dieses Wort: Christus lebt in mir! Wir wollen seine Bedeutung nur

andeuten; aber diese kurze Andeutung wird genügen, um uns hinzuführen zum tiefen Verständnis der letzten aller Seligpreisungen.

Um die Berechtigung des Wortes: Christus lebt in mir, zu erweisen, müssen wir uns erinnern, was oben über die Geburt Gottes im Herzen des Menschen gesagt wurde. Durch die Taufe sind wir Christus eingegliedert, lebt er in uns, nicht nur in der stillen Verborgtheit, in der der Herr in den Tabernakeln unserer Kirchen wohnt, sondern als das Leben unseres Lebens, die Seele unserer Seele. Meine Person ist es, die für die freien Handlungen verantwortlich ist; sie ist die Trägerin meiner Gedanken und Wünsche, meiner Hoffnungen und Pläne. Im Getauften, der die Taufgnade in sich wirken lässt, wachen Gedanken und Wünsche auf, die niemals von ihm allein getragen werden könnten, weil sie über seine natürliche Leistungsfähigkeit und Erkenntnisfähigkeit hinausgehen; diese wahrhaft übernatürlichen Wünsche sind zugleich mitgetragen von Jesus Christus.

Jedes Gebet zum Vater im Himmel, jedes gute Werk zum wahren Heil des Nächsten, aus Liebe zu Gott gewirkt, jeder Gedanke, der zur Feindesliebe stimmt, all das sind Tätigkeiten der Seele, die mehr von Christus als von ihr selbst her rühren.

Wenn die Betrachtung der Welt den Menschen dahin führt, die Liebe Gottes zu finden, wenn er in ihr nicht nur Hass und Kampf und Entzweiung sieht, sondern mitten in der Verderbtheit die Spuren der göttlichen Wirksamkeit gewahrt, wenn er nicht nur in der leblosen Natur, sondern auch in der belebten, ja sogar in den oft harten Schlägen, die ihm widerfahren, die gütige Vaterhand Gottes zu erblicken vermag, wenn er ganz ehrlich vorzudringen weiß bis zu jenem „Gepriesen sei Gott für unsern Bruder, den Tod“, dann zeigt sich darin, dass nicht mehr er selbst mit seinen natürlichen Kräften erkennt, sondern dass er erleuchtet ist von Jesus Christus, dass in ihm Jesus Christus lebt, der die Welt ganz anders sah als wir.

Hat nicht Christus, der Herr, seine Apostel dazu geführt, in dieser ganz neuen Weise die Dinge zu sehen? Hat er nicht gesagt: „Betrachtet die Lilien des Feldes und die Vögel des Himmels“, wie für sie gesorgt wird vom Vater im Himmel? Hat er ihnen nicht erst die Augen geöffnet für den Wert der Demut des Kindes und diese ihnen als Ziel vorgestellt, dem nachzustreben ist? Hat nicht er die Apostel zusammengerufen und auf eine ganz unscheinbare, arme Frau hingewiesen, die ihr Geldstück in den Opferkasten warf, um seinen Jüngern den überragenden Wert dieser von der Welt nicht gesehenen Tat zu zeigen? – So ist es also ein Zeichen, dass Christus wahrhaft in uns lebt, wenn wir in einer ganz neuen Weise die Dinge zu bewerten verstehen, wenn wir überall den Wertmaßstab Christi anzulegen vermögen.

Als sicherstes Kennzeichen dafür, dass Christus in uns lebt, kann man die Erkenntnis ansehen, dass „das Törichte auf Seiten Gottes weiser ist als die Menschen“ (1. Kor. 1, 25). Die Liebe zur Krippe von Bethlehem, zum verborgenen Leben in Nazareth, zur „Verrücktheit des Kreuzes“, die Liebe zur Kirche der Unbedeutenden und Verächtlichen, zur Kirche der Sünder und Zöllner, diese Liebe ist nicht etwas rein Menschliches; man kann sich dazu nicht zwingen; sie ist das Zeichen, dass Christus in uns Gestalt gewinnt.

Wenn ich ganz Christ bin, wenn Christus in mir lebt, dann muss auch der Geist immerwährender Danksagung in mir sein. Ist es nicht erstaunlich, wie das Leben Jesu ein Leben fortwährenden Dankes gewesen ist? Ein Mensch dankt nur dann, wenn er sich beschenkt sieht;

so muss sich Christus der Herr also auch ohne Unterlass beschenkt gefühlt haben. Beachten wir, bei welchen Gelegenheiten Jesus stets ein Gebet des Dankes gesprochen hat! Jesus hat seinem Vater gedankt für seine Sorge um die Kleinen und unbedeutenden Menschen, für seine Weisheit, die sich den Weisen und Klugen dieser Welt verschließt; er hat gedankt, als er im Begriffe stand, Lazarus die Wohltat des Lebens wieder zu schenken; er hat gedankt, als er im Begriffe stand, eine große Zahl von Menschen auf wunderbare Weise zu sättigen, – und er dankte, bevor er sich selbst den Aposteln zur Speise hingab und auf verborgene Weise das Opfer seines Lebens brachte.

So hat Jesus stets gedankt für das der Welt verborgene Wirken seines Vaters und hat gedankt für die Aufgabe, die er vom Vater erhalten hat, Gutes zu tun und dadurch die Herrlichkeit des Vaters zu offenbaren, eine Herrlichkeit, die nirgends deutlicher wurde als dort, wo der Herr sich uns geschenkt und seine Liebe bis zum Tode bewiesen hat, und zwar zur Zeit, da wir noch seine Feinde waren.

Wenn der Geist Christi in uns wohnt, dann wohnt auch der Geist der Danksagung in uns; dann fühlen auch wir uns von Gott stets beschenkt und werten es als beste Gabe, dass wir aus Gnade berufen sind, die Herrlichkeit Gottes an unserm Leben zeigen zu dürfen.

Es ist klar, dass man nicht auf Grund eines eigenen Entschlusses die Fülle dieses Christuslebens leben kann. Nirgends wird vielleicht deutlicher greifbar, dass das Leben der Gnade ein übernatürliches Leben ist und zugleich ein Leben von höchster Realität wie gerade hier. Wenn nämlich in einem Menschen einmal der vorherrschende Wunsch dahin geht, auch den leidenden und verfolgten Christus in sich sein zu lassen, wenn dies nicht ein bloßer Wunschtraum ist, sondern ein Gedanke im nüchternen Alltag, dann weiß er zugleich: Nicht ich lebe, Christus lebt in mir.

Wenn man diese Worte Christen von heute sagt, werden sie nicht darauf entgegnen: Dies ist mir zu hoch? Haben wir aber ein Recht dazu, so zu antworten? Es ist doch nicht die Frage, ob mir etwas zu hoch oder zu niedrig ist, sondern ob ich mich beugen will unter die allgewaltige Hand Gottes, ob ich bereit bin, ihn sein Werk auch in mir wirken zu lassen. Nun aber ist es eben sein Werk und sein Wille, uns dem Bild seines eingeborenen Sohnes Jesus Christus gleichzugestalten; nun ist es sein Wille, seinen Geist in uns auszugießen, so dass wir dadurch ein neues Geschöpf werden.

Wenn wir diese Zusammenhänge betrachten, dann kann uns die letzte der Seligpreisungen nicht mehr unverständlich sein. Nicht deshalb werden ja die um Jesu willen oder um der Gerechtigkeit willen Verfolgten selig gepriesen, weil das Verfolgtsein ein beneidenswertes Los ist, sondern weil darin sich am deutlichsten offenbart, dass die Gemeinschaft mit Christus ganz innig geworden ist. Wenn Christus wirklich in uns lebt, immer wieder durch sein Wirken in uns Gestalt gewinnt, dann sind auch die Geheimnisse seines Lebens stets unter uns wieder Wirklichkeit; dann kann es gar nicht anders sein, als dass sich das Drama von Golgatha in unserm eigenen Leben bemerkbar macht, dass sich auch das Eigentümliche am Leiden Christi in unserem eigenen Leben widerspiegelt.

Freilich nicht alles, was wie Verfolgung aussieht oder auch wirklich Verfolgung ist, ist deshalb schon ein getreues Nachbild des Golgathaereignisses. – Um uns ein wahres Bild zu machen

vom Wesen des christlichen Leidens, müssen wir uns noch eine für uns Menschen schmerzliche Tatsache in Erinnerung rufen, dass nämlich das Leiden Christi ein Leiden ohne jeden Trost war. Das Sterben Christi war nicht das Sterben eines Freiheitshelden, der für sein Ideal stirbt, und den auch sein Gegner bis zu einem gewissen Grad achten muss. Jesus war nicht ein „Märtyrer seiner Überzeugung“ wie mancher Häretiker, der bereit war, eher den schrecklichsten Tod zu erleiden, bevor er seine Meinung aufgegeben hätte. Christus ist nicht als Heros seines Glaubens gestorben, sondern als der „treue Zeuge“ seines Vaters, als Zeuge einer Liebe, die keine Grenzen kennt, die auch dort noch liebt, wo der gegnerische Hass soweit geht, dass er das Wertvollste raubt, was ein Mensch hier auf Erden hat: die Ehre und die Achtung der Mitwelt. Christus ist gestorben als einer, der aus der Stadt, aus der menschlichen Gesellschaft hinausgeführt wurde, um dort als Verbrecher unter Verbrechern zu sterben. So und nicht anders stirbt er noch in jenen, in denen er sein Leben ganz zur Entfaltung bringt.

Von Anbeginn an waren die Christen „von allen Seiten bedrängt, in Verlegenheit, zu Boden geworfen; ständig trugen sie das Todesleiden Jesu an ihrem Leibe herum; immer wurden sie als Betrüger geschmäht und doch waren sie wahrhaft, unbekannt und doch wohlbekannt, dem Tode nahe, und siehe, wir leben“ (2. Kor. 3, 8; 6, 8). – Der leidende, verfolgte Christ hat nicht den Trost, vom Gegner als Gegner geachtet zu sein; er hat keinen anderen Halt als den der Gemeinschaft mit Jesus Christus, keinen anderen Ausblick als jenen: „Mit Christus hänge ich am Kreuz“ (Gal. 2, 19). Ja, in der letzten Auswirkung des Christuslebens tritt selbst noch das spürbar Tröstliche dieser Wahrheit zurück, so dass er mit dem Heiland vor seinem: „In deine Hände empfehle ich meinen Geist“ noch zu klagen hat: „Mein Gott, mein Gott, wie hast du mich verlassen!“

Kann die Maßlosigkeit der göttlichen Liebe besser geoffenbart werden als dadurch, dass ihre Unüberwindlichkeit sichtbar gemacht wird? Zeigt sich doch am Leben Christi, dass die Wogen des Hasses die Liebe des Gottmenschen nur noch greifbarer machen. Wir haben aber das letzte Geheimnis des Christusleidens noch nicht erfasst, wenn wir uns nicht von Johannes, dem Evangelisten, hinführen lassen zu dem am Kreuze Gestorbenen, und die feierlichen Worte vernehmen: „... So kamen die Soldaten und zerschlugen dem einen wie dem andern der Mitgekreuzigten die Gebeine. Als sie aber zu Jesus kamen, sahen sie, dass er schon tot war. Darum zerschlugen sie ihm die Gebeine nicht, sondern einer der Soldaten durchbohrte seine Seite mit einer Lanze, und sogleich floss Blut und Wasser heraus. Der dies gesehen hat, ist Zeuge davon geworden, und sein Zeugnis ist wahr. Er weiß, dass er die Wahrheit spricht, damit auch ihr glaubt. Denn das ist geschehen, damit die Schrift in Erfüllung geht: ‚Kein Gebein soll ihm zerbrochen werden‘ und ferner die andere Schriftstelle: ‚Sie werden aufblicken zu dem, den sie durchbohrt haben‘.“ (Joh. 19, 32 ff.)

Der hl. Johannes, der Jünger, den Jesus liebte, der uns das pneumatische Evangelium geschrieben hat, lag beim letzten Abendmahl an der Brust Jesu und stand damit augenscheinlich auch den Herzensgeheimnissen Jesu am nächsten. Ihm ist es vorbehalten geblieben, uns zu offenbaren: Das Herz des Gekreuzigten, das Herz unseres Gottes ist verwundet!

Das Herz ist das Organ, das als das Symbol des Lebens angesehen werden kann. So lange das Herz eines Menschen schlägt, so lange lebt dieser Mensch. Wenn auch einzelne Glieder abgestorben sind, wenn selbst das Bewusstsein geschwunden ist, das Leben ist da, so lange das

Herz noch nicht ausgesetzt hat. Mit dem Stillstand des Herzens ist der Tod eingetreten, auch wenn noch in den einzelnen Gliedern Leben sein sollte. Man spricht nun auch im geistigen Sinne vom Herzen eines Menschen und meint damit das Tiefste in ihm, dasjenige, woraus seine Gedanken und Wünsche, seine Hoffnungen und Pläne hervorquellen, den Kern seines Wesens. So lange dieses Herz unverletzt ist, so lange vermag der Mensch sein geistiges Leben weiter zu leben. Viel Trauer und Schmerz mag über ihn kommen, er wird immer in sich selbst noch eine Quelle des Friedens finden, aus der er schöpfen kann. Wenn ein Mensch aber einmal im Tiefsten verletzt ist, wenn sein Herz verwundet ist, dann stirbt er dahin unter diesem betäubenden Schmerz. Dann kann er nichts mehr finden, wohin er sich zurückziehen könnte, um wieder Trost zu finden.

Die geöffnete Seitenwunde sagt uns, dass das Herz Christi verwundet wurde, dass sein Herz unter dem Schmerz, der ihm bereitet wurde, gebrochen ist. Dieser Schmerz, der sein menschliches Herz brechen ließ, war die Trauer darüber, dass die Menschen seine eigene Liebe verschmäht, und sich dadurch das Tor zum Frieden und zum Glück verschlossen haben. Dies ist das größte Geheimnis, dass Christus dem Herrn soviel an unserer Liebe gelegen ist, während unser Hass, unsere Gleichgültigkeit ihn im Tiefsten verletzt. Er beantwortet unsere Kälte nicht mit Gleichgültigkeit, ja unser Hass und die bis zum äußersten gehende Bosheit, die nicht früher ruht, bis sie den traurigen Triumph einer physischen und moralischen Vernichtung des Menschensohnes erleben kann, auch diese Bosheit kann Christus, den Herrn, nicht bewegen, sich von den Menschen zurückzuziehen und sie sich selbst zu überlassen. Während die Menschen ihm körperlich die größten Schmerzen zufügen und geistig sein Herz verwunden, bittet er für sie. So offenbart sich im Gekreuzigten die Maßlosigkeit der göttlichen Liebe, die niemand verwirft und zur Hölle schickt, die aber, weil Liebe nicht erzwungen sein will, es geschehen lässt, wenn der Mensch die Bosheit der Liebe, die Hölle dem Himmel vorzieht.

Die Liebe Gottes musste sich uns zeigen in ihrer Maßlosigkeit: Nur so ist es uns in unserer Verderbtheit aufgegangen, wie groß unsere Schuld ist; nur so konnten wir in unserer Härte und in unserm Trotz überwunden werden.

„Herr, gedenke meiner, wenn du in dein Reich kommst!“

„Wahrlich, dieser war ein Gerechter!“ – Das Volk floh mit Entsetzen von der Stätte des Grauens und bekannte seine Schuld. So begann die Einsicht dort, wo durch und in dem Tod des Gottessohnes die Liebe ohne Maß offenbar wurde.

Christus lebt sein Leben weiter in seinen Gerechten. Auch hier will er seinen Vater verherrlichen. Die Verherrlichung geschieht nirgends vollkommener als dort, wo der Christ hineingestellt wird in den Kampf, in die Entzweiung, wo dieser Kampf nicht mehr ein ehrlicher Kampf, sondern ein Kampf blinder böser Leidenschaft ist, wo in dem Kampf die Bosheit ihre Triumphe feiert. Was ist naheliegender, als dass nun auch in dem Christen die blinden Instinkte wach werden, dass er seine edlen, menschlichen Grundsätze vergisst, sich selbst vergisst und Böses mit Bösem vergilt oder, wenn er dies nicht vermag, dass er seinen Peiniger mit unduldsamem Hass verfolgt?

Wenn aber Christus in uns lebt, dann lässt er diese Schwierigkeiten zu, nicht nur, um uns zu prüfen, sondern um sich selbst zu offenbaren. In dem Leiden des Gerechten, in den

Schwierigkeiten, die man um der Gerechtigkeit willen auf sich nehmen muss, zeigt sich immer wieder die Wahrheit ausgedrückt: Das Licht kommt in die Welt, und die Welt erkennt es nicht; es kommt in sein Eigentum, und die Seinigen nehmen es nicht auf; hier im Ertragenkönnen, ohne innerlich verbittert zu werden, zeigt es sich, dass Christus selbst in uns lebt und dass er unser Leben und Denken umgewandelt hat. Ja in diesen Schwierigkeiten wächst erst das Leben der vollkommenen Liebe heran; da feiert die Selbstlosigkeit erst ihren Sieg. Da zeigt es sich nämlich auch, dass das Licht in die Finsternis kommt, und die Finsternis das Licht nicht zu ergreifen vermag, das heißt wie auch immer das Böse das Gute zu verschlingen sucht, es gelingt ihm nicht; und das Gute erscheint nur umso klarer, je mehr es dem Bösen ausgesetzt ist.

Was hier gesagt ist, das ist dort, wo Christen gelebt haben, auch immer verwirklicht worden. So waren die einst so furchtsamen Apostel voll der Freude, als sie die entehrende Geißelstrafe erhielten, weil sie für würdig befunden worden waren, um Jesu willen Schmach zu erleiden. So hat ein Stephanus frei von jeder Verbitterung während seiner Steinigung bitten können: „Herr, rechne es ihnen nicht zur Sünde an!“ So verwirrten Paulus und Timotheus die Gefangenen von Philippi, weil sie im Kerker ihre Loblieder zu singen wussten. Daher kann auch Paulus an die Philipper schreiben: „Euch ist die Gnade verliehen, nicht nur an Christus zu glauben, sondern auch für Christus zu leiden“ (Phil. 1, 29).

Diese Grundhaltung ist in der Christenheit stets lebendig geblieben. Erinnerung sei an Franziskus und seine Lehre von der vollkommenen Freude. „O Bruder Leone“, so sprach er zu seinem gelehrigen Schüler, „wenn wir Brüder auch über die ganze Welt gute Vorbilder der Heiligkeit und Erbauung abgeben, dann merke dir genau und schreib es auf, dass darin nicht die vollkommene Freude ist, ... und wenn wir Brüder auch den Blinden das Gesicht wiedergeben, die Lahmen heilen, Teufel austreiben ... so liegt darin nicht die vollkommene Freude ... aber wenn wir jetzt nach Portiunkula kommen und vom Regen durchweicht und von der Kälte erstarrt und vom Kot der Wege beschmutzt und vor Hunger ermattet sind und wir an die Klosterpforte anklopfen und der Pförtner kommt und böse wird, uns für Straßenräuber hält und uns nicht einlässt, sondern draußen in Schnee und Kälte hungrig stehen lässt. ... und wenn wir dann eine solche Behandlung ertragen, ohne böse zu werden – o Bruder Leone, merke dir, dass dies die vollkommene Freude ist.“

Es sei erinnert an Ignatius von Loyola und jenes Gebet, das er nicht nur selbst gesprochen hat, sondern das er nach einer entsprechenden Vorbereitung alle echten Nachfolger Christi gelehrt hat: „Ewiger Herr aller Dinge, ich bringe mit deiner Gunst und Hilfe, vor deiner unendlichen Güte und in Gegenwart deiner glorreichen Mutter und aller Heiligen des himmlischen Hofes mein Opfer dar, dass ich nämlich will, und dass es mein wohlüberlegter Entschluss ist, wofern es nur zu deinem größeren Dienst und Lob gereicht, dich nachzuahmen in Ertragung jeglicher Unbilden, jeglicher Schmach und jeglicher Armut, der wirklichen sowohl wie der geistigen, wenn deine heiligste Majestät mich zu solchem Leben und Stande erwählen will.“

Diese Wünsche sind rein menschlich nicht verständlich. Sie können nur von jemanden begriffen und selbst ausgesprochen werden, der Christus so sehr liebt, dass er sein Leben mit ihm teilen will, nur von demjenigen, in dem Christus selbst Gestalt zu werden beginnt. Man kann nicht zur Rechten und Linken Christi sitzen in seinem Reich, wenn man nicht bereit ist, den

Kelch Christi zu trinken und mit der Taufe Christi getauft zu werden. Sein Kelch aber war ein Kelch des Leidens, und seine Taufe war eine Bluttaufe.

Diese Zusammenhänge von Gemeinschaft mit Christus und Leidenslos sollen uns nicht mutlos machen. Das Kreuz ist ja nie das Letzte. Auch für Christus ist nicht das Kreuz das Letzte, sondern Durchgang zur Verklärung. Der verklärte, der im Schoße des Vaters ruhende Sohn ruft uns zu wie einst dem Petrus: Folge mir nach! Folge mir nach nicht nur auf meinen Wanderungen über die verstaubten Wege Palästinas, sondern folge mir dorthin nach, wo ich jetzt bin, komm mit mir heim zum Vater! Dorthin ruft uns also der Herr, wo er mit dem Vater und dem Geist in der dreipersönlichen Liebesekstase lebt. Der Weg dorthin ist allerdings ein Kreuzweg; aber das Leid ist doch nur eine vorübergehende Episode, allerdings eine solche von entscheidender Wichtigkeit; sie ist der Preis, der gezahlt wird, um teilhaben zu können an der Herrlichkeit Christi.

Die Leidensaussichten dürfen uns nicht traurig stimmen. Christus selbst ruft uns zu: Seid getrost, ich habe die Welt überwunden, ... eure Trauer wird sich in Freude wandeln ... ich verlasse euch nicht, ich bin bei euch bis zum Ende der Welt!

Wir dürfen nicht unsicher und ängstlich werden und uns fragen: Kann ich denn so großes Leid, wie es mit der Christusgemeinschaft gegeben ist, ertragen? Gott weiß doch, was wir tragen können; er ist es, der das Maß bestimmt und sonst niemand. Ihm kommt es nicht auf Größe und Zahl an, sondern auf das Wie, auf die Weise, wie wir das uns zgedachte Leid tragen wollen, vor allem auf den Glauben, mit dem wir das Kreuz umfassen. Die Leiden dieser Zeit stehen in keinem Verhältnis zur künftigen Herrlichkeit, die da ausgedrückt ist in dem Wort: „Wer siegt, wird dies zum Erbe erhalten. Ich will ihm Gott sein, und er soll mein Sohn sein“ (Offb. 21, 7).